Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_S0-AVO-076

Mathilde Marchesi

Lichtdr. v. W. OTTO, Düsseldorf.

Aus meinem Leben.

Von

Mathilde Marchesi

Marquise de la Rajata de Castrone.

Düsseldorf

Verlag von Felix Bagel.

1889

Meinen Töchtern

Teresa und Bianca

gewidmet.

Vorwort.

Die nachstehenden flüchtigen Erinnerungen aus meinem Leben waren anfänglich nur für den engen Familienkreis und nicht für das Publikum bestimmt. Von zahlreichen Freunden und meinen Schülerinnen aufgefordert, sie Theil nehmen zu lassen an den Ereignissen meines zwar nicht besonders bewegten, aber von einem ununterbrochenen Streben für die herrliche Kunst des Gesanges erfüllten Lebens, habe ich mich entschlossen, diese Erinnerungen einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen.

Ein glückliches Geschick brachte mich mit den hervorragendsten Personen, namentlich aber mit den bedeutendsten Musikern unserer Zeit in Verbindung. Ich habe, was ich mit ihnen erlebt und an ihnen beobachtet, in meine Erinnerungen mit eingeflochten,

und so darf ich hoffen, daß diese Blätter auch das Interesse derer erwecken werden, die für die Musik überhaupt, deren Entwicklung und deren Träger einen offenen Sinn und ein warmes Herz haben.

Mathilde Marchesi.

Inhalt.

	Seite
Meine Jugend	1
Mein erster Aufenthalt in Wien	9
Rückreise nach der Vaterstadt	17
Studien in Paris	22
Aufenthalt in Mailand	30
Beginn meiner Künstlerlaufbahn in London	37
In der Heimath	40
Nach London zurück	42
In Weimar und Leipzig	50
Zum dritten Male in London	60
Aufenthalt in Holland. (Meine Verheirathung)	64
In Berlin (Meyerbeer)	66
Nach Berlin, Brüssel und London	69
Florenz und Ferrara	76
In Wien	84
In Paris	98
In Köln	115
Zum dritten Male in Wien	132
Nach Neapel	136
Heimwärts	142
Reise nach Ostende	151
Verdi in Wien	157

Seite

Auf dem Lido in Venedig 165
Bei Verdi in St. Agata 172
Nach Wien zurück 178
Unsere silberne Hochzeit 190
Mein Austritt aus dem Conservatorium 192
Der Starenberger See und die Pariser Welt-Ausstellung . . . 195
Heimgekehrt 201
Die zwei letzten Jahre in Wien 210
Paris 1887 220

Meine Jugend.

Ich bin als die jüngste von drei Schwestern in Frankfurt a. M. geboren, wo mein Vater, Johann Friedrich Graumann, ein angesehener und wohlhabender Großhändler war. Da ich ungewöhnlich lebhaft, sehr beweglich und im Hause schwer zu beschäftigen war, schickte mich meine gute, vortreffliche Mutter schon mit dem vierten Jahre täglich auf einige Stunden in eine nahgelegene Strickschule, wo ich nicht nur stricken, sondern vor Allem ruhig sitzen lernen sollte. Erst mit meinem sechsten Jahre aber begann der Kampf mit Vocalen und Doppellauten, mit dem schweren Geschütz der vier Species. Vormittags und Nachmittags wanderte ich, ein Ränzchen auf dem Rücken, in die sogenannte „Musterschule“, in der alle Stände, alle Confessionen Deutschlands, Protestanten, Katholiken und Juden vertreten waren, wenn auch die letzten in nur geringer Zahl. Vor dem Beginn des Unterrichts wurde immer ein Choral gesungen. Hell stimmte ich in unser zum Himmel aufsteigendes Sangesopfer ein, das, war es vielleicht nicht immer ganz „rein“, doch um so mehr aus dem Herzen und mindestens

ebenso sehr aus voller Brust drang. Auch das hellste Flammenopfer ist nicht ganz ohne Rauch.

Während einiger Jahre saß zu meiner Rechten die Tochter des holländischen Gesandten, zur Linken die eines Bäckers, später war sogar mein Platz für kurze Zeit neben dem der Tochter des Frankfurter Scharfrichters. Das arme Mädchen, eine unschuldig Enterbte der Ehre, der ich volles Mitleid zollte, hatte so viel von der Geringschätzung und den Neckereien ihrer Mitschülerinnen zu erdulden, daß sie bald nach ihrem Eintritt diese nach jeder Richtung hin ausgezeichnete Schule wieder verlassen mußte.

Von frühester Jugend an fand ich Freude am Lernen, meine Wißbegierde konnte nie hinreichend befriedigt werden, und so kam es, daß ich in meiner Klasse fast immer die Erste war. Dabei muß ich eine gute Kameradin gewesen sein, denn ich erinnere mich sehr wohl, daß viele meiner Schulgenossinnen mich häufig mit Rath, namentlich aber auch mit That hinsichtlich ihrer Arbeiten in Anspruch nahmen.

Von einer gütigen Natur heiter 'veranlagt, sang und trällerte ich den ganzen Tag und war nicht wenig stolz darauf, daß man mir bei den Prüfungen in der Schule kleine Soli anvertraute. Wenn Besuch zu meinen Eltern kam, hieß es: „Tilde, sing' uns ein Liedchen," doch war ich nur dann dazu zu bewegen, wenn die Leute mir gefielen. »Vorfrühe Capricen der Künstlerin«, wirft man vielleicht spöttisch ein. Nein und tausendmal nein! Es war das instinctive Fühlen des Kindes, daß es bei den Personen, die ihm nicht »gefielen«, nicht das offene Herz für seine Lieder finden, nicht derselben Freude darüber bei ihnen begegnen würde, die es selbst darüber empfand. Diese Erwägung machte man sich jedoch daheim nicht, denn nach einer solchen

Weigerung blieb nie eine kleine Rüge aus. Indeß verdanke ich es der unendlichen Güte und Nachsicht meiner theuren Eltern, daß mir nie eine materielle Strafe auferlegt wurde, selbst wenn ich sie vielleicht verdient hätte.

Heute noch segne ich sie dafür.

Wie sehr wird doch das Gemüth der Kinder verbittert, wenn sie für jeden, auch den geringsten Fehler bestraft werden oder, was noch gefährlicher ist, wenn gewissenlose Eltern die Bestrafung ihren Untergebenen überlassen oder gar ihnen dieselbe übertragen. Die Furcht vor der Strafe legt den Keim zur Lüge: hat man aber erst einmal den Ariadne-Faden der Wahrheit in den Irrgängen des Lebens verloren, dann darf dasselbe getrost als ein verfehltes angesehen werden.

Meine unvergeßliche Mutter war für mich der Inbegriff alles Guten, Edlen und Schönen. Und sie war in der That nicht nur eine unübertreffliche Mutter und Gattin, sondern auch das Muster einer echten deutschen Hausfrau. Das friedliche und idyllisch-glückliche Zusammenleben meiner geliebten Eltern wird immer eine meiner schönsten Erinnerungen bleiben.

Meine Mutter widmete sich ganz unserer Erziehung, und da sie viel auf meinen Gesang und auf meine musikalischen Anlagen hielt, so erlaubte sie mir auch öfters — mich dabei vor meinen zwei älteren Schwestern bevorzugend — mit meiner Großmutter, welche gemeinschaftlich mit Baron Anselm von Rothschild eine Loge im Theater inne hatte, in die Oper zu gehen. Zwar mußte ich oft den ganzen Abend stehen oder auf einem harten Bänkchen in einem dunkeln Winkel unbequem sitzen, aber was that mir das? Konnte ich doch Musik hören und der freilich oft noch

unverstandenen Sprache unserer Meister der Tonkunst lauschen, — außerdem aber versorgte mich Baron von Rothschild reichlich mit den feinsten Bonbons, was auch nicht zu verachten war.

Als Jenny Lind in Frankfurt an der Oper sang, de Bériot und Pauline Garcia (jetzt Frau Viardot), sowie Thalberg und Liszt Concerte gaben, da umschmeichelte ich mein Großmütterchen, bat und bettelte, und richtig, meine Bitten erweichten sie, ich durfte sie zu diesen musikalischen Genüssen begleiten und mich in meinem kleinen Winkel vor Wonne und Entzücken fast zu Tode weinen. Nicht immer ward es mir so gut.

Als Rubini ein Concert gab, schlug mir mein sonst so gütiger Vater die Erlaubniß zum Besuche desselben rundweg ab. Vergebens weinte und flehte ich, ja ich glaube, ich that so etwas wie einen Fußfall vor ihm. Er blieb unerbittlich. „Die Preise sind zu hoch," war seine kurze Erwiderung, „und überdies gehören Mädchen an den Nähtisch oder in die Küche." So habe ich den großen Sänger leider nie gehört.

Wir hatten eine französische Erzieherin, und für Literatur, Musik, Harmonielehre, fremde Sprachen, Tanz u. s. w. die besten Privatlehrer. Doch wurden wir auch zur Erfüllung der häuslichen Pflichten von unserer Mutter gleich strenge angehalten. Ich mußte kochen, plätten, nähen, flicken, sticken und viel, ach, sehr viel stricken. Während des Lesens nützlicher und klassischer Werke durfte der Strickstrumpf nie fehlen, und wehe, wenn bei irgend einem interessanten Kapitel mir derselbe aus den Händen glitt. Um uns Kindern aber das verhaßte Stricken erträglich zu machen, hatte unsere gute Mutter oft in die Baumwollenknäuel allerliebste kleine Ueberraschungen verborgen, und in der Mitte derselben

fanden wir, als Lohn des Fleißes, ein goldenes Kreuzchen oder sonst einen von uns gewünschten Gegenstand.

Eine schwere Zeit war für mich im Sommer die des Bohnenschneidens und des Obsteinsiedens. Wir durften dann das Haus nicht verlassen und mußten fleißig Hand anlegen. Oft genug freilich versteckte ich mich mit irgend einem schönen Buche in einem Winkel des Hauses und suchte mich diesen manuellen Arbeiten, die, ich gestehe es offen, mir wenig Freude machten, zu entziehen oder, ihrer müde, mich von ihnen zu erholen. Wie haben die Zeiten sich doch geändert. Wer von unseren jungen Mädchen weiß heute noch was von Bohnen schneiden und Apfelkraut sieden!

Im Winter bewohnten wir unser eigenes, ganz eigenthümlich mit Altanen, in einer Art Schweizerstil erbautes Haus, zum »Rebstock« genannt, im Sommer aber ein kleineres, vor den Thoren der Stadt gelegenes, wo uns Kindern in dem schönen, mit schattigen Laubgängen versehenen Garten volle Freiheit gelassen ward. Ich brachte den ganzen Tag im Freien zu, las oben auf den Bäumen, schleppte Bücher, Papier, Tintenfaß und Feder auf hochaufgeschichtete Holzstöße, um meine Aufgaben zu machen, fiel unzählige Male in den Bach, der bei dem Garten vorüberfloß, beschäftigte mich viel mit meinen Lämmchen, welche im Frühling für mich gekauft wurden, pflegte meine Blumen, pflückte verlockendes Obst von Baum und Strauch und träumte der Kindheit schönen Traum.

Im Winter, wenn tiefer Schnee lag, wurde ich von unserm alten treuen Diener Johann in einem kleinen Schlitten zur Schule gefahren, durfte in zahllose Kindergesellschaften gehen und deren geben, hatte zu Weihnachten den herrlichsten aller Christbäume und bekam Geschenke ohne Zahl.

Ach, es war eine selige Zeit! Jeder liebte mich, und kein Wunsch blieb mir unerfüllt. Nur einen Kummer hatte ich. Er betraf meine Toilette.

Meine gute Mutter erzog uns in puritanischer Einfachheit und arbeitete mit ganzer Kraft dem Hang zur Putzsucht entgegen. So geschah es öfters, daß, wenn wir mit wollenen Kleidern auf Kinderbälle kamen, wir von unseren Gespielinnen unseres Anzuges wegen verspottet wurden, und dies kränkte mich immer tief.

Freundinnen hatte ich in Hülle und Fülle, mit denen ich während des Sommers auf Feld und Flur, im Winter auf dem Eise mich tummelte. Die interessantesten unter ihnen waren mir die beiden Töchter der durch ihren Briefwechsel mit Goethe bekannten Bettina von Arnim. Sie wurden später die Gräfinnen Flemming und Oriola.

Kaum 16 Jahre alt, besuchte ich schon mit meinen Eltern Bälle und Gesellschaften. Anfangs war ich eine leidenschaftliche Tänzerin, und die Erste, welche sich in Frankfurt an Polka und Mazurka wagte. Bald aber verlor dieses Vergnügen seinen Reiz für mich, und ich stürzte mich kopfüber in ernste Musikstudien, namentlich in das der Composition und des Klaviers, doch vernachlässigte ich dabei keineswegs den Gesang.

Eine uns befreundete Familie, Namens Flinsch, gab mir Gelegenheit, in ihrem Hause öfters in Trios und Quartetten von Mozart, Haydn, Beethoven, Mendelssohn ꝛc. zu spielen, sowie in Vocal-Quartetten mitzuwirken, was meinen musikalischen Bestrebungen unendlich förderlich war. Keine meiner verschiedenen Gesangslehrerinnen aber, ja nicht einmal Professor Felice Ronconi, ein Bruder des einst so berühmten Sängers Giorgio Ronconi, welcher damals seinen

Wohnsitz in Frankfurt aufgeschlagen hatte und dem meine Stimme zur Ausbildung anvertraut worden war, konnten mich zufrieden stellen. Auch vermochte ich die Ansprüche des Letzteren, welcher mir die schwierigsten Vocalisen von Bordogni und als erste Arie die große Cavatina der »Norma« !!! zu singen gab, nicht zu erfüllen. Und so mußte ich, bitter enttäuscht, meiner Lieblingsthätigkeit vorläufig entsagen.

Mit desto größerem Eifer wandte ich mich dem Studium der Sprachen zu, namentlich des Englischen und Italienischen. Immer rastlos nach Beschäftigung jagend, genügte mir das Lernen allein nicht. Seit meiner frühesten Jugend hatte sich ein Trieb zur Mittheilung des Gelernten, der unwiderstehliche Wunsch, zu unterrichten, in mir entwickelt. Um dieser Neigung nun eine entsprechende Befriedigung zu verschaffen, wußte ich einige Freundinnen zu bereden, Unterricht in der italienischen Sprache und im Klavierspiel bei mir zu nehmen. Zwei derselben setzten in der That mit Consequenz ihre Stunden bei mir fort und sind mir lange treu geblieben; die Anderen aber fanden mich zu strenge und brachen den Unterricht ab.

In meine frühe Jugendzeit fällt das große Ereigniß der Einführung von Eisenbahnen. Wie versteinert standen wir da, als der erste Zug von Frankfurt abfuhr. Wir gelobten zwar im ersten Augenblick Alle hoch und theuer, unser kostbares Leben dem schnaubenden Dampfrosse niemals anzuvertrauen, aber die aufgeregten Gemüther beruhigten sich, und eine Eisenbahnfahrt ward bald das Ziel unserer heißesten Wünsche.

Ich war kaum 17 Jahre alt, als meine Eltern, den dringenden Bitten der uns befreundeten Familie Pfeffel nachgebend, mir erlaubten, diese nach England zu begleiten.

Mein Jubel war anfangs groß, doch bald nach unserer Ankunft in London hatte ich mit unwiderstehlichem Heimweh zu kämpfen, wodurch mir der Genuß meines Aufenthaltes sehr verkümmert wurde. Es mag das hauptsächlich seinen Grund darin gehabt haben, daß ich mich nur schwer an die klimatischen Verhältnisse des Inselandes und an das schweigsame, steife und abgemessene Wesen seiner Bewohner gewöhnen konnte.

Drei Monate hindurch verweilten wir theils in London, theils in Exeter, von wo aus wir die reizenden Seestädte Dawlish und Teignmouth besuchten.

In London hörte ich zum ersten Male eine italienische Oper, den »Barbier«. Musik und Aufführung erregten meine Bewunderung; nur erfüllten mich Tamburinis endlose Cadenzen mit mißfälligem Erstaunen.

Nach Frankfurt zu meinem Mütterchen und in mein stilles, trauliches Heim wieder zurückgekehrt, hatte ich eben meine gewohnten Beschäftigungen wieder aufgenommen, als ein schwerer unerwarteter Schlag uns traf, der mich aus meinem schönen Jugendtraum grausam zur bitteren Wirklichkeit aufrüttelte.

Mein Vater verlor sein ganzes Vermögen!

Meine älteste Schwester, Marie, war bereits verheirathet, ich jedoch, wie meine zweite Schwester Charlotte, mußten nunmehr daran denken, selbst für unsere Existenz zu sorgen.

Ich nahm die Sache ziemlich leicht.

Das bürgerliche Einerlei war so wie so nicht nach meinem Geschmack, und meine kühnen, längst gehegten Träume, mich der Kunst widmen zu dürfen, konnten nun vielleicht in Erfüllung gehen.

Im Familienrathe war man anderer Meinung. Eine

Künstlerin, so hieß es, würde der Familie nicht zur Ehre gereichen — und so wurde beschlossen, daß ich Erzieherin werden solle.

Obgleich ich nicht die geringste Neigung zu diesem schwierigen, dornenvollen Berufe hatte, so fügte ich mich doch ohne Murren der Entscheidung meines vielgeliebten Vaters. Im April 1843 wurde ich einem alten Freunde unserer Familie, dem österreichischen Cabinets-Courier, Herrn von Rettich, anvertraut, welcher die Mission hatte, mich zu zwei Tanten, Schwestern meines Vaters, nach Wien zu bringen, die mir daselbst eine Stellung verschaffen sollten.

Mein erster Aufenthalt in Wien.

Der Abschied von den Meinen wurde mir unendlich schwer, ich war daher eine trübe und stumme Reisegefährtin. Wir fuhren in einem Courierwagen mit Blitzesschnelle dahin und konnten unsere Mahlzeiten nur beim Pferdewechsel einnehmen.

Als unser Wagen durch die engen und düsteren Straßen Alt-Wiens rollte, wurde ich völlig muthlos; hatte ich mir doch die berühmte Kaiserstadt als das Muster der Vornehmheit und Eleganz vorgestellt, und meine jugendlich heißblütige Phantasie sich in derselben ein Eldorado erträumt. Welche Enttäuschung! —

Mein Bangen mehrte sich, als unser Wagen in den Hof der Staatskanzlei einfuhr und nun dicht vor der Wohnung des gefürchteten Fürsten Metternich hielt. Waren

wir Kinder doch vor dem Namen »Metternich« stets in der größten Angst und Scheu gehalten worden. Der berühmte Staatskanzler, hatte man uns gesagt, sei ein unerbittlich strenger, ja grausamer Mann, und an den langen Winterabenden hatte man uns wahre Schauergeschichten von ihm erzählt. Metternich stand am Fenster, als wir den Wagen verließen. Herr von Rettich begab sich zu ihm, um die Depeschen persönlich zu übergeben, doch früher, als ich vermuthete, kehrte er zurück, mir zurufend: „Kommen Sie rasch mit mir, Seine Durchlaucht verlangt die junge Contrebande zu sehen, welche ich aus Deutschland mitgebracht habe.“ Meine Knice zitterten, mir vergingen beinahe die Sinne! Mich in die Portiersloge flüchten und hinter einem dort stehenden Bett verbergen, war das Werk eines Augenblicks. Da half kein Zureden! Herr von Rettich mußte sich bequemen, dem Fürsten die Wahrheit mitzutheilen, der herzlich über den Vorfall lachte und nicht weiter auf dem Wunsch, meine persönliche Bekanntschaft zu machen, bestand.

Von meinen beiden Tanten wurde ich auf das Herzlichste empfangen. Die Eine derselben, Baronin Dorothea von Ertmann, Wittwe des Feldmarschall-Lieutenants Freiherrn von Ertmann, eine langjährige Schülerin und Freundin Beethovens und selbst bekannt als ausgezeichnete Klavierspielerin, machte mir nun begreiflich, daß sie zu meiner Ausbildung als Künstlerin nie ihre Zustimmung geben könne, daß sie aber eine Stelle als Erzieherin bei der gräflichen Familie N... bereits für mich gefunden habe.

Ich erklärte mich bereit, die Stellung anzunehmen, wenn man mir dort wenigstens einige Zeit für meine Gesangsstudien lassen würde.

Tags darauf wurde ich der Familie vorgestellt. Die Gräfin war jung und schön, aber stolz und eitel, ihr Gemahl alt und häßlich, das sechsjährige Töchterchen kränklich und verwöhnt. Wahrlich keine rosigen Aussichten für ein junges, an ein glückliches Familienleben und an Selbständigkeit gewöhntes Mädchen!

Die Bedingungen waren auch nicht glänzend; ich sollte jährlich 100 fl., sage hundert Gulden, Gehalt und zweimal wöchentlich Gesangsunterricht bei einem der besten Meister Wiens erhalten.

Ich war mit Allem einverstanden, oder vielmehr ich wurde nicht viel um meine Meinung befragt, und so wurde beschlossen, daß ich mich eine Woche lang bei den Tanten ausruhen und dann meine neue Laufbahn antreten sollte.

Vor Ablauf dieser Frist jedoch erhielt ich Briefe von meiner Schwester Charlotte, welche nach dem Unglück, das uns betroffen hatte, Erzieherin der Tochter des Generals Lodwick in London geworden war. Sie erbot sich, im Vertrauen auf mein musikalisches Talent und in der festen Ueberzeugung, daß ich als Erzieherin meinen Lebenszweck verfehlen würde, ihre Ersparnisse zu opfern, um meine Studien in Wien zu ermöglichen.

Ewig werde ich ihr für diesen Zug schwesterlicher Liebe und Großmuth dankbar sein.

Ich bestürmte hierauf Eltern und Verwandte noch einmal, mich nicht mit Gewalt von einem Berufe fern zu halten, zu dem ich Neigung und Talent verspürte. Glücklicher als vorher, gelang es mir, den Widerstand zu besiegen. Es wurde der Gräfin ein zierlicher Absagebrief übersandt und bestimmt, daß ich bei den Tanten in Wien bleiben solle.

Da diese jedoch die Sommermonate im schönen Baden bei Wien verbrachten, so hieß es für das Studium des Gesanges geduldig den Herbst erwarten.

Von besonderem Reiz für mich war das Zusammenleben mit Tante Ertmann. Stundenlang saß ich neben ihr, ihrem herrlichen Klavierspiele und ihren Erzählungen über Beethoven lauschend.

„Anfänglich", so erzählte sie mir, „wurde viel gegen den großen Meister und seine Richtung geeifert. Man fand seine Musik unverständlich und langweilig. Begierig, seine neuen Sonaten kennen zu lernen, ging ich eines Tages in die Musikalienhandlung des Herrn Haslinger, ließ mir einige derselben vorlegen und spielte sie sogleich auf einem dort stehenden Flügel. In meinem Eifer hatte ich einen jungen Mann nicht bemerkt, der schüchtern in einer Ecke stand und sich mir dann leise näherte. Wer malt mein Erstaunen, als er plötzlich meine Hand faßte und mir in den wärmsten Ausdrücken für die gelungene Wiedergabe seiner Sonaten dankte.

„Es war Beethoven.

„Von diesem Momente an wurden wir Freunde. Nie werde ich vergessen," so fuhr meine Tante fort, „welch warmes und inniges Interesse Beethoven mir und den Meinigen bezeugte. Es schien mir daher unbegreiflich, daß er nach dem Tode meines einziggeliebten Kindes mich nicht besuchte. Nach mehreren Wochen erschien er endlich. Mich stumm grüßend, setzte er sich an das Klavier und phantasirte während langer Zeit. Wer könnte diese Musik beschreiben! Man glaubte Engelschöre zu hören, welche den Eingang meines armen Kindes in die Welt des Lichtes feierten. Dann, als er geendet, drückte er wehmüthig meine Hand und ging stumm, wie er gekommen.

„Während einer langen Reihe von Jahren", so erzählte meine Tante weiter, „war Beethoven täglicher Gast in unserm Hause. Oftmals über gänzlichen Mangel an Appetit klagend, erinnerte er sich plötzlich, bereits ein vortreffliches Mittagsmahl eingenommen zu haben, oder er vergaß, von bitterem Hunger geplagt, daß er, seit vielen Stunden herumwandernd, noch keine Nahrung zu sich genommen hatte. Er war sehr reizbar, sehr aufbrausend, sehr empfindlich und dadurch oft ungerecht und mißtrauisch gegen seine besten Freunde. Wer hätte aber dem durch seine zunehmende Taubheit so unglücklichen Manne gram sein können! Man mußte seinen physischen und moralischen Leiden Rechnung tragen und ihm Alles vergeben. Auf diese Weise haben wir jahrelang in ungetrübter Freundschaft gelebt."

Täglich ließ mich meine Tante Beethovensche Sonaten spielen; wenn ich dann und wann die Hände zu hoch hielt, drückte sie dieselben mit ihrem Arme fest nieder und sagte: „So wollte es mein großer Meister."

Wie verschieden ist doch die Methode der modernen Klavierspieler von der früheren schlichten Spielweise.

Beethoven hat meiner Tante unter anderen Compositionen die Sonate op. 101 gewidmet.

Endlich war der lange, für mich nie enden wollende Sommer vorüber, und wir zogen nach Wien zurück, in ein kleines Haus der Strauchgasse, an dessen Stelle jetzt das Palais Montenuovo steht.

Meine Tanten wählten den damaligen Kapellmeister der Hofoper, Otto Nicolai, zu meinem Gesangslehrer. Nicolai schien warmes Interesse an meinen Studien zu nehmen, doch gestand er mir offen und ehrlich, daß er sich

besser auf das Einstudiren von Opern, als auf Stimmbildung verstehe. Zu meinem Leidwesen war mir dieser Umstand schon in den ersten Stunden klar geworden. Er hatte keine physiologischen Kenntnisse der Stimme, widersprach sich oft, wurde dann ungeduldig und beschäftigte sich zuletzt, da er fürchtete, meine Stimme anzustrengen, einzig und allein mit der Aussprache und dem Vortrage. Meine Tanten waren von meinen Fortschritten nicht ganz befriedigt, doch schien ein Wechsel ausgeschlossen, da Nicolai als der erste und beste Lehrer Wiens angesehen wurde. Er war von südlicher Lebhaftigkeit, sprach, da er mehrere Jahre in Italien zugebracht hatte, wo seine Oper »Il templario« in Neapel sehr beifällig aufgenommen worden war, ganz vorzüglich italienisch und sang mit reizendem Vortrage deutsche und italienische Volkslieder.

Der Winter 1843—44 wird mir unvergeßlich sein. Die deutsche Oper stand mit dem Bassisten Standigl, der dramatischen Sängerin Frau Hasselt Barth und der Coloratursängerin Jenny Lutzer (später Gattin des als Schriftsteller und Intendant der Hof-Theater bekannten Freiherrn von Dingelstedt) in vollster Blüthe. Die philharmonischen Concerte unter Nicolais schwungvoller Leitung waren ausgezeichnet, und Privat-Concerte gab es unzählige. In letzteren hörte ich öfters den damals so beliebten Schubert-Sänger, Baron Schönstein, welchem Schubert viele seiner herrlichen Lieder gewidmet hat.

Auch ich mußte viel und oft singen. Der rühmlichst bekannte Componist Dessauer studirte mir seine Lieder selbst ein, und Nicolai begleitete sie am Klavier. Von diesen Liedern waren es hauptsächlich »Die Lockung«, »Der sterbende Schwan«, »Nach Sevilla« und »Ouvrez«, welche den

größten Beifall fanden. Denselben Winter wurde Nicolais Oper »Die Heimkehr des Verbannten« mit günstigstem Erfolge an der Hofoper gegeben, doch konnte sich dieselbe nicht wie seine „Lustigen Weiber von Windsor" auf dem Repertoire erhalten.

Im Frühjahr 1844 hielt die italienische Oper, mit den Damen Viardot, Alboni, Tadolini ꝛc. an der Spitze, ihren Einzug in Wien. Ich besuchte Madame Viardot mit Tante Ertmann. Sie war so freundlich, uns zu erlauben, den Klavierproben beizuwohnen, welche, von Nicolai geleitet, bei ihr im Hause abgehalten wurden, und ich war nicht wenig stolz darauf, Nicolai das Blatt umwenden zu dürfen. Diese Proben nahmen mein ganzes Interesse in Anspruch; beim Anhören der großen Sängerinnen mußte ich mich jedoch von neuem von der Unzulänglichkeit meiner Studien überzeugen. Durch meines Meisters Vermittlung war es mir auch vergönnt, schließlich den Theaterproben beiwohnen zu dürfen. Hier die Abschrift eines Briefchens, welches er mir einst schrieb, um sich für eine versäumte Gesangsstunde zu entschuldigen.

„Leider habe ich heute keinen Augenblick, in dem ich das Vergnügen haben könnte, bei Ihnen zu erscheinen. Morgen, Freitag, um 10 Uhr werde ich, wenn es Ihnen angenehm sein kann, Sie zur Generalprobe der Oper »Maria di Rohan« abholen, und Rad, mittag um ½6 zu Ihnen zur Singstunde kommen. — Zugleich erlaube ich mir, Ihnen die neue Arie zu senden, und grüße Sie freundlichst.

Ihr ergebenster

Donnerstag. Nicolai."

Nachdem ich, auf Wunsch der Madame Viardot, ihr eines Tages eine Arie vorgesungen hatte, sagte sie zu mir: „Mein liebes Kind, Sie sind nicht auf rechtem Wege, Sie

sollten bei meinem Bruder Manuel Garcia in Paris studiren."

Nun war Fried' und Freude dahin!

Ungefähr um dieselbe Zeit hielt Nicolai um meine Hand an; da dieser Verbindung jedoch unüberwindliche Hindernisse im Wege standen, und meine Gesangsstudien in Wien jeden Reiz für mich verloren hatten, so bat ich meine Verwandte, die Kaiserstadt verlassen und zu meinen Eltern nach Frankfurt zurückkehren zu dürfen.

Nicolai starb noch jung (39 Jahre alt) in Berlin, im Mai 1849. Sein Freund Dessauer erreichte dagegen ein hohes Alter, hatte aber das Unglück, in seinen letzten Lebensjahren zu erblinden.

Der Abschied von Wien wurde mir nicht leicht. Stand ich doch im Verkehr mit einer Reihe geistvoller, hochinteressanter Menschen. Nicht ohne Wehmuth weilt noch heute mein Blick auf den Zeilen, die der unglückliche Lenau mir beim Abschiede in mein Album schrieb. Dieses Gedicht lautet:

Inneres Gericht.

Als ein strenger Dichter und Hinrichter,
Vieler süßen Hoffnungen Vernichter,
Mag auch ihre ganze Sippschaft weinen,
Mußt du einmal in dir selbst erscheinen,
Wenn du noch gewinnen willst den Frieden,
Eh' der Tod den seinen dir beschieden.
Als Gedanke ist der Geist das Licht,
Wärme ist im Herzen er als Liebe,
Was nicht sein, verfalle dem Gericht,
Lust und Leid — es sterbe und zerstiebe.

Wien, im Januar 1844. Nicolaus Lenau.

Rückreise nach der Vaterstadt.

Im Mai 1844 reiste ich in Begleitung einer uns befreundeten Familie nach Frankfurt zurück. Meinen guten Eltern theilte ich sogleich meinen heißen Wunsch mit, mich bei Garcia in Paris zum Gesange auszubilden.

Doch wie dies ermöglichen?

Niemand war mit meinem Plane einverstanden, und meine reichen Verwandten verweigerten mir ihre Hülfe. Nach reiflichem Ueberlegen faßte ich daher den kühnen Entschluß, das bis jetzt Gelernte zu verwerthen und Gesangsunterricht zu ertheilen, um mir die Mittel zu meinen ferneren Studien selbst zu erwerben.

Das Glück war mir günstig. Ich fand zu meiner großen Befriedigung zahlreiche Schülerinnen.

Am 31. August 1844 sang ich zum ersten Male öffentlich und zwar in einem Concerte, welches die jugendlichen Violinisten Georg und Joseph Hellmesberger aus Wien, Söhne des Professors und Musikdirektors am Hofoperntheater, unter dem Protektorate des Bundestagspräsidenten, Grafen von Münch Bellinghausen, in Frankfurt gaben.

Das Programm besitze ich noch. Mein Name steht in bescheidener Weise, die der Dilettantin gebührte, mit den Initialen M. G. Mathilde Graumann darauf. Der erste Platz in diesem Concerte kostete einen Gulden dreißig Kreuzer!! —

Wer hätte damals ahnen können, daß der junge, noch knabenhaft aussehende Joseph Hellmesberger einst mein Director an dem Wiener Conservatorium werden würde!

Die beiden Brüder erregten durch Einzel- und Ensemble-Spiel wahren Enthusiasmus. Auch ich fand warmen Beifall. Meine Eltern hatten sich nicht dazu bewegen lassen, das Concert zu besuchen, waren aber hocherfreut über meinen Erfolg.

Im Herbste desselben Jahres lernte ich im Hause des Malers Becker, dessen Frau sehr hübsch sang, den zu jener Zeit in Frankfurt wohnenden Felix Mendelssohn-Bartholdy kennen. Da derselbe während seines Aufenthalts in Mailand (siehe Mendelssohns Reisebriefe aus den Jahren 1830 bis 1847, Seite 148) bei meiner damals dort lebenden Tante Ertmann freundliche Aufnahme gefunden hatte, widmete er mir sogleich ein besonderes Interesse und bat mich, sein Haus zu besuchen.

Einen tiefen Eindruck machte auf mich das herrliche Familienleben Mendelssohns.

Seine Frau Cäcilie, Tochter des französischen protestantischen Predigers Jeanrenaud in Frankfurt, war schön wie ihre Namens-Patronin. In ihren dunklen und sinnigen Augen spiegelte sich eine edle, reine Seele. Sie sprach wenig, doch zeugte, was sie sprach, von Herz und Verstand.

Mendelssohn war nicht nur ein liebender Gatte, sondern auch ein vorzüglicher Vater. Wie oft, wenn ich die Familie besuchte, fand ich ihn mit seinen Kindern an einem runden Tisch sitzend, wie er ihnen beim Studium ihrer Aufgaben behülflich war.

Er nahm warmes Interesse an meiner musikalischen Thätigkeit und übte mir seine Lieder und Duette selbst ein. Wenn wir im engen Familienkreise den Abend in seinem Hause zubrachten, sangen wir oft Terzette und Quartette, er wählte mit Vorliebe Mozartsche Musik, wo er bald als

Baß, bald als Tenor mitwirkte. Zuweilen ließ er sich auch wohl bewegen, uns Klavier vorzuspielen, und riß uns durch den herrlichen Vortrag Bachscher und Beethovenscher Compositionen zu lauter Bewunderung hin. Auch im Orgelspiel war Mendelssohn Meister.

Im Sommer des Jahres 1845 machten wir öfters mit mehreren Mendelssohn befreundeten Familien Landpartieen, denen er sich anschloß. Er ließ sich dann in dem einen oder andern Dorfe eine Kirche öffnen, um uns auf der Orgel vorzuspielen, oder wir lagerten uns auf einem Hügel, unter dem Schatten alter Eichen oder am Rande eines stillen Waldes, um seine Vocal-Quartette, deren viele noch Manuskript waren, zu singen.

Welch unwiderstehlicher Zauber lag doch in diesen Wald- und Dorf-Concerten, und wie kindlich, wie rührend einfach war doch Mendelssohns Wesen! Er sprach nie von sich und von seinen Werken und war äußerst wohlwollend gegen Alle, die seinen Rath und seine Hülfe in Anspruch nahmen.

Leider habe ich einige sehr interessante, an mich gerichtete Briefe Mendelssohns unbedachterweise an Freunde verschenkt, jedoch besitze ich ein von ihm an meine Tante Ertmann gerichtetes und in deren Nachlasse vorgefundenes Schreiben, das ich im Wortlaut hier folgen lasse.

Leipzig, 12ten April 1846.

Liebe verehrte Frau Baronin!

Seit jenen mir unvergeßlichen Tagen in Mailand habe ich mich nicht brieflich an Sie gewendet, und vielleicht wissen Sie kaum, wie tief und unveränderlich mir die Dankbarkeit gegen Sie ins Herz gewachsen ist. Aber es sind wenig Tage seitdem gewesen, an denen ich nicht oft und lange Ihrer Güte und Freundlichkeit gedacht und Ihnen aufs neue dafür gedankt hätte, und an Allem, Gutem und Liebem, was ich von Ihrem Leben seitdem erfahren habe, war mir

mein Antheil beschieden, wenn ich auch in der Ferne sein und ihn verschweigen mußte. Heute ist nach den langen Jahren einmal eine Gelegenheit da, Ihnen zu schreiben, die ich nicht vorübergehen lassen kann, weil ich weiß, daß ich Ihnen eine Freude dadurch bereite.

Nämlich meine Freundin, Jenny Lind, geht nach Wien, und ich möchte, daß Sie einander kennen lernten, denn eine edlere, echtere, aufrichtigere Künstlerin ist mir im Leben nicht begegnet, und das weiß ich, daß Ihnen auch nichts mehr Freude machen kann, als eine solche zu finden. Wenn sie Ihnen irgend ein kleines Lied, oder irgend eine große Arie vorgesungen hätte, so brauchte ich weiter nichts hinzuzufügen, und Sie werden sie ja hören, also füge ich weiter auch nichts hinzu.

Nun noch eine Bitte, daß auch Sie mir zuweilen einen Augenblick freundlichen Andenkens bewahren möchten. Die Stunden damals in Ihrem Hause waren gar so herrlich. Wollen Sie etwas Näheres von meinem Leben und Treiben wissen, so kann es Ihnen Fräulein Lind am besten erzählen, die ich seither oft gesehen habe, und die von mir und den Meinigen Alles weiß.

Mögen Sie an der unwandelbaren Anhänglichkeit und an der herzlichen Dankbarkeit nicht zweifeln, mit der ich mein Lebelang bin und bleibe

Ihr ergebenster

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Mendelssohn hatte es nach vielen Kämpfen bei meinen Eltern erwirkt, daß ich im Mai 1845 in Düsseldorf auf einem der großen rheinischen Musikfeste singen durfte. Er selbst hatte mir eine Arie aus der Oper »Titus« von Mozart, den Alt-Part in dem Oratorium »Josua« von Händel, sowie den in seiner »Walpurgisnacht« einstudirt. Dem das Fest leitenden Kapellmeister Riets empfahl er mich auf das Wärmste, wie auch allen seinen in Düsseldorf wohnenden Freunden und Bekannten.

Meine Schwester Charlotte begleitete mich auf dieser ersten Künstlerreise, welche ich so kühn war als Dilettantin zu unternehmen.

Das Fest dauerte drei Tage. Ich lebte in einem wahren Freudentaumel, denn mein Erfolg übertraf nicht nur alle Erwartungen, sondern der Aufenthalt in dieser freundlichen, von zahlreichen Künstlern bewohnten Stadt erschloß mir auch ein neues Leben. Ich lernte unter anderen interessanten Persönlichkeiten den bekannten Dichter Wolfgang Müller von Königswinter und den großen Maler Leising kennen. Letzterer verehrte mir ein sehr schönes Aquarellbild, Ersterer schrieb mir folgendes Gedicht in mein Album:

Passende Worte hat der Poet,
Tonmeister die rechte Weise versteht,
Doch Wort und Weise gewinnen erst Seele
Durch eine helle Liederkehle.

Düsseldorf, Mai 1845. Wolfgang Müller von Königswinter.

Nach diesem Erfolge wurden meine Eltern der Pariser Reise etwas geneigter. Ein schönes Sümmchen hatte ich mir durch Stundengeben bereits erspart, und so glaubte ich mich schon am Ziel meiner Wünsche, als Mendelssohn auf das Energischste von der Reise abrieth und seine Zustimmung verweigerte. Er behauptete, ich könne in Paris, wo die Affectation vorherrschend sei, wo kein echtes und wahres Gefühl für die Kunst bestehe, nichts lernen, sondern nur verlernen.

Ich aber theilte seine Meinung nicht, konnte auch die freundlichen Rathschläge der Madame Viardot nicht vergessen. Meine Ungeduld steigerte sich in solchem Maße, daß endlich meine guten Eltern, meinen dringenden Bitten nachgebend, mir erlaubten, den 18. October 1845 mit dem rühmlichst bekannten Componisten und Klavierspieler Jacques Rosenhain und seiner Gattin, beide Frankfurter, die Reise nach Paris anzutreten.

Studien in Paris.

Wir legten die Reise theils auf der Eisenbahn, theils mit der Post zurück.

Paris machte einen großen, beinahe überwältigenden Eindruck auf mich; von einer kleinen Stadt kommend, erschreckte und betäubte mich das Gewühle und Getreibe in den Straßen. Fast bereute ich, mein stilles Heim so leichten Herzens verlassen zu haben.

Den Tag unserer Ankunft brachten mich Herr und Frau Rosenhain in die Pension Lecomte, Rue de Clichy.

Das heute demolirte Haus lag inmitten eines schönen Gartens, von schattigen Bäumen rings umgeben. Fräulein Lecomte, eine feine, gebildete Dame, kam mir mit großer Herzlichkeit entgegen, was meinen sinkenden Muth von neuem belebte.

Als Zimmergenossin gab man mir eine junge, hübsche und muntere Engländerin. Alles wies darauf hin, daß ich mich mit der Zeit behaglich fühlen würde.

Den darauffolgenden Tag führte mich Herr Rosenhain zu Garcia, welcher damals in der Rue de Chabannais Nr. 6 wohnte. Mein Herz schlug hörbar, als ich die Treppe hinanstieg, denn sein Ausspruch sollte für meine Zukunft entscheidend sein.

Der berühmte Meister prüfte mich lange. Ich mußte Scalen, Triller, Läufe, auch mehrere Arien singen und zuletzt vom Blatte lesen. Er meinte, die Stimme sei nicht stark, aber sympathisch und umfangreich, es handle sich aber nicht, wie meine Eltern geglaubt hatten, um höhere, sondern

um eine vollständige Ausbildung, was wohl mehrere Jahre beanspruchen würde.

Ich war wie vom Blitz getroffen!

Meine Ersparnisse waren nur für sechs Monate berechnet, ein Rücktritt jedoch unmöglich, und so begann ich, auf Gottes Hülfe vertrauend, den darauffolgenden Tag meine Studien.

In der Pension hätte es mir gar wohl gefallen, wenn meine Zimmergenossin mir nicht so manchen Verdruß bereitet hätte. Ihr Hang zur Unordnung brachte mich oft zur Verzweiflung. Kleider, Bücher, Wäsche, Musikalien, Alles lag in buntem Wirrwarr umher. Auch war dies der Grund zu fortwährendem Streit.

Durch eine romanhafte Begebenheit wurde ich nach einigen Monaten alleinige Besitzerin unseres, nach der vor deren Gartenseite zu gelegenen Zimmers.

In dem Nachbarhause wurde gebaut und eine Mauer aufgeführt, welche beide Gärten trennen sollte. Ich hatte wohl öfters einen jungen Maurergesellen bemerkt, welcher, bald lustige, bald melancholische Weisen singend, sich viel auf der Mauer zu schaffen machte, diesem Umstande jedoch wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Eines Tages saß ich, Briefe schreibend, allein in meinem Zimmer, als plötzlich ein Stein durch das offene Fenster (es war zur Sommerszeit) fiel, an welchem ein Briefchen befestigt war. Ohne lange zu zaudern, brachte ich den mysteriösen Gegenstand der Vorsteherin der Pension. Wer beschreibt ihren Schrecken, als der Inhalt des Briefes ihr enthüllte, daß für denselben Abend ein Fluchtversuch der jungen Engländerin mit dem Maurergesellen geplant war! Dieselbe wurde noch selbigen Tages ihren in Versailles wohnenden Verwandten übergeben.

Ich sah sie nie wieder, hörte aber, daß sie sich kurze Zeit darauf nach Indien verheirathet habe.

Nach diesem Vorfalle war ich nun Alleinherrscherin in meinem Zimmer, hatte jedoch einen neuen Feind zu bekämpfen.

Die Rationen in der Pension waren nämlich meist so kärglich zugemessen, daß ich immer Vorräthe von Chokolade, Früchten, Fleischpasteten und anderen Leckerbissen in meinem Wandschranke barg, um mich vor Hunger zu schützen. Diese Vorräthe wurden mir regelmäßig Nachts von Mäusen aufgezehrt. Einsehend, daß ich in diesem Unglückszimmer nie Frieden finden würde, bezog ich ein anderes.

Nach mehrmonatlichem Studium entschloß ich mich, obgleich zögernd, an meine in Frankfurt lebenden reichen Verwandten zu schreiben, sie um Unterstützung bittend.

Ich erhielt ungünstige, abschlägige Antworten!

Der Himmel sollte mir dennoch bald Hülfe senden!

Eines Tages, in trübster Stimmung von meiner Stunde bei Garcia heimkehrend, begegneten mir in der Rue Richelieu Herr und Frau Reis, liebe Freunde aus der Heimath. Sie waren betroffen über meinen Trübsinn, erkundigten sich nach dem Grunde desselben und versprachen mir hülfreich beizustehen, wenn Garcias Ausspruch über meine Anlagen und meinen Fleiß günstig ausfallen sollte.

Die über mich ertheilte Auskunft war nicht nur befriedigend, sondern glänzend.

Ich war gerettet!

Meine Freunde sicherten mir bis zur Vollendung meiner Studien eine monatliche Rente, und ihre in Paris lebenden Verwandten (die Familie Halphen) nahmen mich unter ihren besonderen Schutz.

Ewig werde ich diesen edlen und uneigennützigen Gönnern und Freunden die innigste Dankbarkeit bewahren.

Wie sehr der klare, geistreiche und gründliche Unterricht Garcias mein Streben förderte, brauche ich wohl kaum zu bemerken. Er erschloß mir neue Anschauungen über die Frauenstimme und deren Ausbildung, und legte dadurch den Grundstein zu meinem Wissen und Schaffen. Nebst Garcia genossen auch die Herren Bordogni und Vauderali eines großen Rufes, aber Garcia allein hatte ernste anatomische und physiologische Studien gemacht. Er war, wie bekannt, der Gründer eines neuen wichtigen Zweiges der Wissenschaft, indem er bei einem Versuche, die physiologische Thätigkeit des Kehlkopfes und der Stimmbänder zu entdecken, den Kehlkopfspiegel erfand. Dieser, anfangs nur unvollkommen, wurde später von den bekannten Physiologen Czermak und Türk vervollständigt und bildet heute die Grundlage der modernen Laryngoskopie.

Alle Schüler und Schülerinnen Garcias waren voller Begeisterung für den Meister und ertrugen daher auch mit Ergebung und Geduld das oft stundenlange Warten in dem Vorsaale, denn Garcia erlaubte Niemand, seinen Unterrichtsstunden beizuwohnen. Wenn man dann glaubte, endlich des Meisters Lehren lauschen zu dürfen, schickte er uns oft mit den Worten „Auf morgen, meine Kinder" nach Hause. Die Enttäuschung war in solchen Fällen keine geringe, aber eine darauffolgende interessante Stunde des großen, genialen Lehrers machte seine treuen Anhänger bald alle Leiden vergessen.

In dem Studirzimmer Garcias hing ein einziges Bild. Es war eine Lithographie von Jenny Lind. Sie hatte ihrem Meister einige Worte dankender Anerkennung darunter geschrieben.

Begierig, Einiges über die Studienzeit der berühmten Sängerin zu erfahren, befragte ich meinen Lehrer. Er erzählte:

„Nachdem ich Jenny Linds Stimme geprüft, sagte ich zu ihr: »Mein Fräulein! Was Ihren Stil anbetrifft, so haben Sie eine Originalität, welche gut geleitet werden muß. Ihre Stimme ist entweder ermüdet, oder Sie haben nie welche gehabt; ruhen Sie sich einige Wochen aus, damit ich Sie einer weiteren Prüfung unterziehen kann. Um keine Zeit zu verlieren, bitte ich Sie jedoch, den Unterrichtsstunden Ihrer Landsmännin Henriette Nissen beizuwohnen.« So geschah es! Jenny Lind wohnte still und in sich gekehrt den Stunden Fräulein Nissens bei. Nach einigen Wochen hörte ich abermals Jenny Lind; ihre Höhe hatte sich um Vieles gebessert, die Mitteltöne waren zwar noch umschleiert, doch konnten wir das Studium beginnen. Ich habe wohl nie eine aufmerksamere und intelligentere Schülerin gehabt. Nie brauchte ich zweimal dieselbe Ausstellung zu machen; nur der später so berühmt gewordene Triller kostete ihr unendliche Mühe. Beim Studium der ersten Arie aus »Lucia« vergoß sie bittere Thränen. Jenny Lind studirte ein volles Jahr bei mir. Das Unterrichtshonorar erlegte die königlich schwedische Regierung."

Außer dem Studium des Gesanges nahm ich noch Unterricht in der französischen, spanischen und italienischen Sprache, ferner in der Composition, dem Tanze, der Mimik und der französischen Declamation. Zu letzterer bei dem berühmten Samson, dem Lehrer der Rachel und Schauspieler an dem Théâtre français; sein Schwiegersohn, Herr Toussaint, unterrichtete mich im Tanze und in der Mimik.

Samson ertheilte den Unterricht in seinem auf den Hof

gehenden, etwas düsteren Studirzimmer. Anfangs beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Bildung der Sprechstimme und mit der Aussprache. Später ließ er mich Gedichte und Scenen aus »Andromache«, »Iphigenie«, »Esther«, »Athalie«, »Phädra« ꝛc. declamiren. Ich mußte dabei spielen und oft unzählige Male eine Geste wiederholen, bis er sich damit völlig einverstanden erklärte. Nach Beendigung der Stunde pflegte er mir Anekdoten von seiner berühmten Schülerin Rachel zu erzählen, so unter Anderm, daß sie oft kleine, Liebeserklärungen enthaltende Briefchen, auf seinem Schreibtisch oder in den Sophas versteckt, für ihn zurückließ.

Samson gab sich unsägliche Mühe mit mir und hätte mich gern zum Schauspiel ausgebildet, doch predigte er tauben Ohren. Ihm verdanke ich es, die große, mir unvergeßliche Rachel in ihren besten Rollen gehört zu haben.

Bei solch angestrengtem Studium blieb zum Müßiggang oder zu Zerstreuungen nur wenig Zeit übrig. Meine einzige Erholung war der Garten, in welchem ich mit den Pensionärinnen fleißig Ball spielte und Blumen pflegte.

Nur einmal versuchte ich, wie in meiner Kindheit, mich auf einen Baum zu schwingen, um meine Aufgaben zu lernen, doch die wahrhaft komische Verzweiflung der Vorsteherin war so groß, daß ich es ein zweites Mal nicht gewagt hätte.

Während meiner Studienzeit hörte ich regelmäßig im Theater, selbstverständlich auf einem höchst unbequemen Sitz in den höchsten Regionen, nicht etwa, um ihnen näher zu sein, sondern aus bestimmten Kassarücksichten, die berühmten Sterne, welche an dem Gesangshimmel glänzten. Ich hatte Gelegenheit, von der italienischen Oper die Damen Grisi, Alboni, Persiani ꝛc., sowie die Herren Ronconi, Mario,

Lablache u. A. mehr, an der französischen Oper den Tenor Duprez und Madame Stolz zu bewundern.

Wer kann heute einen Tenor wie Mario, einen Bassisten wie Lablache ersetzen! Welchen Enthusiasmus erregte die Grisi als »Norma« und »Lucrezia Borgia«, die Alboni als »Orsino« und »Cenerentola«!

Der italienische Gesang und die italienische Musik standen in Frankreich damals in ihrer höchsten Blüthe. Die klassische Musik war nur von Wenigen in Paris gekannt, und die Compositionen unserer großen deutschen Meister bekam man nur in den Concerten des Conservatoriums zu hören. Des beschränkten Raumes halber war es besonders für Fremde unendlich schwierig, zu diesem Tempel der Kunst Zutritt zu erhalten. Im Interesse meiner Kunst mußte ich aber den Wunsch haben, diesen Concerten beiwohnen zu können. Ich faßte daher Muth, ging zu dem Secretär des Conservatoriums (sein Name ist mir leider entfallen) und wußte ihm so viel von Beethoven und meiner Tante Ertmann vorzuplaudern, daß der vortreffliche Mann sich beinahe verpflichtet glaubte, mir eine Abonnements-Karte zu geben, welche mir auch für die Dauer meiner Studienzeit in Paris blieb. So war ich in der Lage, auch unsere deutschen Meisterwerke, vollendet wiedergegeben, in diesen weltberühmten Concerten zu hören.

Durch einen meiner Verwandten, Monsieur Denis, Conservateur de la Bibliothèque St. Geneviève in Paris, wurde ich in das gastfreie Haus der Madame Erard, sowie bei der alten, aber noch sehr rüstigen, äußerst lebhaften und liebenswürdigen Mutter von Liszt, welche damals Paris bewohnte, eingeführt. Daß dieselbe einen wahren Cultus für ihren weltberühmten und die Welt berückenden

Sohn hatte und ausschließlich nur von ihm sprach, ist begreiflich.

Die ausgezeichnete Sängerin Signora Strepponi, jetzt Verdis Gattin, lernte ich ebenfalls zu jener Zeit kennen. Sie nahm warmes Interesse an mir, ließ mich öfters bei sich singen, ertheilte mir unschätzbaren Rath und führte mich in mehrere kunstliebende Familien ein.

Es war im Frühjahr 1847, als mein Meister Garcia vom Pferde stürzte, sich den Arm brach, längere Zeit am Unterrichtgeben verhindert war und mir einen großen Theil seiner Privatschülerinnen übergab. Ich war nicht wenig stolz auf diese Auszeichnung und auf das Vertrauen, welches er mir dadurch bewies. Da der Meister mir schon früher manche Anfängerin übergeben hatte, so fürchtete ich nicht die Verantwortlichkeit dieses für mich so ehrenden Amtes, war es mir doch vergönnt, in schwierigen Fällen und bei zweifelhaften Fragen seinen künstlerischen Rath einzuholen.

Nachdem ich zwei Jahre lang fleißig studirt hatte, wünschten meine Freunde und Wohlthäter, daß ich nach Mailand ginge, um ein Engagement zu suchen.

Ich war trostlos über diese Unterbrechung meiner Studien.

Mein Talent war noch nicht zur vollen Reife entwickelt, auch wußte ich, daß kein Meister Italiens mir Garcias Unterricht auch nur im Entferntesten ersetzen könnte. Doch blieb mir keine Wahl übrig! Ich fügte mich, obgleich mit sehr schwerem Herzen, in das Unvermeidliche und rüstete mich zur Abreise.

Aufenthalt in Mailand.

Am 18. October 1847 verließ ich in Begleitung einer französischen Dame mein geliebtes Paris, um nach Mailand zu reisen, wo ich im Hause meines früheren Gesanglehrers, Signor Felice Ronconi, Professor am Mailänder Conservatorium, dessen Frau eine Deutsche war, Aufnahme als Pensionärin fand. Die Familie Ronconi hatte eine schöne und freundliche Wohnung im Palais des Marchesi di Raimondi inne. Nachdem ich mich kaum von den Mühen der damals noch ziemlich beschwerlichen Reise erholt, beeilte ich mich, verschiedenen Theater-Agenten vorzusingen, um das gewünschte Ziel zu erreichen. Ich stand eben im Begriff, meinen ersten Contract (für Bologna) zu unterzeichnen, als ich meinen Aufenthalt in Mailand unfreiwillig verlängern und jeden Gedanken an ein Debüt aufgeben mußte.

Die Revolution 1848 bereitete sich vor. Die meisten Theater Italiens wurden geschlossen, und Jedermann rieth mir ab, unter solchen Verhältnissen meine Bühnenlaufbahn zu beginnen. Zur Rückreise nach Paris wollte sich keine Gelegenheit finden, und an eine Fortsetzung der Stunden mit Signore Ronconi war nicht zu denken, da seine Methode der meines großen Meisters um Vieles nachstand, und die Leistungen seiner Schülerinnen mir kein Vertrauen einflößten. Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als fleißig Italienisch und Composition zu studiren und das bei Garcia Erlernte zu wiederholen. So brachte ich den Winter in trübster Stimmung zu, denn der Zweck meiner Reise war verfehlt.

Endlich nach bangem Harren sollte der ersehnte Augenblick der Abreise eintreten.

Eine Reisegesellschaft hatte sich gefunden, von Freunden und Bekannten hatte ich Abschied genommen, die Koffer waren gepackt, und Herr Ronconi war eben im Begriff, einige Worte in mein Album zu schreiben, als die Sturmglocke ertönte.

Auf meinem Albumblatte ist zu lesen:

Milano 18 Marzo 1848 ore 12 di mattina, momento dell' insurrezione. Addio. Felice Ronconi.

(Mailand, 18ten März 1848 um 12 Uhr Morgens, Ausbruch des Aufstandes. Addio. F. R.)

Unter solchen Umständen war an eine Abreise nicht zu denken.

Ich brachte mehrere qualvolle Tage und noch qualvollere Nächte zu.

Die weiblichen Mitglieder, sowie die Kinder der fünf oder sechs, das Raimondische Palais bewohnenden Familien waren während mehrerer Tage in einen nach dem Garten gehenden Salon verbannt worden, in welchem man nichts als Seufzen, Beten, Stöhnen oder Weinen hörte. Die Männer befanden sich alle in den Straßen oder auf den Barrikaden. Wir waren jeden Moment gewärtig, wegen des heftigen Bombardements in die Keller eingesperrt zu werden. Die Lebensmittel waren schon sehr spärlich, Milch und Brot fehlten gänzlich. Der Hunger fing an sich einzustellen, Verzweiflung hatte sich Aller bemächtigt. Jeden Moment trafen Boten ein, welche uns wahre Schauergeschichten, namentlich von Kroaten, erzählten, die, wie sie sagten, Kinder mit den Beinen an die Bäume aufhingen oder gar aufspießten.

Das Glück fing endlich an, sich auf die Seite der Italiener zu neigen, der Donner der Kanonen verstummte, und man erlaubte uns, das Haus zu verlassen.

Es war an einem hellen, sonnigen Märzmorgen, als wir den großen, geräumigen Hof betraten.

Welches Schauspiel bot sich unseren Blicken dar! Die Pflastersteine waren aufgewühlt, vor dem Palais zwei riesige Barrikaden errichtet, zu deren Erbauung man die feinsten Möbel, Klaviere, Spiegel ꝛc. rücksichtslos verwendet hatte: in den Straßen wogte eine dichte Menschenmenge auf und nieder, verwundete Italiener, sowie gefangene, verstört aussehende Oesterreicher wurden vorübergeführt, die Männer sahen alle herabgekommen und todmüde aus. In weiter Ferne hörte man wüstes Geschrei, vermischt mit patriotischen Gesängen. Signore Rouconi stand im Hofe, seinen Degen hochschwingend und ihn dann entzwei brechend, wobei er leidenschaftlich ausrief: „So breche ich meinen Eid mit Oesterreich!" Nach der Rückkehr der kaiserlichen Truppen mußte Rouconi fliehen; er wandte sich zuerst nach Paris und London, später nach Petersburg, wo er vor einigen Jahren starb.

Selbigen Tages lud der Marchesi Raimondi seine sämmtlichen Hausbewohner ein, bei ihm zu speisen. Alle waren in größter Extase. Die Frauen weinten Freudenthränen, die Männer umarmten sich jubelnd, das Glück über den errungenen Sieg ließ alle ausgestandenen Qualen vergessen. Ich schien bei dieser Gelegenheit kein willkommener Gast zu sein. Man hielt mich für eine Oesterreicherin, und meiner großen Müdigkeit und Abspannung halber hatte ich nicht laut genug in den allgemeinen Jubel mit eingestimmt. Kaum hatten wir uns zu Tisch gesetzt, als sich ein

italienischer Offizier meldete, um Rapport abzustatten. Er übergab bei dieser Gelegenheit dem Marchesi Raimondi mehrere Gegenstände, welche gefallenen österreichischen Offizieren abgenommen worden waren. Unter denselben befand sich auch ein Brief.

„Der Brief ist deutsch," sagte der Marchese, „den wird uns das Fräulein am besten übersetzen können."

Kaum hatte ich zu lesen angefangen, als Thränen meinen Blick verdunkelten, und die Stimme mir versagte.

Der Brief war unbeschreiblich rührend.

Ein junger Offizier schrieb in den zärtlichsten Ausdrücken seiner Mutter, daß er zu avanciren hoffe und dadurch in den Stand gesetzt sein würde, ihre Lage zu verbessern.

Dieses treue Sohnesherz hatte aufgehört zu schlagen!

Ich rang noch nach Fassung, als der Marchese wüthend mit der Faust auf den Tisch schlug und mich mit den Worten: „Via, vile austriaca!" (Weg, feige Oesterreicherin!) aus dem Zimmer jagte.

Niemand wagte ein Wort zu meiner Vertheidigung zu sagen, Niemand meine gewiß menschlichen Thränen zu rechtfertigen.

Im Innersten empört, jedoch kalt und gefaßt, flog ich die Treppe hinauf, schloß mich in mein Zimmer ein, packte meine Koffer und legte mich, halbtodt vor Aufregung, Scham, Zorn und Verzweiflung, sowie von bitterem Hunger geplagt, zu Bett. Bei Tagesgrauen erhob ich mich bereits, kleidete mich an und verließ, ohne die Familie Roncoui wiedergesehen zu haben, das Palais, dessen Thore bereits weit geöffnet waren. Meine Koffer hatte ich zurückgelassen und nur eine kleine Handtasche mitgenommen.

Die Straßen waren menschenleer, die Barrikaden verlassen, nur hin und wieder rief mich eine Wache an. Ich muß sehr ungefährlich ausgesehen haben, denn man ließ mich ruhig meiner Wege gehen. Nachdem ich unzählige Barrikaden unbehelligt überstiegen hatte, erreichte ich glücklich das Haus der mir befreundeten deutschen Familie Mack; ich fand es leider verschlossen und mußte, in Gesellschaft einer Milchfrau, wohl eine gute Stunde, auf steinerner Treppe sitzend, warten, bis die Thür geöffnet wurde.

Der Empfang, der mir hier schließlich zu theil ward, gestaltete sich nichts weniger als herzlich.

„Für uns Deutsche", sagte Herr Mack, „ist der Moment nicht günstig. Es steht zu befürchten, daß der Marchese Sie in seinem blinden Eifer bei der Polizei angiebt, und die Folgen eines solchen Schrittes sind heute unberechenbar; wir können Sie daher leider nur bis morgen beherbergen. Freunde von uns reisen morgen nach Chambéry, schließen Sie sich denselben an."

Ich brachte den ganzen Tag, wie eine Gefangene, in einem dicht verhängten Zimmer zu. Herr Ronconi, von der Familie Mack dazu aufgefordert, sandte mir spät Abends meine Siebensachen, und den nächsten Morgen reisten wir, eine alte Dame, welche immerwährend den Rosenkranz betete, ein alter Herr, welcher abwechselnd schnarchte oder schnupfte, und ich, mit einem vetturino nach Turin.

Die Reise war eine höchst mühsame und beschwerliche. Baumstämme, große Steine ꝛc. lagen auf der Heerstraße, so daß wir oft lange Strecken zu Fuß zurücklegen mußten.

In Turin rasteten wir einen Tag und fuhren dann nach Chambéry, wo meine Begleiter mich verließen.

Von Chambéry aus benutzte ich eine französische

Diligence, in welcher ich zwei Damen und einen schon ergrauten, sehr stattlich und vornehm aussehenden Herrn als Reisegesellschaft hatte.

Kaum hatte sich unser Wagen in Bewegung gesetzt, als dieser mit den Worten: „Halt! Ich habe meinen Mantel in dem Hotel vergessen," aus dem Wagen sprang und den Pferden in die Zügel fiel. Ein Ringen und Kämpfen entspann sich zwischen ihm und dem Conducteur, welcher das Stillstehen der Diligence verhindern wollte. Er gewann bald die Oberhand, warf den Fremden zu Boden und bearbeitete ihn auf unbarmherzige Weise. Die zwei Damen bekreuzigten sich und drückten sich tief in die Wagenecke, ich aber riß das Wagenfenster auf und schrie aus voller Brust: „Hülfe! Diebe! Feuer! Mörder!" Die Menge eilte herbei, man trennte die Kämpfenden, und der Wagen setzte sich bald darauf, mit dem »Mantellosen«, wieder in Bewegung.

Nach eingetretener Ruhe bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß ich mich nicht mehr im Innern der Diligence, sondern allein im Coupé derselben befand. Die Verwechslung der Plätze mußte in der Verwirrung geschehen sein. Wer beschreibt aber mein Entsetzen, als, vor den Thoren der Stadt angelangt, der Conducteur, ein Messer schwingend mit den Worten: »Il faut mourir, vous m'avez perdu« (Sie müssen sterben, durch Sie bin ich verloren!) in das Coupé eintrat. Mir schwanden beinahe die Sinne, die Gefahr aber erkennend, sagte ich rasch: »Citoyen, vous êtes français et vous osez outrager une femme?« (Bürger, Sie sind Franzose und wagen es, eine Frau zu beleidigen?)

Diese Worte wirkten wie ein Zauber. Der Conducteur verließ das Coupé, und ich benutzte den nächsten Pferde-

wechsel, um meinen früheren Platz im Innern der Diligence wieder einzunehmen.

Als ich mich viele Jahre später in Paris mit meinem Manne in einer großen Soiree, im Hotel Lambert, bei der Fürstin Czartoryska befand, begrüßte mich ein alter Herr und gab sich als den von mir in Chambéry so muthvoll vertheidigten polnischen Grafen Z.... zu erkennen. Er dankte mir in den wärmsten Ausdrücken und nannte mich seine Lebensretterin.

In Lyon erwarteten mich liebe Verwandte, welche die völlig Ermattete und infolge der vielen Aufregungen vollständig Niedergeschlagene in ihr gastfreies Haus aufnahmen, eine Woche lang pflegten und dann nach Paris begleiteten.

Meine Freude war unbeschreiblich, als ich mich nach so vielen Gefahren und Drangsalen wieder in meiner Pension, bei Fräulein Lecomte, befand, in welcher man mich mit offenen Armen empfing.

Den Unterricht bei Garcia nahm ich sogleich wieder auf. Derselbe wurde nur auf kurze Zeit durch die Juli-Revolution unterbrochen, welche mich abermals mit Angst und Schrecken erfüllte und mich wie meine inzwischen auch nach Paris gekommene Schwester Charlotte veranlaßte, auf einige Wochen nach dem Paris nahgelegenen Asnieres zu flüchten.

Nach all diesen Erlebnissen hatte ich meinen guten Eltern schriftlich das Versprechen geben müssen, der theatralischen Laufbahn zu entsagen.

Beginn meiner Künstlerlaufbahn in London.

Anfang März 1849 gab ich in Paris ein sehr erfolgreiches Abschieds-Concert, in welchem nebst anderen Künstlern Herr Barbot ebenfalls Schüler Garcias und jetzt Lehrer an dem Pariser Conservatorium) mitwirkte. Meine gesanglichen Leistungen fanden eine sehr günstige Aufnahme, der materielle Erfolg entsprach derselben, ich ließ ein artiges Sümmchen in meine Tasche gleiten und reiste guten Muthes mit meiner Schwester nach London, wo ich während der ganzen Saison sang. Ich konnte die mir angebotenen Engagements kaum bewältigen und erinnere mich, manchen Tag in zwei Morgen- und zwei bis drei Abend-Concerten mitgewirkt zu haben. Ich selbst gab deren mehrere und ertheilte auch einigen Unterricht.

Damals war für Concertsänger in England noch goldene Zeit. Jetzt hat sich hierin gar Vieles verändert!

In der Concertmusik dominirte damals Mendelssohn. Man widmete ihm einen vollständigen Cultus, und ich möchte behaupten, daß Mozart, Haydn, Weber, ja sogar Beethoven in zweiter Linie kamen. England, seit Händels Zeiten die Wiege des Oratoriums, hatte Mendelssohns »Paulus« und »Elias« mit Enthusiasmus begrüßt. Ich hörte die Werke zu verschiedenen Malen in musterhafter Aufführung von der »Sacred harmony society« unter der ausgezeichneten Leitung des Kapellmeisters Costa. Die berühmtesten englischen Concert- und Oratoriensänger und -Sängerinnen waren damals die Damen Dolbey und Birch und die Herren Seems-Reeves und Santley. In den gemischten Concerten

fangen vorzugsweise fremde Künstler. Gute Dilettanten gab es deren wenige, denn, sagen wir es aufrichtig, England stand damals und steht heute noch, was allgemeine Verbreitung der Musik betrifft, weit hinter anderen Ländern zurück. Wenn nach einem guten Diner der Hausvater oder die Hausmutter der liebenswürdigen Tochter zulispelten: „Jane oder Mary, give us a song," dann durchzuckte uns ein leichter Schauder, und um die ungetrübte Heiterkeit der Anwesenden war es geschehen, denn Mary oder Jane pflegten meist außer Takt und sehr falsch zu singen.

Obwohl sich also ein reiches Feld für meine Lehrthätigkeit geboten hätte, so lehnte ich doch eine vorzügliche Stellung als Gesangslehrerin in Manchester in der Hoffnung ab, mich hauptsächlich der Ausübung des Gesanges widmen zu können.

In dem Hause von Julius Benedict, später durch die Gnade der Königin Victoria »Sir Julius Benedict«, welcher sein machtvolles Scepter beinahe fünfzig Jahre lang über das musikalische England schwang, und von dessen »protection« der ausübende Künstler hinsichtlich des Erfolges sozusagen abhing, wurde ich auf das Freundlichste empfangen. In seinem Salon drängten sich Sänger und Sängerinnen, Virtuosen, Componisten, Gelehrte, Schriftsteller und Künstler aller Weltgegenden zusammen. Bei ihm lernte ich die berühmten Violinspieler Ernst, Joachim, Sivori und Molique, den vorzüglichen Klavierspieler Charles Hallé, den deutschen Bassisten Formes, den witzigen und immer lustigen Vivier, welcher seinem Horne die schönsten Töne zu entlocken verstand, ferner den Kapellmeister Karl Eckert, den englischen Componisten Balfe und viele andere Künstler kennen. Alle nahmen sich meiner in wohlwollendster Weise an und

beseitigten die Schwierigkeiten, mit welchen beinahe Jeder am Anfang einer Laufbahn zu kämpfen hat. Mein Leben gestaltete sich in gesellschaftlicher und künstlerischer Beziehung so angenehm, daß mir die grauen Nebel Londons, die mich bei meinem ersten Aufenthalt so erschreckt hatten, gar nicht mehr so unerträglich schienen, und meine Sehnsucht nach Paris sich nicht mehr so ungestüm wie früher einstellte. Außerdem blieb mir aber auch thatsächlich keine Zeit, melancholischen Gedanken Raum zu geben. Freilich wuchs immer mehr und mehr in mir der Wunsch, meine geliebten Eltern nach vierjähriger Trennung wiederzusehen. Kaum war daher die Londoner Saison zu Ende, so packte ich meinen Koffer, reiste aber, der Anordnung meines Arztes folgend, zuerst nach Dieppe, wo ich zur Kräftigung meiner Gesundheit Seebäder gebrauchen sollte.

In Dieppe traf ich mit lieben Freunden aus Paris zusammen. Mein sonst so angenehmer Aufenthalt hätte jedoch bald durch folgenden Vorfall einen tragischen Abschluß gefunden.

Ich schwamm täglich mit einer meiner Freundinnen in das Meer hinaus. Ein Schwimmmeister begleitete uns regelmäßig. Eines Morgens wüthete der Sturm, die Wellen gingen hoch, und die Kiesel des Meeresstrandes rollten mit unheimlichem Getöse auf und nieder. Niemand wagte zu baden. Der Strand war menschenleer, auch die Schwimmmeister waren abwesend. In unverzeihlichem Uebermuthe entkleideten wir uns rasch und warfen uns, wie in einer Herausforderung des Elements, in die brausenden Wellen. Bald riß uns die schäumende Fluth mit fort. Fest umschlungen und todesmuthig kämpften wir, um derselben zu entrinnen, doch vergeblich, die Kräfte fingen an

zu schwinden, und der herabrollende Kiesel zog uns immer von neuem in die Tiefe. In Gedanken nahm ich schon Abschied von der Welt und allen meinen Lieben, als eine Riesenwelle uns plötzlich an das Ufer warf.

Gerettet!

Wenige Tage nach diesem aufregenden Seebade reiste ich nach Frankfurt zu meinen theuren Eltern.

In der Heimath.

Wie soll ich die Freude beschreiben, welche ich beim Eintreten in das elterliche Haus empfand!

Die Trennung von ihrem Benjamin hatte meiner armen Mutter viele schlaflose Nächte und unsäglichen Kummer bereitet, doch Alles hatte sich ja zum Besten gewendet, und so waren die Thränen, welche sie bei unserm Wiedersehen weinte, nur Freudenthränen.

Mein armer Vater hingegen konnte sich nicht mit dem Gedanken befreunden, daß seine Tochter die Künstlerlaufbahn erwählt hatte. Es war und blieb dies ein steter Kummer für ihn.

Von meinen zahlreichen Jugendfreundinnen wurde ich mit Jubel begrüßt, zugleich aber auch mit neugierigen Blicken geprüft.

Während ich viel gearbeitet, viel gesehen, fleißig studirt hatte, waren sie Familienmütter geworden, hatten Kinder in den Schlaf zu wiegen, über Küche und Keller zu wachen,

zu stricken, zu nähen, zu flicken und zu sticken. Vor Allem aber besuchten sie mit peinlicher Regelmäßigkeit die in kleinen Städten üblichen Thee-, Kaffee- und Klatsch-Gesellschaften. Natürlich war ich bald der Gegenstand der Gespräche derselben, und hatte ich mich selbst zu einem solchen eingefunden, da hatte ich allerhand Fragen zu beantworten, zu erzählen, zu erklären.

Ach wie schnell verflogen doch die zwei Ferienmonate, welche ich so glücklich war, im Elternhause und im Kreise meiner Lieben verbringen zu dürfen.

Vor meiner Abreise von Frankfurt gab ich ein großes Concert, welches in dem Saale des Weidenbusches vor einem dichtgedrängten Publikum stattfand.

Meine Aufregung war keine geringe; sollte ich doch vor Freunden und Verwandten, Vettern und Basen Zeugniß meines Könnens und Wissens ablegen. Auf mein dringendes Bitten ließen sich meine Eltern endlich dazu bewegen, dem Concert beizuwohnen.

Ich sang in demselben die Arie des Arsace aus der Oper »Semiramis« von Rossini, eine Händelsche Arie: »Dove sei amato bene« und Lieder. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen, die Freude der Meinen war jedoch mein schönster Lohn.

Von allen Seiten wurde ich bestürmt, mich als Gesangslehrerin in meiner Vaterstadt niederzulassen; doch fühlte ich, daß in solch kleinlichen, beschränkten Verhältnissen kein Wirkungskreis für mich sei, und meine kluge Mutter bestärkte mich in meinem Vorsatz, nach London zurückzukehren.

In dem von mir veranstalteten Concert ließ sich unter anderen Künstlern ein junger, schüchterner, noch ganz unbekannter Klavierspieler, Namens Heinrich Henkel, hören,

welcher durch den künstlerischen Vortrag verschiedener Compositionen von Mendelssohn, Mozart und Chopin das Publikum im Sturm eroberte. Ein von ihm componirtes und mir gewidmetes Lied: »Vöglein, wohin so schnell?« mußte ich zweimal wiederholen. Durch diesen Doppelerfolg als Klavierspieler und Componist war das Schicksal des jungen Mannes entschieden. Heinrich Henkel ist heute noch einer der beliebtesten Klavierlehrer in Frankfurt.

Nach London zurück.

Der Abschied von dem Elternhause fiel mir dieses Mal schwerer denn je, und doch, es mußte geschieden sein!

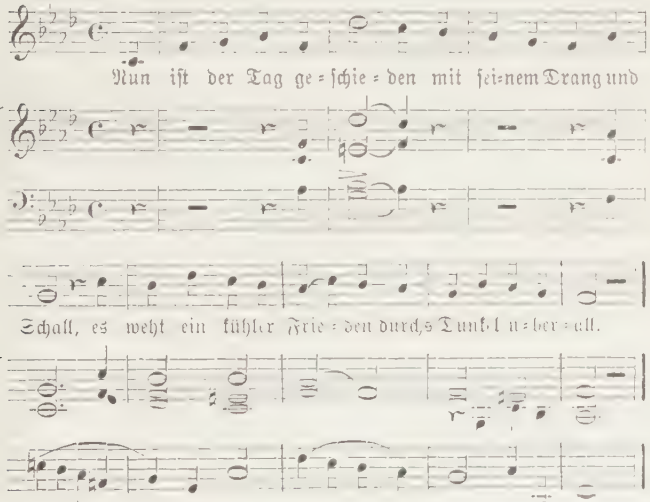
Ende November kehrte ich nach London zurück und blieb daselbst bis zum Juli 1850.

Meine künstlerische und gesellschaftliche Stellung gestaltete sich mit jedem Tage angenehmer und günstiger.

Zu all den Künstlern, deren Bekanntschaft ich in der vorigen Saison gemacht, trat ich nunmehr in nähere Beziehungen. Ich glaube, ich vermag diesen Freunden hier keinen besseren Denkstein der Erinnerung, keine sie schärfer charakterisirende biographische Notiz hierher zu setzen, als indem ich die musikalischen Erinnerungsblätter hier folgen lasse, die sie mir für mein Album zu theil werden ließen.

London, den 21. März 1850. Zur freundlichen Erinnerung

B. Molique.



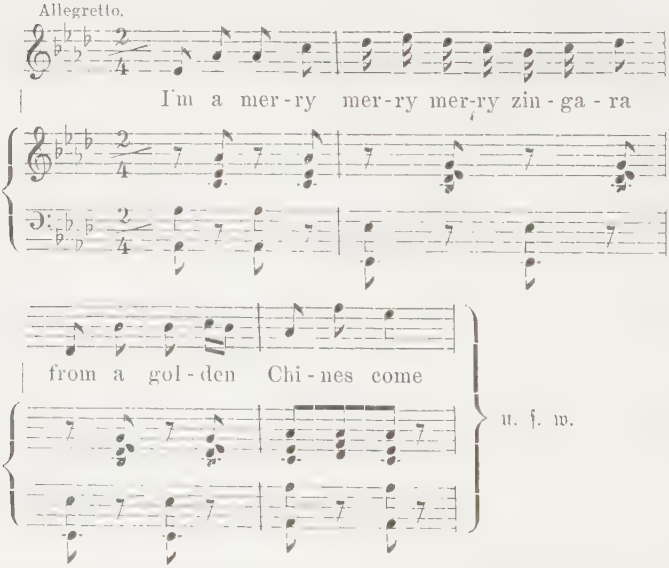
London, 10. April 1850. Fräul. M. Graumann

zum freundlichen Andenken an Julius Benedict.

Andante.

London, 15. April 1850. H. W. Ernst.

Allegretto.



u. s. w.

London, 23. April 1850. M. W. Balfe.

Andante con moto.

London, 29. Mai 1850. Stephan Heller.

Violine.

Andantino.

Klavier.

Fräulein Graumann
zur freundschaftlichen Erinnerung an Joseph Joachim.
Leipzig, am 7. October 1850.

Ich fand dieses Jahr freundlichste Aufnahme in dem Hause meiner liebenswürdigen Landsmännin, der Baronin Charlotte von Rothschild. Durch sie wurde ich in mehrere Familien eingeführt, und auch dem damaligen Kapellmeister der italienischen Oper in Coventgarden, Michael Costa, vorgestellt. Nachdem ich demselben vorgesungen hatte, bestand er darauf, mich als Orsino auftreten zu lassen, doch meines, den Eltern gegebenen Versprechens eingedenk, lehnte ich seinen verlockenden Antrag ab.

Die italienische Oper war damals von großer Anziehung für mich. Grisi, Mario, Pauline Viardot, Tamberlick, Carl Formes, Lablache ꝛc. waren die glänzenden Sterne der heute so stiefmütterlich behandelten und vernachlässigten Kunststätte.

Jeden freien Abend benutzte ich, um mich an den Meisterwerken Bellinis, Donizettis und Rossinis in ihrer vollendeten Wiedergabe zu weiden.

Die genaue Kenntniß der englischen Sprache machte es mir möglich, in verschiedenen Oratorien von Händel den Alt-Part zu übernehmen; auch sang ich in den klassischen Concerten des Mr. Hullah, in Mr. Ella's berühmten

»Musical Union«-Concerten, in unzähligen Soiréen und Matinéen, sowie in mehreren Städten der Provinz, vor Allem aber in Benedicts jährlichem Monstre-Benefiz-Concert, auf dessen Programm immer 30 bis 40 Nummern verzeichnet waren, welche von den geduldigen Engländern mit bewunderungswürdiger Langmuth angehört wurden. Außerdem gab ich während dieser Saison zwei eigene, sehr besuchte Concerte.

In einem derselben trat ein junger, mit herrlicher, umfangreicher Baritonstimme begabter Schüler Garcias, mit Namen Salvatore Marchesi, zum ersten Male öffentlich auf. Er entstammte der altadeligen palermitanischen Familie Castrone. Politischer Verhältnisse wegen — er hatte an der revolutionären Bewegung in Sicilien, sowie an den fünf Tagen in Mailand activen Antheil genommen — mußte er eine glänzende, sorgenfreie Existenz mit einem Leben voll Mühe und Arbeit vertauschen. Im Jahre 1848 flüchtete er nach Amerika, ging, dem Rathe mehrerer Freunde folgend, welche ihm die Künstlerlaufbahn anriethen, von da nach London, um bei Garcia zu studiren, und nahm den Namen Marchesi an. Er wurde bald einer der beliebtesten Concertsänger und glänzte hauptsächlich durch den humoristischen Vortrag der italienischen Buffo Arien, sowie durch die vollendete Wiedergabe der Bachschen, Händelschen und Mozartschen Musik. Die Duette aus »Semiramis«, dem »Barbier«, der »Italienerin in Algier«, dem »Borgomastro di Saardam« ꝛc., welche ich damals mit Salvatore Marchesi in vielen Concerten sang, fanden immer den größten Beifall. Heute dürfte man es wohl kaum wagen, sie öffentlich vorzutragen.

In demselben Jahre hörte ich die weltberühmte Sängerin

Henriette Sonntag (Gräfin Rossi), welche damals nach langjähriger Pause die Bühne wieder betrat und kurze Zeit darauf in Rio de Janeiro starb, zum ersten Male als »Linda« in der italienischen Oper.

Madame Viardot war so freundlich gewesen, mich in ihre Loge einzuladen, um dieser interessanten Vorstellung beizuwohnen.

Die wunderbare, wahrhaft spielende Geläufigkeit der Sängerin erregte wohl damals meine Bewunderung, doch ließ mich ihr Vortrag kalt: ihm fehlte die Seele. Ich bemerkte dies Madame Viardot, welche mir jedoch mit Entrüstung in die Rede fiel und mir zu verstehen gab, daß jungen Anfängerinnen nicht das Recht zustehe, bewährte Künstlerinnen zu beurtheilen! Durch diesen unliebsamen Zwischenfall war mir jedes Interesse an der »Linda«-Vorstellung benommen, und ich verließ das Theater, noch ehe dieselbe beendet war. Vielleicht habe ich allzusehr von dem Vorrecht der Jugend, eines schnellen Urtheils, Gebrauch gemacht. Ich bin aber auch heute noch der Ansicht, daß eine vollendete Technik ohne Zweifel die Grundlage einer jeden Schule bilden muß, und Coloratursängerinnen derselben insbesondere die größte Aufmerksamkeit zu widmen haben, doch darf der Gefühlsausdruck nie vernachlässigt werden oder gar der Technik zum Opfer fallen.

Kurz vor Beendigung der Saison erhielt ich einen sehr liebenswürdigen Brief von Moscheles aus Leipzig, welcher einen Engagements-Antrag für mehrere Gewandhaus-Concerte in Leipzig enthielt. Ich hatte die Bekanntschaft des berühmten Pianisten während meiner Studienzeit in Paris gemacht, wo er mir die nachfolgende Melodie in mein Album geschrieben.

Melodie im schottischen Stil.

An Fräulein Graumann
zur freundlichen Erinnerung an J. Moscheles.

Paris, den 22. November 1845.

Natürlich nahm ich das Anerbieten mit Freuden an und verließ London fröhlichen Muthes und leichten Herzens.

In Weimar und Leipzig.

Mein Weg ging dieses Mal über Boulogne, wo ich einige Tage bei lieben Freunden (der Familie Waly) der Ruhe pflegte; dann trieb's mich aber über Paris nach der Vaterstadt, zu den lieben, theuren Eltern. Ich fand mein Mütterchen rüstig, frisch und munter, meinen Vater jedoch leidend, was mein Herz mit Sorgen erfüllte.

Nach einigen im Familienkreise glücklich verlebten Wochen reiste ich zuerst nach Weimar, wo mein erster Gang zu Liszt war. Der bereits erwähnte Herr Denis (Bibliothekar an St. Geneviève), einer meiner Verwandten in Paris und langjähriger Freund Liszts, hatte mir einen Brief für ihn mitgegeben.

Liszt empfing mich mit der größten Herzlichkeit; täglich mußte ich bei ihm und der Fürstin Wittgenstein auf der Altenburg speisen; die junge Prinzessin Wittgenstein, jetzt Fürstin Hohenlohe, Gemahlin des Oberhofmeisters Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich, nahm immer theil an diesen Mahlzeiten. Sie erschien mit ihren zwei Erzieherinnen zu denselben und machte beim Eintreten sowie beim Verlassen des Speisezimmers drei tiefe Hofverbeugungen.

Die Fürstin wurde damals nicht bei Hof empfangen, wohl aber die Prinzessin.

Wie soll ich die abgöttische Verehrung beschreiben, welche die Fürstin zu jener Zeit Liszt bezeugte. Sie saß meist zu seinen Füßen, küßte seine Hände und hing sozusagen an seinen Augen. Liszt schien an diese Huldigungen gewöhnt zu sein und nahm dies Alles mit vornehmer Gleichgültigkeit hin.

In des Meisters Abwesenheit plauderte ich oft stundenlang mit der höchst geistreichen und liebenswürdigen Fürstin. Sie pflegte dabei ausgestreckt auf ihrer Chaiselongue zu liegen, unablässig die stärksten Cigarren zu rauchen und sich ihrer Fußbekleidung zu entledigen, welche aus seidenen Strümpfen und schwarzatlassenen, sohlenlosen Schuhen bestand. Sie zeigte mir auch wohl dann ihr schneeweißes, sorgfältig gepflegtes Füßchen, auf dessen Schönheit sie großen Werth zu legen schien. Eines Tages wollte ich mich — einer Probe halber — früher als gewöhnlich nach dem Mittagsmahl entfernen, als Liszt mich mit den Worten: „Warten Sie, liebes Fräulein, ich hole Hut und Mantel, um Sie zu begleiten," zurückhielt. Die Stirn der Fürstin legte sich in düstere Falten. „Sie werden bei mir bleiben," herrschte sie ihn an. Ein heftiger Wortwechsel entspann sich zwischen Beiden. Meine Verlegenheit war unbeschreiblich. Der Sturm legte sich jedoch alsbald, es wurde Friede geschlossen, aber — Liszt setzte seinen Willen durch und begleitete mich zur Probe.

Auf des Meisters Veranlassung wurde ich sofort zu einem Hof-Concert eingeladen, in welchem er mich selbst am Klavier begleitete. Ich sang damals mehrere seiner Lieder und Arien von Rossini und Händel. Liszt bat mich ferner, in einem Kirchen-Concert in dem »Messias« von Händel den Alt-Part zu übernehmen und in einem von ihm dirigirten Concert im Theater zu singen. Das sonst so stille Weimar wurde durch Liszts Anwesenheit, durch sein bewegliches Leben, durch seine rastlose Thätigkeit beinahe zu einer Hauptstadt ersten Ranges umgewandelt; er war die Alles belebende Sonne.

Der große Meister war zu jener Zeit, wie bis zu

seinen letzten Lebenstagen, von einer Schaar enthusiastischer Schüler umringt, welche von allen Weltgegenden herbeigeströmt waren, um seinen Lehren zu lauschen, und ihn wahrhaft vergötterten. Durch Liszts Einfluß, welcher einer der wärmsten und unermüdlichsten Kämpen für Wagner war, bekundete sich in der musikalischen Richtung und, ich möchte sagen, den starren Ansichten seiner Schüler ein Umschwung, welcher später nicht ohne Einfluß auf die Musik-Zustände Deutschlands blieb. Trotz alledem liebte Liszt die italienische Musik und hauptsächlich Rossini. Auf seinen Wunsch mußte ich (er übernahm immer die Begleitung) den um ihn versammelten Schülern öfters vorsingen, und als ich einst die Romanze der Desdemona in der Oper »Othello« von Rossini beendet hatte, sprang er lebhaft von seinem Sitze und rief: „Singt nur so auf eurem Klavier, meine Kinder, dann will ich schon zufrieden sein."

Ich muß damals ziemlich schmächtig ausgesehen haben, denn der Meister interessirte sich ganz ungewöhnlich für meine Ernährung. Wenn er mich Morgens zu den Proben abholte, war seine erste Frage: „Was haben Sie gefrühstückt?" Wenn ihn meine Antwort dann unbefriedigt ließ, so riß er heftig an der Glocke und sagte dem hereintretenden Kellner: „Rasch, rasch ein gutes Beefsteak und vom besten Bordeaux." Er war nicht eher zufrieden zu stellen, als bis ich Alles verzehrt hatte. Bei Liszt galt überhaupt keine Gegenrede, auch nicht auf künstlerischem Gebiet, wie ich dies oft in den Proben zu bemerken Gelegenheit hatte.

Wie herrlich, wie belehrend und interessant war aber die Woche, welche ich in Weimar verlebte; gern hätte ich meinen Aufenthalt verlängert, doch die Zeit drängte, denn meine Engagements riefen mich nach Leipzig.

Liszt war so freundlich, mir vor meiner Abreise mehrere Empfehlungsschreiben an die bedeutendsten Musiker Deutschlands zu geben, und so reiste ich an einem trüben November-Morgen, von Liszt und seinen Schülern an die Eisenbahn begleitet, mit recht schwerem Herzen nach dem nahen Leipzig.

Nach meinem poetisch-schönen Aufenthalt in Weimar erschienen mir die Menschen in Leipzig kalt, abgemessen und puritanisch streng. Es war wie ein eisiger Hauch, welcher durch meine Seele strich. Dieses ängstliche, unheimliche Gefühl wird von vielen Künstlern getheilt, welche den Norden von Deutschland, hauptsächlich aber Leipzig besuchen. Es ist nicht zu leugnen, daß Leipzig eine große musikalische Vergangenheit hat und lange Zeit hindurch tonangebend war; haben doch Mendelssohn, welcher im Jahre 1840 das dortige Conservatorium gründete, sowie Hiller, Schumann, Moscheles, David, Hauptmann und Andere segensreich hier gewirkt, aber der Norddeutsche ist ein geborener Pedant, welcher Alles durch die Brille der Kritik sieht und sich selten einem ungetrübten Genusse hingiebt.

Erst nach dem freundlichen Empfange, welcher mir bei meinem ersten Auftreten in dem Gewandhaus Concert zu theil ward, sowie durch die herzliche Aufnahme, welche ich in den Familien Moscheles, David und Hauptmann, sowie bei Frau Livia Frege (langjährige Freundin Mendelssohns und ausgezeichnete Liedersängerin fand, fing ich an, mich in Leipzig behaglicher zu fühlen. In dem Hause von Moscheles, dessen Gattin mir eine mütterliche Freundin wurde, brachte ich beinahe alle Abende zu. Liszt hatte mir auch ein Empfehlungsschreiben an Herrn Bartolf Senff, Musikverleger und Herausgeber der bekannten Leipziger

»Signale«, gegeben, welcher mir oft rathend zur Seite stand und heute noch zu meinen bewährtesten Freunden zählt.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Leipzig erhielt ich in kurzen Zwischenräumen folgende Briefe von Liszt.

Weimar, Mercredi matin.

Encore mille Bravos et mille remerciments, Mademoiselle, lesquels vous accompagneront de station en station jusqu'à Leipzig, d'ou nous reviendront d'autres bravos en écho du Gewandhaus.

Ci-joint les lignes que vous voulez bien accepter pour Kistner et Senff. Je me plais à croire que l'un et l'autre trouveront occasion de vous être agréable.

A revoir bientôt, n'est-ce pas? En attendant veuillez bien garder un bout de bon souvenir à quelqu'un qui vous portera toujours un très sincère intérêt et que vous retrouverez toujours invariablement.

Votre très affectueusement devoué

Fr. Liszt.

(Noch tausend Bravo und tausend Dank, Fräulein, der Sie von Station bis Station nach Leipzig begleiten soll, von wo das Echo des Gewandhauses uns andere Bravos zurückbringen wird.

Beiliegend die Zeilen für Kistner und Senff. Ich schmeichle mir, daß der Eine wie der Andere Gelegenheit finden wird, Ihnen angenehm zu sein.

Auf baldiges Wiedersehen, nicht wahr! Bitte, bewahren Sie einstweilen ein freundliches Andenken Demjenigen, der immer einen aufrichtigen Antheil an Ihnen nehmen wird, und welchen Sie immer unveränderlich wiederfinden als Ihren

herzlichst ergebenen

Fr. Liszt.

Mademoiselle!

Voici la lettre pour le Grand Maître de Lüttichau que M. de Ziegesar vient d'écrire en votre honneur et gloire, avec toute la bonne grâce et l'obligeance, qu'il garde à votre égard.

Pour ce qui est des recommandations de Berlin, il y a un contretemps fâcheux pour vous. S. A. R. Madame la Princesse de Prusse, passera l'hiver à Coblence.

Meyerbeer, au bienveillant souvenir duquel je vous prie de me rappeler respectueusement, sera certainement, votre meilleur patronage auprès de la Cour, et je n'ai aucun doute qu'il vous accueillera avec sympathie et intérêt.

Dans le courant de la semaine, je vous enverrai aussi une lettre pour le Chambellan de S. A. R. Madame la Princesse Charles de Prusse, que Ziegesar m'a promis.

Quant à notre concert; fixé au 19 (Samedi prochain) je vous assure franchement que je n'aurais point osé vous en parler et que je ne l'ose guère encore.

La recette en est destinée à quelque Fond de Pension, toujours si peu en fonds dans nos contrées; par conséquent je ne suis aucunement à même de poser des termes convenables. Or comme déjà à l'occasion de l'éxécution du Messie vous avez été d'une trop grande complaisance pour nous, il y aurait vraiment par trop d'indiscrétion, de revenir à la charge, à moins que vous ne m'y autorisiez tres directement et positivement en m'écrivant quelque chef d'oeuvre épistolaire, comme à peu près en ces termes:

»Je chanterai tant bien que mal, mais dans les meilleures intentions et avec la meilleure volonté du monde l'air de . . . (suit la désignation du morceau) et le duo de la Semiramide avec Milde ou Mademoiselle Aghte, Samedi prochain, et pour ne déranger personne, j'arriverai à l'heure exacte de la répétition, Vendredi à 4 heures.«

Si une idée de ce genre vous venait en tête, veuillez m'en faire prévenir (par le télégraphe au besoin) de manière à ce que Lundi soir on au plus tard Mardi jusqu'à midi je sois à même de faire le programme, qui devra nécessairement paraître au plus tard mercredi matin.

Mille hommages et amitiés

F. Liszt.

Vendredi le 11 Octobre 1850.

Soyez assez bonne pour vous charger de donner une très amicale poignée de main à Joachim de ma part; recommandez-lui de ne pas retarder son arrivée à Weimar où nous l'attendrons pour le 14 au soir.

P. S. Au moment de faire mettre cette lettre à la poste, les lignes suivantes me parviennent. Je vous les communique dans leur entier et vous verrez par là, que vous ne sauriez avoir d'amis mieux disposés pour vous que ceux de Weimar.

Veuillez bien ne pas manquer d'écrire directement à Ziegäser pour le remercier de sa bienveillance dont vous êtes sensé informée par moi (sans faire allusion à sa lettre que vous me renverrez) et lui donner en même temps des indications précises sur la semaine de votre arrivée à Berlin —, à moins toutefois que vous ne préfériez venir lui dire cela verbalement Vendredi ou Samedi soir à l'Altenbourg, après nous avoir de nouveau chanté et enchanté.

(Mein Fräulein!

Hier der Brief für den Oberhofmeister von Luttichau, welchen Herr von Ziegesar zu Ihrer Ehre und Glorie, mit den freundlichen Gesinnungen, welche er für Sie hegt, geschrieben hat.

Was die Empfehlungen für Berlin betrifft, so tritt ein für Sie unangenehmes Hinderniß ein. J. K. H. die Frau Prinzessin Karl von Preußen wird den Winter in Coblenz zubringen.

Meyerbeer, dem ich Sie bitte mich ehrerbietigst zu empfehlen, wird wohl Ihr bester Beschützer bei Hof sein, und ich zweifle nicht, daß er Sie mit Interesse und Sympathie empfangen wird.

Im Laufe der Woche werde ich Ihnen auch einen Brief für den Oberstthofmeister J. K. H. der Frau Prinzessin Karl von Preußen senden, welchen Ziegesar mir versprochen hat.

Was unser Concert betrifft, welches auf nächsten Samstag den 19ten festgesetzt ist, so gestehe ich aufrichtig, daß ich nicht gewagt hätte, Ihnen davon zu sprechen, und daß ich es auch jetzt kaum wage.

Der Ertrag desselben ist für einen Pensionsfond bestimmt, welcher in unserer Gegend immer so wenig »en fond« ist; aus diesem Grunde bin ich nicht imstande, Ihnen günstige Bedingungen stellen zu können. Da Sie nun schon bei Gelegenheit der Aufführung

des »Messias« unendlich gefällig für uns waren, so wäre es zu unbescheiden von mir, Sie abermals zu belästigen, das heißt, wenn Sie mich nicht persönlich und mit Bestimmtheit dazu autorisirten, indem Sie mir ein epistoläres Kunstwerk ungefähr folgenden Wortlautes schrieben:

„Ich werde so gut wie möglich, aber mit den besten Absichten und dem besten Willen nächsten Samstag die Arie aus .... [hier folgt die Bezeichnung des Stückes] und das Duett aus »Semiramide« mit Milde oder Fräulein Aghte singen, und um Niemanden zu stören, werde ich zur bestimmten Stunde, Freitag um 4 Uhr, zur Probe kommen."

Wenn ein solcher Gedanke Ihnen durch den Kopf schösse, so bitte ich Sie [wenn möglich durch den Telegraphen] es mich wissen zu lassen, damit ich Montag Abend, oder spätestens Dienstag bis Mittag, das Programm zusammenstellen kann, welches spätestens Mittwoch Morgen erscheinen muß.

Unbegrenzte Verehrung und Freundschaft.

F. Liszt.

Freitag den 11. October 1850.

Bitte die Güte zu haben, Joachim von mir einen freundschaftlichen Händedruck zu geben und ihm anzuempfehlen, seine Ankunft in Weimar, wo wir ihn den 14ten Abends erwarten, nicht zu verzögern.

P. S. In dem Augenblick, wo dieser Brief zur Post abgehen sollte, empfange ich folgende Zeilen — ich theile sie Ihnen vollständig mit, und Sie werden daraus ersehen, daß Sie keine besser gesinnten Freunde als die in Weimar haben.

Bitte nicht zu unterlassen, Ziegesar direct zu schreiben, um ihm für sein Wohlwollen zu danken, von welchem Sie scheinbar durch mich unterrichtet sein müssen [ohne jedoch auf seinen Brief anzuspielen, welchen Sie mir zurücksenden wollen], und ihm zugleich die genaue Woche Ihrer Ankunft in Berlin anzugeben —, das heißt, wenn Sie nicht vorzögen, ihm alles dies Freitag oder Samstag auf der Altenburg zu sagen, nachdem Sie uns mit Ihrem Gesange beglückt und entzückt haben.)

Leider war es mir nicht vergönnt, ein zweites Mal nach Weimar zu gehen, meine Verpflichtungen in Leipzig verhinderten mich daran.

Zugleich mit mir debütirte ein junger Klavierspieler in dem Gewandhaus-Concert; er hieß Otto Goldschmidt und wurde später der Gatte Jenny Linds.

Die Einrichtungen in dem Gewandhause waren damals nicht nur höchst einfach, sondern ich möchte sagen beinahe vorsündfluthlich. Die Solisten hatten kein Foyer, wie es jetzt der Fall ist, sondern sie hielten sich in der Ecke eines Ganges auf, in welchem die Damen ihre Ueberschuhe und Regenmäntel und die Herren ihre Ueberzieher und vom Regen triefenden Regenschirme ablegten. Da saß ich nun in einem weißen, mit Rosenknospen geschmückten Kleide, und mir gegenüber der kleine, vor Furcht zitternde Otto Goldschmidt. Obgleich wir uns gegenseitig Muth einzuflößen suchten, so fing derselbe angesichts dieser bürgerlichen und streng aussehenden Concertbesucher immer mehr zu sinken an; da traten Liszt und meine Erfolge in Weimar vor meine Seele; gestählten Muthes trat ich vor das so gefürchtete Leipziger Publikum und war so glücklich, seine Gunst zu erringen.

Eines Tages saß ich am Klavier, meine Gesangsnummern für das fünfte Gewandhaus-Concert einübend, als man mir zwei Briefe überreichte.

Nichts ahnend öffnete ich dieselben!

Der erste enthielt die Nachricht der mir bisher verschwiegenen Krankheit, der zweite die des Todes meines innigstgeliebten Vaters!

Mein Schmerz war namenlos!

Daß unter so trüben Verhältnissen von Singen keine Rede sein konnte, ist selbstverständlich.

Ich schrieb daher Absagebriefe nach Hamburg, Berlin, Dresden, Bremen, Köln ꝛc., wohin mich zahlreiche Engagements riefen, und reiste tiefgebeugten Herzens zu meiner armen Mutter nach Frankfurt zurück.

Wie still und öde fand ich doch bei meiner Rückkehr das elterliche Haus!

Zwei Tage vorher hatte man meinen theuren Vater in die kühle Erde gebettet.

Obgleich derselbe wohl etwas leidend gewesen, so hatte ich ihn doch ohne besondere Unruhe und seine Genesung von der Zeit erwartend, wenige Wochen vorher verlassen, und nun war das treue Herz gebrochen! Ich sollte ihn nie wiedersehen, nie wieder in sein klares Auge blicken, nie wieder den Laut seiner Stimme hören. Vergehen wollte ich vor Leid, als meine vor Gram tiefgebeugte Mutter mich in ihre Arme schloß.

Mein Entschluß war daher rasch gefaßt. Ich wollte bei der treuesten aller Mütter bleiben, meine künstlerische Stellung in London aufgeben und mir eine neue in Frankfurt gründen. Doch selbstlos und aufopfernd, wie meine gute Mutter war, trieb sie mich nach einigen Wochen selbst zur Abreise an; sie möchte nicht hemmend in mein Künstlerleben eingreifen, und meine Vaterstadt, meinte sie, könne mir keinen Wirkungskreis bieten.

Zum dritten Male in London.

Im December 1850 kehrte ich nach London zurück, wo der Strudel der Weltstadt mich bald wieder erfaßte, und wo mein Leben sich dieses Mal besonders angenehm und interessant gestaltete.

Ich verkehrte oft und viel in dem Hause des damaligen preußischen Gesandten, Herrn von Bunsen, des intimen Freundes Friedrich Wilhelm IV., der nicht bloß ein hervorragender Diplomat, sondern auch ein großer Gelehrter und Kunstfreund war, dessen Familie mich mit Liebenswürdigkeiten überhäufte. Es wurde viel Musik in seinem Hause getrieben, auch gab er große musikalische Soiréen. Da in diesen wie in vielen Privat-Concerten der Anfang der Musik auch das Signal zu oft lärmender Unterhaltung und unerquicklichem Geplauder war, so nahm ich mir eines Tages vor, mich harmlos an den ewig schwatzenden Damen und Herren zu rächen. Als ich eines Abends meine Arie begonnen und der Lärm des Gespräches seinen Höhepunkt erreicht hatte, hielt ich plötzlich inne. Bestürzt eilte der Hausherr auf mich zu, mich um die Ursache meiner Unterbrechung fragend. Todesstille verbreitete sich in dem Saal. „Ich wünsche angehört zu werden," antwortete ich laut und bestimmt, und — man war so freundlich und taktvoll, mich anzuhören!

Seit diesem Abend sang ich noch viel und oft im Hause des preußischen Gesandten, und hatte die Genugthuung, daß man während meiner Vorträge die Unterhaltung unterbrach.

Bei Herrn von Bunsen lernte ich unter anderen her-

vorragenden Persönlichkeiten den Componisten Ritter von Neukomm, sowie den Dichter Klingemann kennen. Mendelssohn, ein intimer Freund des letzteren, hat viele seiner Gedichte in Musik gesetzt.

Benedicts Salon blieb nach wie vor der Sammelplatz der Künstler und Künstlerinnen aus allen Weltgegenden. Von Benedict hingen, wenigstens zum größten Theil, die Engagements für die verschiedenen Concerte ab. Alles huldigte daher Englands Musik-König.

Zu jener Zeit bewohnte Franz von Pulsky, der berühmte ungarische Patriot und Gelehrte, das ewig in Nebel gehüllte London. Er veranstaltete zu Gunsten der ungarischen Flüchtlinge ein Concert und bat mich um meine Mitwirkung, die ich ihm gern zusagte. Auch Fräulein Anna Zerr, österreichische Opern- und Kammersängerin, dieselbe, für welche Kapellmeister Proch seine wohlbekannten Variationen schrieb, sang bei dieser Gelegenheit.

Aber wer beschreibt die Verzweiflung der armen Sängerin, als ihr nach ihrer Rückkehr nach Wien der Titel Kammersängerin entzogen und sie aus dem Theaterverbande ausgeschlossen wurde.

In dem Hause des Herrn Henry Chorley, des Musik-Kritikers der bekannten Londoner literarischen Zeitung „The Athenaeum", eines glühenden Anhängers und Freundes Mendelssohns, der in Deutschland durch sein treffliches Werk „Modern and manners in Germany" bekannt geworden, lernte ich den berühmten Componisten Halevy und den geistreichen und unerschöpflichen Librettisten Scribe kennen. Während eines von Chorley gegebenen Diners war mir der Platz zwischen Beiden bestimmt worden, wofür ich dem liebenswürdigen Hausherrn nicht wenig dankbar war. Ich hatte Halevy

zu meiner Linken, Scribe zu meiner Rechten und hätte gern mit Ersterem über Musik gesprochen, doch ließ mir Scribe durch sein anziehendes und höchst geistreiches Geplauder, welches bald die Aufmerksamkeit der ganzen Tischgesellschaft auf sich zog, keine Zeit dazu. Nie habe ich Scribe wieder wie an jenem Abend, sprudelnd von Witz und guter Laune, gesehen.

Gegen Ende der Saison 1851 gab ich in meiner Wohnung eine große musikalische Soirée, in welcher »Die Heimkehr aus der Fremde«, eine von Mendelssohn zur silbernen Hochzeit seiner Eltern componirte reizende kleine Oper, mit Chorleys englischer Uebersetzung, zum ersten Male in England zur Aufführung kam. Mehrere mir befreundete Familien hatten zu diesem Feste meinen Salon mit Blumengewinden geschmückt und in dem kleinen Speisezimmer ein einladendes Büffet hergerichtet. Herr von Bunsen hatte mir seine Dienerschaft zur Verfügung gestellt, welche sich mit ihren gepuderten Haaren, schönen Livréen und weißseidenen Strümpfen gar vornehm ausnahm.

Die Besetzung der Oper war folgende:

Lisbeth	Mrs. Enderson.
Mutter	Frl. Mathilde Graumann.
Kauz	Signor Marchesi.
Herrmann	Mr. Lockey.
Schulze	Monsieur Garcia.

Der Text wurde von Herrn Chorley gelesen, und die Herren Benedict und Lindsay Sloper spielten abwechselnd die Begleitung zum Gesange, sowie vierhändig die Ouvertüre.

Mein berühmter Meister Garcia führte zum Ergötzen Aller den Part des »Schulze« aus, welcher, wie bekannt, nur auf »einem« Ton zu singen hat.

Die Musik zur »Heimkehr« fand so viel Anklang, daß nach dieser Aufführung in meinem Hause alle Concertgeber sich dieser lieblichen Composition bemächtigten.

Kurz nach diesem kleinen musikalischen Feste wurde ich mit dem Violinspieler Ernst, der italienischen Altistin Angri, dem Liedersänger Julius Stockhausen, dem Bassisten Formes und anderen hervorragenden Künstlern zu einer Tournée in die englischen Provinzen engagirt. In Manchester, wo ich eine sehr freundliche Aufnahme fand, wurde mir abermals eine gesicherte und glänzende Stellung als Gesangslehrerin angeboten, ich schlug dieselbe jedoch aus, da ich meiner Künstlerlaufbahn treu zu bleiben wünschte.

Unsere kleine Gesellschaft war aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt. Fräulein Angri, welche über eine seltene Altstimme verfügte, sang nie tagsüber, sondern strickte unablässig; Herr Formes, der etwas rauhen Wesens war, stieß dann und wann unartikulirte Töne aus, um, wie er sagte, seine Stimme zu probiren; und Ernst, der sehr kränklich war, lag meist bis zu Beginn des Concertes zu Bett. Während der Reise waren wir in verschiedene Wagen vertheilt, denn es herrschte wenig Sympathie unter den das Programm bildenden Künstlern.

Einen großen Genuß bot mir bei Gelegenheit dieser Concert-Tournée das herrliche Spiel Ernsts. Er entlockte seinem Instrumente Töne, wie ich sie seitdem selten gehört habe. Je nach seiner Stimmung weinten oder jauchzten die Saiten. Letzteres selten, denn Ernst war nervös und in hohem Grade melancholisch. Sein Spiel war in der Folge sehr ungleich. War er wohl und gut aufgelegt, so verfehlte er nie, Enthusiasmus zu erregen. In seinen letzten Lebensjahren war der bedauernswerthe Künstler gelähmt

und an Zimmer und Sessel gebannt. Seine Geige verstummte. Seine treue Lebensgefährtin, die frische blühende und um Vieles jüngere Gattin, pflegte den müden, kranken und gebrochenen Künstler in liebevollster Weise bis zu seinem am 8. October 1865 erfolgten Tode.

Die Saison war zu Ende; sie war nach allen Richtungen eine fruchtbringende gewesen. Ende Juli reiste ich mit meiner Begleiterin nach Boulogne-sur-Mer, wo ich in mehreren Concerten sang, und von dort ging es zu meiner lieben Mutter nach Frankfurt.

Aufenthalt in Holland.

(Meine Verheirathung.)

Wenige Tage nach meiner Ankunft in der Heimath ließ sich eines Tages Salvatore Marchesi ganz unerwartet bei uns melden.

Er war mir nach Frankfurt gefolgt, um sich meine Hand von meiner Mutter zu erbitten. Es war derselbe junge Italiener, welcher zwei Jahre vorher in meinem Concert in London debütirt und mit welchem ich damals die Duette aus dem »Barbier von Sevilla« und aus »Don Juan« gesungen hatte.

Kurze Zeit darauf verlobten wir uns, doch war es uns nicht vergönnt, das Glück unserer jungen Liebe lange zu genießen. Bald schlug die Trennungsstunde. Mein Bräutigam reiste nach dem Norden Deutschlands, wohin ihn zahlreiche Engagements riefen, und ich ging nach Holland,

wo ich in Amsterdam in dem gastfreien Hause des Ehepaares Prius, dessen liebenswürdige Töchter in London meine Schülerinnen gewesen waren, freundlichste Aufnahme fand.

In Amsterdam gab ich zwei Concerte, sang mehrere Male in den Abonnements-Concerten der Gesellschaft »Felix Meritis«, ferner in Rotterdam, Haag, Utrecht, Haarlem, Leyden, Dortrecht ꝛc., und kehrte Ende März nach Frankfurt zurück.

Am 19. April 1852 verheirathete ich mich mit Salvatore de Castrone (genannt Marchesi). Unsere Vermählung fand im engsten Familienkreise in einer kleinen, mit schönen Blumen geschmückten Dorfkirche, in Heddernheim bei Frankfurt, auf nassauischem Gebiet, statt.

Die gestrengen Senatoren der »Freien Reichsstadt Frankfurt« wollten aus ängstlich politischen Gründen ihre Erlaubniß zu meiner Verbindung mit einem Fremden, welcher sich, wenn auch in seinem Vaterlande, der Bewegung des Jahres 1848 angeschlossen hatte, nicht ertheilen. Wir mußten uns wegen unserer Trauung an die nassauischen Behörden wenden, welche glücklicherweise weniger engherzig waren.

Meine Freunde, welche die Schwierigkeiten kannten, die man unserer Verbindung entgegengesetzt hatte, und die glauben mochten, daß es in der Folge damit gute Wege haben würde, waren nicht wenig erstaunt, als sie die Anzeige unserer Vermählung Tags darauf in den Zeitungen lasen.

Ich habe die kleine, stille und prunklose Dorfkirche in Heddernheim seitdem nicht wieder gesehen, gedenke aber in stillen Stunden gern der einfachen, poetischen Feier.

Der Brautzug bewegte sich zu Fuß von der Wohnung des Pfarrers nach dem Kirchlein, wo der treuherzige, biedere, brave, anspruchslose Seelsorger uns verband, und das schöne Orgelspiel Heinrich Henkels dem Akte eine höhere Weihe verlieh, so daß sich ein tiefer Ernst Aller in dieser ländlichen Einsamkeit, fern von dem Getümmel der Welt, bemächtigte.

Das Bewußtsein, daß meine theure Mutter die Wahl meines Herzens segnete, verdoppelte in mir das stille Glück dieses feierlichen Tages.

In Berlin (Meyerbeer).

Bald nach unserer Verheirathung reisten wir, einer Einladung Meyerbeers folgend, nach Berlin, um in einigen Hof-Concerten mitzuwirken, welche bei Gelegenheit der Anwesenheit des russischen Kaiserpaares gegeben werden sollten. Obgleich diese Concerte wegen eines am Hofe eingetretenen Krankheitsfalles nicht zustande kamen, so verweilten wir doch einen ganzen Monat in Berlin, wo unser Leben sich, nachdem wir uns eingewöhnt, zu einem interessanten und angenehmen gestaltete.

Wir verkehrten viel und oft mit Meyerbeer und sangen in Gesellschaften, von ihm begleitet, verschiedene seiner Compositionen, unter anderen sein Buffo-Duett aus »Margherita d'Anjou«, eine seiner früheren, für Venedig geschriebenen Opern. Wir durften auch sein Heiligthum, sein Studirzimmer, betreten. Dasselbe war groß und geräumig. Mitten

darin stand, auf einer Estrade, ein Flügel, auf mehreren nahestehenden Tischen lagen Bücher, sowie große und kleine Streifen Notenpapiere, auf welchen er, wie er sagte, flüchtig seine musikalischen Gedanken aufzeichnete, um sie in geeigneten Momenten zu verwerthen.

Meyerbeer war unendlich liebenswürdig und zuvorkommend gegen uns, und von dem verschlossenen und abstoßenden Wesen, über welches so Viele klagten, war durchaus nichts zu bemerken. Er führte zu jener Zeit den Titel „General-Musikdirector", eine Charge, die seit seinem Tode unbesetzt geblieben.

Wir lernten damals auch Meyerbeers Mutter, Frau Beer, kennen, welche uns zu Ehren ein großes Diner gab. Nach demselben sangen wir, von dem Meister begleitet, verschiedene seiner Compositionen.

Frau Beer, eine sehr liebenswürdige alte Dame, vergötterte ihren Sohn. Sie war auf allen seinen Künstlerreisen seine stete Begleiterin gewesen.

Meyerbeer war, wie bekannt, ein ausgezeichneter Klavierspieler und hatte sich seit frühester Jugend öffentlich hören lassen. „Als wir", so erzählte Frau Beer, „nach Wien kamen, wo mein Sohn die Absicht hatte, öffentlich zu spielen, wurde er mit Beethoven und mit Clementi bekannt. Die Gegenwart dieser berühmten Klavierspieler schüchterte ihn dermaßen ein, daß er ein Handübel vorgab, einen seiner Finger fest einwickelte und Hals über Kopf von Wien abreiste, ohne daß er sich hätte hören lassen. In Venedig angekommen," fuhr sie fort, „wohnten wir einer Aufführung der damals so bekannten Oper „Tancred" von Rossini bei, in welcher die ausgezeichnete Altistin Pisaroni Triumphe feierte. Mein Sohn begeisterte sich so sehr für Rossinische

Musik, daß wir einige Jahre in Italien blieben, wo er seine Opern: »Il crocciato in Egitto«, »Campo di Silesia«, »Margherita d'Anjou« und andere schrieb, welche mit großem Erfolge gegeben wurden."

Auch mit der rühmlichst bekannten Schriftstellerin Fanny Lewald, welche Herz und Geist, Poesie und praktisches Handeln zu vereinen weiß, mit ihrem Manne, dem verstorbenen Adolf Stahr, sowie mit dem großen Maler Cornelius, dessen gastliches Haus sich allen Denen öffnete, die den Adelsbrief des Talentes und Geistes aufzuweisen vermochten, verkehrten wir viel und gern.

Fanny Lewald, die damals bereits mit dem noch nicht geschiedenen Stahr in engster Beziehung lebte, schrieb mir, wohl aus einer dumpfen Kampfesstimmung gegen das schwer zu besiegende Schicksal, folgende Zeilen in mein Stammbuch, die mir ein Spiegel ihres eigenen Lebens aus jener Periode zu sein scheinen:

„Es giebt Stunden, in denen die Nothwendigkeit einer Aenderung unseres Schicksals so dringend vor unsere Seele tritt, daß wir glauben, die Möglichkeit dieser Aenderung müsse nahe liegen, müsse uns leicht werden, sobald wir nur wollen. Aber die Fesseln unserer Vergangenheit halten uns an das Bestehende gebannt, und nur selten wird es einem Glücklichen zu theil, eine unheilvolle Vergangenheit von sich zu schleudern und ein neues Leben beginnen zu können."

Zu dieser Zeit lernten wir ebenfalls Mendelssohns Schwester, Frau Professor Dirichlet, kennen. Jeden freien Abend brachten wir bei derselben zu, und wenn wir dann im traulichen Familienkreise beisammen saßen, hatten wir den seltenen Genuß, daß sie uns die Reisebriefe ihres vielgeliebten und vielbeweinten Bruders vor ihrer Veröffentlichung vorlas. In diesen Briefen fanden sich auch meine Tante Ertmann betreffende Stellen.

Nur ungern verließen wir Berlin und den interessanten Kreis, in welchem wir uns während eines Monats bewegt hatten.

Kaum nach Frankfurt zurückgekehrt, wo wir den Sommer im Hause meiner guten Mutter zubrachten, strömten mir von allen Seiten Schülerinnen zu, man machte mir die verlockendsten Anträge, um mich in meiner Vaterstadt zu fesseln, doch umsonst!

Der Horizont war mir dort zu eng, und das kleinstädtische Wesen wollte mich fast erdrücken. Meine Künstlerpläne flogen höher!

Nach Berlin, Brüssel und London.

Im Herbst 1852 kehrten wir nach Berlin zurück, wohin uns zahlreiche Engagements riefen. Der Abschied von meiner theuren Mutter fiel mir dieses Jahr schwerer denn je. Eine bange Ahnung, als ob ihr Unheil drohte, als ob ich sie nie wiedersehen würde, bemächtigte sich meiner und ich vermochte kaum mich loszureißen, als sie mich beim Abschied an ihr treues Herz drückte. Zum letzten Male hatte ich in das, in unbegrenzter Mutterliebe erstrahlende Auge geblickt. Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht, ich habe sie nie wiedergesehen! —

In Berlin trafen wir eine vorzügliche italienische Opern gesellschaft an, welche während mehrerer Wochen sehr besuchte Vorstellungen gab. Mein Mann trat bei dieser Gelegenheit mit vielem Erfolg in den Opern »Ernani«, Barbiere di

Seviglia« und »Lucrezia Borgia« auf. Ich sang viel und oft in öffentlichen und Privat-Concerten.

In Bremen, wohin die Italiener für einige Vorstellungen berufen worden waren, und wohin ich meinen Mann begleitete, faßte ich bei Erkrankung der Primadonna den kühnen Entschluß, dieselbe als Rosine im Barbier zu ersetzen. Ich fand enthusiastische Aufnahme und sah mich schon im Geiste als Stern erster Größe am Bühnenhimmel glänzen. Doch ein energisches Veto meines Mannes hielt mich abermals und nun für immer von dem Theater fern. Für die Bühnenlaufbahn war ich entschieden nicht vom Schicksal ausersehen.

Von Bremen reisten wir nach Brüssel, gaben dort mehrere Concerte, machten eine Concerttour in den belgischen Provinzen und gingen im April 1853 von Ostende aus nach London.

Als ich die düstere, sonnenlose, raucherfüllte Stadt wiedersah, erfaßte mich ein unbeschreibliches Heimweh; doch kaum dem thätigen Leben wiedergegeben, fühlte ich mich so zu Hause, daß wir uns sogar mit dem Plane trugen, uns für immer in London niederzulassen. Zu Anfang unseres dortigen Aufenthaltes wohnten wir bei Mrs. Lewis, einer sehr reichen und kinderlosen Anverwandten von mir, welche uns mit liebevoller Zuvorkommenheit zu sich eingeladen hatte.

Einige Wochen nach unserer Ankunft ereignete sich ein Vorfall, welcher das ganze Haus mit Angst und Schrecken erfüllte.

Mrs. Lewis hatte sich vor mehreren Jahren zum zweiten Male vermählt. Ihr zweiter Gatte war ein düster aussehender, ältlicher, graubärtiger Engländer, welcher uns von Anfang an mit scheelen, mißvergnügten Blicken angesehen

und nie ein freundliches Wort an uns gerichtet hatte. Mrs. Lewis, dies bemerkend, tröstete uns mit den Worten, daß ihr Mann menschenscheu und ein Sonderling sei.

Die Arme selber litt an Asthma, welches ihr unsägliche Qualen bereitete.

Täglich, nach dem Mittagsmahl, erschien ein Arzt des Hauses, ein intimer Freund ihres Mannes, prüfte mit bedächtiger Miene den Puls der Kranken, schüttete sodann ein weiß aussehendes Pulver mit dem Bedeuten, daß dies Besserung bringen werde, in ein Glas Rothwein und nöthigte sie zum Trinken.

Von Tag zu Tag verschlimmerte sich der Zustand meiner armen Verwandten. Die Athembeschwerden und der Blutandrang gegen den Kopf nahmen auf bedenkliche Weise zu.

Da sagte eines Tages mein Mann zu mir: „Hier waltet ein düsteres Geheimniß. Der sogenannte Arzt scheint mir ein mit dem Manne verbündeter Quacksalber zu sein; beide trachten Deiner armen Cousine nach dem Leben, ich will versuchen, sie zu retten."

Als noch am selben Abend der sogenannte Arzt erschien und Mrs. Lewis das Glas Wein überreichen wollte, ergriff es mein Mann mit den Worten: „Trinken Sie den Trank, Herr Doctor, er wird Ihnen Genesung bringen!"

Der so Angeredete erbleichte, war mit einem Sprunge an der Thür — und verschwunden! Herr Lewis folgte ihm auf dem Fuße und ward nie wiedergesehen! Die darauf folgende Scene läßt sich kaum beschreiben.

Vom Schmerze überwältigt, brach Mrs. Lewis lautlos zusammen.

Kurze Zeit darauf reichte die vom Kummer tiefgebeugte Frau die Scheidungsklage ein.

Jedoch reden wir von fröhlicheren Dingen. In die Zeit unseres Londoner Aufenthalts fällt die erste Aufführung des »Tannhäuser« in dem musikalischen Leipzig. Ich besitze aus jener Epoche einen Brief aus competenter Feder über die Aufführung des Werkes, der einen interessanten Beitrag zur Wagnergeschichte bildet. Freund Moscheles schrieb mir unter dem 24. Mai 1853 Folgendes:

„Liebe Madame Marchesi!

Die einliegenden Zeilen drücken ganz das Interesse aus, welches wir an Ihrem Schicksal und Ihrem Wohlergehen nehmen. Möge es allen Ihren Wünschen entsprechen. Reden Sie ja Ihrem lieben Manne zu, daß er über seine jüngste künstlerische Vergangenheit uns Nachricht gebe, auch was seine ferneren Aussichten und Pläne sind, wäre gut zu wissen, um dadurch die bewußte biographische Skizze für die Illustrirte Zeitung zu ergänzen und endlich zur Publikation zu befördern. Sie leben gewiß im Gewühl der Londoner Saison, während wir hier mit mehr Ruhe die Kunst pflegen können. Fräulein Bury haben Sie gewiß kennen gelernt, wenn Sie sie treffen, bitte grüßen Sie sie von uns. Man versucht hier Wagners Musik einheimisch zu machen, und der »Tannhäuser« hält sich schon mehrere Monate auf dem Repertoir, ob aber irgend eine andere Nation als die deutsche die Geduld und Beharrlichkeit haben wird, solche Musik zu singen und anzuhören, steht zu fragen.

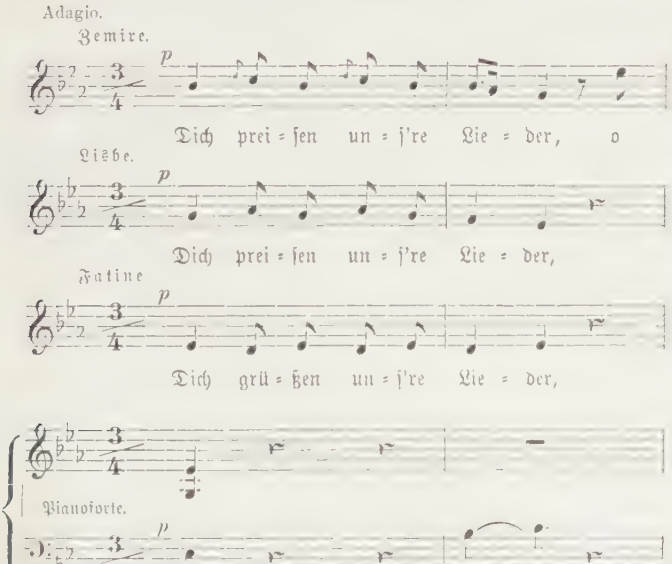
Gern möchte ich Ihnen noch etwas Interessantes mittheilen, aber Stoff und Zeit fehlen mir — blos das noch, der Sänger Behr vermählt sich diese Woche mit der Schwester des Schriftstellers Benedix.

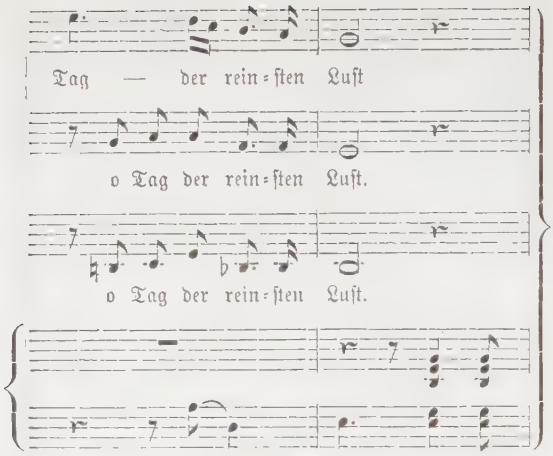
Leben Sie Beide recht wohl, nach Wunsch Ihres ergebenen Freundes J. Moscheles."

Während der 1853er Saison wurde Meyerbeers »Prophet« zum ersten Male am Coventgarden-Theater in London gegeben. Der Componist leitete persönlich die Proben dazu; Frau Pauline Viardot sang die Fides, eine Partie, die Meyerbeer für diese berühmte Sängerin geschrieben, und der Tenor Mario, welcher durch seinen schönen

Christuskopf und durch seine herrliche Tenorstimme allen Frauen den Kopf verdrehte, den Propheten. Unbeschreiblich war der Enthusiasmus, welchen dieses Werk erregte, dessen Proben und erster Aufführung wir dank der Intervention Meyerbeers hatten beiwohnen können.

Auch der rühmlichst bekannte Componist Spohr verweilte in demselben Sommer einige Zeit in London. Ihm zu Ehren veranstaltete man verschiedene Aufführungen seiner Werke, an denen wir immer betheiligt waren. Besonderen Beifall fand das reizende Frauenterzett aus seiner Oper »Zemire et Azor«, welches Spohr zwei englischen Sängerinnen und mir mehrere Male persönlich begleitete, und dessen Anfang er mir in mein Album schrieb.





London, den 14. Juli 1853.

Zur freundlichen Erinnerung an Louis Spohr.

Mit dem liebenswürdigen, wenngleich nur als Dilettant bekannten Fürsten Joseph Poniatowsky, der damals toscanischer Gesandter in Paris und London und ein intimer Freund Napoleons III. war, trieben wir viel und oft Musik. Er war nicht nur im Besitz einer seltenen Tenorstimme, sein Vortrag war auch edel und gefühlvoll. Unter seinen Compositionen ist die Oper »Pierre de Medicis« die hervorragendste. Sie blieb mehrere Jahre hindurch auf dem Repertoire der Großen Oper in Paris.

Fürst J. Poniatowsky starb im Frühjahr 1873 in London, wo er sich nach dem Sturze des Kaiserreiches, mit welchem er sein Einkommen von 40000 Frcs. als Senator verlor, nunmehr auf seine eigenen geringen Subsistenzmittel angewiesen, als Gesangslehrer niedergelassen hatte. Er war im Begriff, als Kapellmeister eine Tournée in Amerika zu unternehmen,

als der Tod ihn ereilte. Nicht ohne Wehmuth vermag ich auf die Noten zu blicken, die mir der später so Hartgeprüfte damals gewidmet.

Messa di Requiem.

Londra, 25. Luglio 1853. G. Poniatowsky.

Nach Beendigung der Londoner Saison, welche dieses Jahr ungewöhnlich bewegt, und für uns nach jeder Richtung befriedigend und erfolgreich gewesen war, erfaßte meinen Mann eine so unüberwindliche Sehnsucht nach dem ewig blauen Himmel seiner Heimath, daß der Plan, uns in London ein Heim zu gründen, aufgegeben wurde. Nach einem herzlichen Abschied von den Kunstgenossen, namentlich von Vieuxtemps, der mir das nachstehende Erinnerungsblatt

Londres, 4. Juin 1853.

A Madame Marchesi-Graumann
Souvenir affectueux H. Vieuxtemps.

mit auf die Reise gab, reisten wir im Monat September 1853 über Paris, Marseille, Genua und Livorno nach Florenz.

Florenz und Ferrara.

Nach dem grauen Himmel, dem nebeligen und unholden Klima Londons kam mir Italien wie ein irdisches Paradies vor.

Ich schwelgte in Licht, Luft und Sonne! Wir blieben meiner etwas schwankenden Gesundheit halber die Wintermonate über in Florenz. Dort verkehrten wir viel mit Luigi Gordegiani, dem verstorbenen Componisten italienischer Volkslieder, welcher Florenz damals zu seinem bleibenden Aufenthalt gewählt hatte. Die Abende, welche wir in dem Hause Rossinis, des »Cigno di Pesaro«, zubrachten, gehörten jedoch keineswegs zu den angenehmsten oder inter-

essantesten. Es wurde nie von Musik gesprochen, geschweige denn welche gemacht. Der Ton, welcher in dem Salon der Herrin des Hauses herrschte, war steif, abgemessen und ungemüthlich, es lastete eine Art von Schwüle auf allen Anwesenden. Die launenreiche, wenig zuvorkommende Frau Rossini beschäftigte sich weniger mit ihren Gästen, als mit ihrem alle Augenblicke leidenden, auf einem eleganten Sammetkissen zu ihren Füßen liegenden Lieblingshunde.

Je wortkarger Rossini bei sich zu Hause war, desto gesprächiger und liebenswürdiger war er, wenn er uns besuchte. Er erzählte dann von seinen Reisen, seinen Erlebnissen und auch unter Anderem von der ersten Aufführung seines »Barbiere di Seviglia«.

„Wenn ich", so erzählte er, „beim Anhören meiner Opern Fehler oder Nachlässigkeiten in denselben bemerkte, so konnte ich Nachts nicht schlafen, ich überhäufte mich selbst mit Vorwürfen, ich fand weder Rast noch Ruhe. Sah ich aber, daß mein Werk ein gelungenes war, daß ich nach Kräften das Beste und Höchste angestrebt hatte, und nicht imstande gewesen wäre, besser zu thun, so ging ich, selbst nach einer Niederlage, ruhig nach Hause und schlief den Schlaf des Gerechten.

Meine Oper »Il barbiere di Seviglia« wurde in Rom am ersten Abend von Anfang bis zu Ende unbarmherzig ausgepfiffen. Die Verehrer Paisiellos waren erbittert gegen mich, weil ich, ein noch unbekannter Musiker, es gewagt hatte, dasselbe Libretto zu benutzen, welches der damalige erste Componist Italiens so vortrefflich in Musik gesetzt hatte. Eine zweite Partei, die Geistlichkeit, war mir feindlich gesinnt, weil ich gerade für Rom ein Libretto Beaumarchais, der Geistlicher war, gewählt hatte. Niemand

ahnte jedoch, daß ich von dem Vorschuß von 100 Scudi (Thaler), welche der Theaterdirector mir für einen Operntext bezahlt hatte, keinen Bajocco (Kreuzer) mehr besaß. Wo also einen Operntext hernehmen und nicht stehlen? In drei Wochen sollte die Theatersaison mit einer neuen Oper anfangen. Ich hatte noch keine Note geschrieben, keinen Heller in der Tasche und mein Director fing an, unruhig zu werden und mich zu bedrohen.

In dieser verhängnißvollen Lage fiel mein Gedanke auf den »Barbier«. Das Sujet entsprach meiner momentanen Stimmung und ich konnte das Libretto möglicherweise umsonst haben. Dictum factum. Ich schrieb an Paisiello und bat ihn um die Erlaubniß, sein Buch benutzen zu dürfen. Er gewährte mir dies auf die freundlichste Weise. Ich ging nun rasch ans Werk, und wie Sie es wohl wissen werden," so erzählte Rossini weiter, „wurde mein »Barbier« in zwölf Tagen componirt und geschrieben. Die Proben fingen an. Doch schon am ersten Tage wurde mir Spott und Hohn zu theil. Nur ein Mann, ein großer Sänger, war von meiner Musik entzückt und half mir mit Wort und That die Proben und Inscenirung meiner Oper beschleunigen. Es war der berühmte Tenorist Garcia, der Vater der Malibran und Viardot, für welchen ich die Rolle des Lindoro geschrieben hatte.

Endlich kam der verhängnißvolle Abend der ersten Vorstellung. Einen stürmischeren wie diesen habe ich nie wieder in meiner Künstlerlaufbahn erlebt.

Nicht nur das Vorurtheil der feindlich gesinnten Parteien, sondern auch eine Reihe ganz unerwarteter Zufälligkeiten trugen zu dem großen Fiasco meiner Oper bei.

Die Ouvertüre sowie der erste Chor wurden von Anfang

bis zu Ende durch das Zischen und Pfeifen des Publikums übertönt. Garcia, außer sich über die Ungerechtigkeit desselben, war so aufgeregt, daß er beim Begleiten seines Ständchens auf der Guitarre mehrere Saiten zerriß. Hierüber brach ein solcher Lärm aus, daß von der Musik nichts mehr zu hören war. Der arme Basilio, ein Anfänger, war über den großen Scandal außerdem so erschrocken, daß er bei seinem Auftreten mit einem Fuß auf seinen langen Rock trat und mit dem Gesicht auf die Bühne fiel. Beim Aufstehen blutete seine Nase heftig, und es bedurfte einiger Minuten, bis er singen konnte. Der Lärm wurde nun grenzenlos. Kaum fing jedoch das Publikum an, sich zu beruhigen, als plötzlich eine Katze auf der Bühne erschien, welche man nur nach großen Anstrengungen und vielem Zeitverlust verjagen konnte. Dies war der Gipfel des Unglücks dieses Abends!

Der Vorhang fiel und die Oper wurde nicht weiter gespielt.

Obwohl dieselbe nun durchgefallen war, so war ich doch ruhig und gefaßt. Ich hatte die Ueberzeugung, gewissenhaft gearbeitet zu haben, und erkannte die Ungerechtigkeit des Publikums, welches in seinem einmal gefaßten Vorurtheil nicht einen einzigen Takt meiner Musik ruhig angehört hatte.

Am nächsten Morgen bat ich den Theater Director, mich von der Verpflichtung, noch zwei Abende meine Oper selbst zu dirigiren, entheben zu wollen, was er auch bereitwilligst that. Die Sitte erheischt nämlich in Italien, daß jeder Componist seine neue Oper dreimal persönlich dirigirt.

Bald nach dieser unglückseligen Vorstellung fing jedoch eine Reactionspartei an, sich unter den Theaterbesuchern zu

bilden. Der Eine lobte die Ouvertüre, ein Anderer erinnerte sich eines Motivs des ersten Finale, ein Dritter fand die Arie des Figaro originell u. s. w.

Dies war genügend, um den größten Theil des Publikums bei der zweiten Aufführung wenigstens zur Aufmerksamkeit zu veranlassen. Am zweiten Abend blieb ich ganz allein zu Hause. Ich wollte mich zerstreuen, wollte schreiben, wollte lesen, konnte meine Gedanken aber nicht sammeln. Ich nahm meine Uhr in die Hand und sang in Gedanken meine Ouvertüre und den ganzen ersten Akt durch. Plötzlich erfaßte mich eine unbezwingliche Neugierde. Ich mußte wissen, wie meine Musik das zweite Mal aufgenommen worden war, und beschloß, ins Theater zu gehen.

Da rief mich ein ungewöhnlicher Lärm an das Fenster, ich sah Tausende von Menschen mit Fackeln sich meiner Wohnung nähern, und ehe ich recht zur Besinnung kommen konnte, packten mich kräftige Hände, und unter dem enthusiastischen Rufe: »Evviva Rossini!« trug man mich, trotz meines Schlafrockes, welchen ich nicht Zeit gehabt hatte mit einem Rocke zu vertauschen, im Triumph in das Theater, um den »Barbier« nach dem bereits beendeten ersten Akt weiter zu dirigiren. Die Begeisterung des Tags vorher so entrüsteten Publikums kannte nun keine Grenzen, und nach der Vorstellung wurde ich abermals im Triumph nach Hause gebracht.

Dies", so endete Rossini, „war der Taufact meines »Barbier«."

Der Meister schrieb kurz vor unserer Abreise von Florenz einen dreistimmigen, sehr originellen Canon in mein Album. Der demselben unterliegende Text ist eine Persiflage der modernen Gesangsweise und von Rossini selbst gedichtet.

Canone perpetuo a 4 Soprani.

I.
Or che si oscu-ra il ciel il can - to
II.
stra - no u - diam dei cas - tra - - ti! gnau gnau gnau
tenuto
III.
gnau ecco il can - to di ma - nie - - ra. Cod cod cod
cod cod cod cod cod co - de . . . cod co - - de . . . ecco il can-
IV.
ta - re bril - lan - - te! bau bau bau
bau questoè il can - to guer - riè - ro . . .

Firenze, 17. Nov^bre 1853.

Devoto ammiratore Gioachino Rossini.

Ende November verließen wir „Firenze la bella“, um nach Ferrara zu gehen, wo mein Mann während 20 Abenden die Rolle Carlo V. in der Oper „Ernani“ von Verdi mit großem Erfolge sang.

Es ist eigenthümlich, daß die so lebhaften, fast unstäten Italiener nie müde werden, eine bei ihnen beliebte Oper unzählige Male nacheinander anzuhören, während der sonst

so geduldige Deutsche einen immerwährenden Wechsel im Opern-Repertoire verlangt. Es bringt dieser tägliche Wechsel den großen Uebelstand mit sich, daß der Künstler seine Rolle nie vollständig beherrscht, nie zur Vollendung bringt. Es mag das auch wohl der Grund sein, daß Deutschland so arm an guten Sängern und Sängerinnen war und ist.

Ferrara gehörte damals noch zu den päpstlichen Staaten und hatte österreichische Besatzung. Man kann sich keinen öderen, langweiligeren und trostloseren Ort denken, als diese einst so blühende, kunstsinnige Stadt der Este es zu jener Zeit war. Ein politischer Druck lag auf allen Gemüthern, die Straßen waren menschenleer, die Fensterläden geschlossen, die Bewohner schlichen traurig einher, und die Spaziergänger längs den alten Stadtmauern, wo sich zur Mittagszeit immer unzählige Schlangen sonnten, stimmten zu verzweiflungsvoller Melancholie. In den Straßen flößten uns die Mitglieder der Armen-Bruderschaft, welche in Mönchstracht, mit verkapptem Gesichte, die Sammelbüchse in der Hand, uns oft unerwartet entgegentraten, immer Angst und Schrecken ein. Was meinen Trübsinn noch vermehrte, war der Umstand, daß die zum Tode verurtheilten Verbrecher an dem Tage ihrer Hinrichtung vor unseren Fenstern vorbeigeführt wurden. Dem damaligen Brauche gemäß war eine Tafel auf dem Rücken dieser unglücklichen Menschen angebracht, auf welcher ihre Schuld verzeichnet stand; in ihre gebundenen Hände wurden ihnen, wie zum Hohn, Blumensträuße gesteckt. Das hat sich ja nun heute Alles geändert, aber damals glaubte ich in trostlosester Verbannung zu leben.

Noch eines Umstandes muß ich gedenken, der uns heute beinahe unglaublich dünkt. Die Juden bewohnten damals

in Ferrara ein ihnen angewiesenes Stadtviertel, den »Ghetto«. Bei der großen Charfreitags-Prozession wurde ihnen das Verlassen ihrer Wohnung bei Strafe verboten und die Ausgänge des »Ghetto« mit dichten Teppichen verhängt, welche erst nach der Feierlichkeit wieder entfernt wurden. Wir wohnten damals dem Schlosse der ehemaligen Herzöge von Ferrara gegenüber und besichtigten nebst dem Innern desselben auch die unterirdischen Gefängnisse, wo Ugo und Parisina vor ihrer Enthauptung, welche im Schloßhofe stattfand, längere Zeit geschmachtet haben.

Ugo, ein natürlicher Sohn des grausamen Herzogs, war in Liebe zu seiner schönen Stiefmutter entbrannt. Ein verrätherischer Spiegel, in welchem der an einem gegenüber liegenden Fenster stehende Herzog die Umarmung der Liebenden erblickte, enthüllte das sträfliche Verhältniß und ward die Ursache ihrer Verurtheilung zum Tode. Donizetti benutzte dieses Sujet zu einer Oper, welche heute jedoch dem Vergessen anheimgefallen ist. Wir besichtigten auch das inmitten eines großen Parkes gelegene Schloß Lucrezia Borgias, wo sie, wie man sagt, ihre Lustgelage hielt.

In Ferrara hatten wir zwei Freunde, deren liebenswürdige Zuvorkommenheit uns für kurze Momente das Trostlose unseres monotonen Lebens vergessen ließ. Es waren dies Graf Aventi, ein Freund Rossinis, und der Marchesi Strozzi. Letzterer hatte uns seinen Wagen zur Verfügung gestellt und lud uns öfters zum Speisen ein. Nach der Mahlzeit ließ er dann zum Ergötzen aller Anwesenden zwei Neger kommen, welche er von einer seiner Afrika-Reisen mitgebracht hatte, und die uns durch originelle Tänze und Gesänge die Zeit vertreiben mußten.

Unser Aufenthalt in Ferrara währte volle acht Monate.

Die Geburt unserer ältesten Tochter Therese war die Ursache unseres längeren Verweilens in dieser Einöde.

Wir rüsteten uns zur Rückreise nach Florenz, als der Ausbruch der Cholera in Italien unsere Pläne durchkreuzte und die Abreise von Ferrara sich zu einer wahren Flucht gestaltete. Mein Kind auf dem Arme, denn keine Dienerin hatte sich bewegen lassen, uns zu folgen, reisten wir über Venedig und Triest nach Wien, wo wir Anfang September 1854 ankamen. Die Reise war, der nur theilweise vollendeten Eisenbahnen halber, sehr mühsam und beschwerlich gewesen.

In Wien.

Acht Tage nach unserer Ankunft in der Kaiserstadt besuchte uns Director Hellmesberger in dem Hôtel zum Erzherzog Karl, in welchem wir unser Quartier vorübergehend aufgeschlagen hatten. Der kleine Violinspieler, in dessen Concert in Frankfurt ich gesungen hatte, war seitdem ein bedeutender Künstler und artistischer Director des Wiener Conservatoriums geworden. Er bot mir die durch den Rücktritt des Fräulein Fröhlich freigewordene Stelle als Professorin des Gesanges auf ein Jahr an.

Ich hatte Wien von früher her liebgewonnen, war des vielen Reisens müde und willigte ein. Meine Aufregung war keine geringe, als ich zum ersten Male Unterricht in dem Conservatorium ertheilte. War ich damals doch nur um wenige Jahre älter als meine Schülerinnen.

Denselben Winter gaben wir in dem Saale des Conservatoriums vier Concerte mit Orchesterbegleitung und sangen in vielen Privatgesellschaften, in welchen Liszt, der zu jener Zeit in Wien anwesend war, uns öfters am Klavier begleitete. Im Hause des durch seine schönen Liedervorträge sowie durch seine Compositionen bekannten Barons Vesque von Püttlingen »Hoven genannt« begegneten wir zum ersten Male Herrn Dr. Eduard Hanslick, der schon damals in Wien zu den großen Kunstkennern und bedeutenden Musik-Kritikern zählte. Heute nimmt er den ersten Rang unter denselben ein. Sein Buch über die »Aesthetik der Musik« erregte beim Erscheinen großes und gerechtes Aufsehen und ist heute in viele Sprachen übersetzt.

Dr. Eduard Hanslick verheirathete sich vor einigen Jahren mit Fräulein Sophie Wohlmuth, einer meiner talentvollen Schülerinnen, welche mit einer vollendeten Wiedergabe der sterbenden Margarethe in Gounods »Faust« den ersten Conservatoriums-Preis erhielt.

Da ich von jeher große Vorliebe zum Lehrfache und schon, wie früher bemerkt, in Frankfurt und später unter Garcias Leitung Unterricht ertheilt hatte, so war mir der hier gewordene Beruf nichts Neues. Ich widmete mich ihm mit allem mir zu Gebote stehenden Eifer und trug in denselben all den sittlichen Ernst, dessen ich fähig, hinein, ohne welchen selbst die »heitere« Kunst weder gelehrt noch gelernt werden kann.

Die gesanglichen Zustände des Wiener Conservatoriums waren bei meinem Eintritt in dasselbe vollständig in der Kindheit. Ich fand auch nicht *eine* halbwegs leistungsfähige Schülerin vor. Die berühmte Musik-Anstalt befand sich in einem alten, düsteren, mitten in der Stadt unter

den Tuchlauben gelegenen Gebäude, und ich mußte 6 bis 7 Stiegen steigen, um zu meinem kleinen und niederen Unterrichts-Zimmer zu gelangen, welches sich über dem großen Concertsaale befand. Mein Gehalt für 36 Stunden monatlich betrug jährlich 400, sage vierhundert Gulden österr. Währung!! —

Möchten sich doch junge Lehrer und Lehrerinnen, welche am Anfange ihrer Laufbahn große Anforderungen kleinen Leistungen gegenüber stellen, ein Beispiel an dem geringen Gehalt nehmen, mit welchem ich mein Lehramt antrat.

Wir richteten uns nach einiger Zeit häuslich ein. Meine Familie vermehrte sich, blühende Kindergesichtchen lächelten mich freundlich an; zahlreiche Schülerinnen schaarten sich um mich, und in der Erfüllung meiner verschiedenen Pflichten verflog die Zeit rasch und angenehm.

Zu Anfang unseres Aufenthalts in Wien wurden wir durch Baronin Klopstein, eine vorzügliche Klavierspielerin und Freundin meiner früher erwähnten Tante, Baronin von Ertmann, in das gastfreie Haus der Fürstin X . . . . eingeführt. Jeden Sonntag speisten wir bei derselben und Abends wurde regelmäßig Musik gemacht.

Der Familienkreis der Fürstin beschränkte sich auf ihren zwölfjährigen, blühend aussehenden Sohn zweiter Ehe und auf ihre Enkelin, Comtesse N . . . . ., eine reiche Waise. Die Enkelin war schwach und kränklich, sie schien vor ihrer Großmutter zu zittern, deren strenger und stechender Blick jede Wallung des Frohsinns bei ihr zu bannen schien. Man erzählte sich unter den Freunden des Hauses, daß das junge Mädchen unsanft behandelt würde, daß man ihr Schlaf und Nahrung entziehe, sie mit Studien und Arbeit überhäufe und dergleichen mehr. Ich fing an zu beobachten

und bemerkte eines Sonntags, daß die Comtesse, welche trotz der zahlreichen Dienerschaft — auf Befehl der Großmutter — die Gäste mitbediente, von derselben heimlich mit Brot, Früchten und anderen Eßwaaren versorgt wurde. Ich folgte ihrem Beispiel und konnte mich überzeugen, daß die Comtesse hastig Alles nahm, was man ihr zureichte.

Daß hier ein düsteres Geheimniß obwaltete, ward mir nun klar. — Meine Zweifel wurden durch Andeutungen des Erziehers des jungen Prinzen, eines Belgiers, noch bestätigt.

Da ein Eingreifen in diese Verhältnisse ganz unmöglich war und mir der Anblick des liebenswürdigen, dahinsiechenden jungen Mädchens immer peinlicher wurde, so mieden wir das Haus der Fürstin und lehnten ihre Einladungen ab.

Kurze Zeit darauf hörten wir von der Erkrankung der Comtesse. Ich eilte hin, mich nach derselben zu erkundigen, erfuhr, daß die Kranke in ihren Fieberphantasieen immer nach mir verlangt habe, und durfte zu ihr eintreten. Das unglückliche Mädchen lag bereits in den letzten Zügen, erkannte mich jedoch, faßte meine Hand und wollte sprechen, doch die Fürstin verhinderte sie daran. Tags darauf war sie eine Leiche!

Nun wurden Stimmen laut, verschiedene Gerüchte tauchten auf. Die Comtesse sei am Hunger-Typhus gestorben, hieß es, ja der Fall ward sogar bei Gericht anhängig. Durch die mächtige Stellung der Familie wurde die Untersuchung jedoch sehr bald niedergeschlagen. Die Fürstin erlag bald darauf einem Schlaganfall.

Es war dies das zweite Mal, daß ich in sogenannten bevorzugten Kreisen Zeugin eines Erbschleich-Verbrechens

wurde, und beide Male gingen die Verbrecher straflos aus. Ist es denn wirklich wahr, daß man nur die Kleinen hängt? —

Meine erste Conservatoriums-Prüfung, welche im Juli 1855 stattfand, fiel glänzend aus und erregte allgemeines Aufsehen. Eine meiner Schülerinnen, Antonietta Fricci, rief durch ihren Vortrag der »Barbier«-Arie einen wahren Enthusiasmus hervor. Die Direction drang infolgedessen in mich, meinen Contract zu erneuern, mein Mann wurde zum Professor der Männerklassen ernannt, und auf diese Weise blieben wir 7 Jahre ununterbrochen in Wien.

Die ganze Einrichtung des Conservatoriums war damals eine ebenso einfache als unzulängliche. Es bestand keine Opernschule, und meine Schülerinnen hatten weder Mimik- noch Declamations-Unterricht. Wenn ich dann öfters der Direction meine Klagen vortrug, dieses und jenes vorschlug oder verlangte, so hieß es: Kommt Zeit, kommt Rath, für den Augenblick dürfen wir keine Rivalität mit unserer Oper haben.

Da es auf diese Weise unmöglich war, Opernsängerinnen auszubilden, so errichtete ich in unserm Hause Klassen, um den Conservatoriums-, sowie den Privatschülerinnen den Vortheil einer Opernschule zu bieten. Den Mimikunterricht ertheilte Monsieur Pitrot, ein alter Franzose, der Tänzer an der Hof-Oper in Wien war, und den dramatischen Herr Findeisen, Schriftsteller und Schauspieler an dem Theater an der Wien.

Durch Vermittlung des Letzteren gelang es mir, auch einige Nachmittags-Opernvorstellungen mit Pianoforte-Begleitung auf der Bühne des Theaters an der Wien zu geben. Aus diesem Doppel-Unterricht sind außer vielen deutschen Sängerinnen auch die Damen Antonietta Fricci, Carolina Dory, Ilma de Murska und Gabriele Kraus hervorgegangen.

Antonietta Fricci (eine Wienerin: Fritsche), welche über eine sehr schöne, klangvolle Mezzo-Sopranstimme verfügte, musikalische Anlage und große dramatische Begabung besaß, verließ das Wiener Conservatorium im Juli 1857 als erste Prämiantin und debutirte im Februar 1858 in Pisa als Leonore in dem »Trovatore«. Sie hat mehr denn 20 Jahre ausschließlich bei der italienischen Oper gewirkt und in England, Rußland, Spanien, Portugal, Italien, Kairo, Buenos-Ayres, Rio de Janeiro ꝛc. mit größtem Beifall gesungen. Ihre Glanzrollen waren »Norma«, die »Jüdin«, »Lucrezia Borgia«, »Maria di Rohan«, die »Afrikanerin«, Leonore im »Trovatore«, »Aida«, »Valentine« ꝛc. Im Jahre 1867 creirte sie in Italien (Bologna) die Rolle der Eboli in Verdis »Don Carlos«, für welche der Meister sie auserwählt hatte. Antonietta Fricci verließ vor wenigen Jahren die Bühne und ist seit Kurzem als Professorin des Gesanges an dem Conservatorium in Turin angestellt.

Carolina Dory, auch eine Wienerin, hatte sich, wie ihre Collegin, ebenfalls der italienischen Oper zugewandt, war während vieler Jahre eine der beliebtesten Altistinnen Italiens und hat sich vor Kurzem einen schönen Wirkungskreis in Nizza als Gesangslehrerin gebildet. Sie beendete ihre Studien zu gleicher Zeit wie Antonietta Fricci, wurde mit ihr auf drei Jahre von dem Impresario Lanari engagirt, und glänzte hauptsächlich in der Rolle des Arsace in der Oper »Semiramis« von Rossini, in welcher sie im Verein mit ihrer Studiengenossin Fricci in mehreren Theatern Italiens sang. Durch den vollendeten Vortrag ihrer Duette wurden die jungen Anfängerinnen bald berühmt.

Ilma di Murska, aus Agram in Croatien gebürtig, besaß nicht nur eine sehr liebliche, biegsame und hohe

Sopranstimme, sondern war auch sehr musikalisch und lernte rasch. Sie folgte mir im September 1861, als ich das Wiener Conservatorium verließ, zur Vollendung ihrer Studien nach Paris und debutirte im Monat April 1862 mit außergewöhnlichem Erfolg als »Martha« an der Pergola in Florenz. Ilma wurde bald eine der gesuchtesten und beliebtesten Coloratursängerinnen und pflückte den Lorbeer des Ruhmes in der alten, wie in der neuen Welt. Auch in Australien ließ sie ihre Silberstimme ertönen. Leider hatte sie nicht nur große, für sich selbst zwar unschädliche Eigenthümlichkeiten — man gedenke des großen Neufundländers, den sie zum Schrecken ihrer Colleginnen auf die Theaterproben mitzubringen pflegte —, sondern auch solche, die nachtheilig auf ihre Gesundheit und auf ihre Carrière wirkten. Ilma de Murska, welche an der italienischen Oper in Petersburg, London und Paris, sowie an der Hof-Oper in Wien hoch gefeiert wurde, verließ, noch im vollen Besitz ihrer Stimme, vor mehreren Jahren die Bühne und lebte einige Zeit still und zurückgezogen in London.

Gabriele Kraus studirte während dreier Jahre bei mir und zeichnete sich nicht nur durch große musikalische Begabung, sondern auch durch eisernen Fleiß aus. Gabriele war schmächtig, blaß, schüchtern und dadurch Zurücksetzungen von Seiten des artistischen Directors Herrn Hellmesberger ausgesetzt. Durch einen glücklichen Zufall sollte ihr Talent jedoch zur vollen Geltung kommen.

In einem von der Gesellschaft der Musikfreunde veranstalteten Concert, in welchem »Paradies und Peri« von Schumann aufgeführt wurde und Frau Dustmann, die dramatische Sängerin der Hof-Oper, die Rolle der Peri

sang, trat Gabriele als Stellvertreterin einer plötzlich erkrankten Sängerin zum ersten Male öffentlich auf. Sie erregte durch den geschmack- und seelenvollen Vortrag der Arie der »Jungfrau« so großes Aufsehen, daß sie sogleich von Herrn Carl Eckert, damaligem Director der Hof Oper, auf drei Jahre engagirt wurde. Nach Beendigung ihrer Studien im Juli 1859 trat Gabriele im Herbst desselben Jahres zum ersten Male als Mathilde im »Tell« auf. Als Sängerin hatte sie einen durchschlagenden Erfolg, die Darstellung ließ aber, ihrer Schüchternheit halber, noch viel zu wünschen übrig. Dies scheint allerdings heute, wo sie durch ihre dramatische Gestaltungskraft mindestens ebenso sehr wie durch ihre gesanglichen Leistungen die Zuschauer entzückt, unglaublich!

Der Contract Gabrielens war mehr denn bescheiden, er lautete auf monatlich 100 fl. Den Werth der Sängerin erkennend, erhöhte Director Eckert das Gehalt Gabrielens aber schon nach mehreren Monaten.

Leider wurden der jungen, begabten Künstlerin zu große Lasten auferlegt. Die Anforderungen, welche man an sie stellte, waren ihrer Jugend nicht angemessen. Sie mußte heute die Elvira, morgen die Donna Anna im »Don Juan«, bald die Venus, bald die Elisabeth im »Tannhäuser« oder auch wohl die Pamina und die erste Dame in der »Zauberflöte« u. s. w. singen. Ihr großes musikalisches Talent benutzend, ließ man sie verschiedene Rollenfächer vertreten, wodurch die Stimme überanstrengt wurde. Die Gefahr dieses Uebelstandes erkennend, und von der scharfen, beißenden, oft ungerechten Presse Wiens nicht immer auf das Zarteste beurtheilt, wandte sich Gabriele Kraus, nach siebenjährigem Wirken an der Hof

Oper in Wien, der italienischen Bühne zu und sang während der Jahre 1867, 1868 und 1869 an der italienischen Oper in Paris, wo sie, besonders in der Rolle des Beethovenschen »Fidelio«, hoch gefeiert wurde. Dieses Werk, welches 20 Jahre früher mit der Schröder-Devrient in Paris einen gänzlichen Mißerfolg erlitten hatte, ward nun plötzlich die Lieblings-Oper der Pariser, und jedesmal, wenn »Fidelio« angekündigt war, drängte sich die Menge schon in frühester Morgenstunde an die Kasse.

Gabriele Kraus unterzeichnete zu dieser Zeit einen glänzenden mehrjährigen Contract mit dem Director der Großen Oper in Paris, doch die bald darauf einbrechenden politischen Wirren zwangen sie, Frankreich zu verlassen. Sie wandte sich abermals der italienischen Oper zu und sang während vier Jahren abwechselnd in Neapel, Florenz, Petersburg, Moskau, an der Scala in Mailand u. s. w. Im Jahre 1874 wurde Gabriele zum zweiten Male an die erste Bühne Frankreichs berufen. Es wurde ihr, der Fremden, die Ehre zu theil, die neue Große Oper, an welcher sie bis zum October 1885 hoch gefeiert wurde, den 5. Januar 1875 in der Rolle der »Jüdin« zu eröffnen. Mißhelligkeiten mit der neuen Direction der Herren Ritt und Gailhard bewogen sie, den Contract zu lösen und ihren Aufenthalt in Mailand zu nehmen. Im Winter 1886—87 entzückte Gabriele das Pariser Publikum durch den vollendeten Vortrag klassischer Arien in den Orchester Concerten des Herrn Colonne, sowie im Mai 1886 in dem neuen Oratorium »Mors et Vita« von Gounod, unter des Componisten persönlicher Leitung. Kurze Zeit darauf machte sie ihren Frieden mit der primadonnenlosen Großen Oper und unterzeichnete mit der Direction derselben einen

mehrmonatlichen Contract, um die Hauptrolle in der neuen Oper »Patrie« von Paladilhe zu creiren. Sie erntete auch in dieser gesanglich allerdings höchst undankbaren Partie enthusiastischen Beifall.

Gabriele Kraus ist gleich groß als Schauspielerin wie als Sängerin: sie vereint die wahre Gesangeskunst mit der höchsten Vollendung der Darstellung.

Mit Recht wird Gabriele von den Franzosen »La Rachel chantante« genannt.

Die »Société des Concerts du Conservatoire« ernannte sie zum Ehrenmitglied, die Akademie zum Offizier und der Kaiser von Oesterreich zur Kammersängerin.

Sie ist die erste Sängerin, welcher es gestattet wurde, in den berühmten Concerten des Conservatoriums die Arien aus »Fidelio« und dem »Freischütz« in deutscher Sprache zu singen. —

Nach den Concerten, welche wir im Anfange unseres Aufenthalts in Wien gegeben hatten, trat ich nicht mehr öffentlich auf. Mein Lehramt nahm meine physischen und geistigen Kräfte gänzlich in Anspruch. Nur einmal noch sang ich im Concert und zwar bei folgender Gelegenheit.

Zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Mozarts, den 27. Januar 1856, waren zwei Concerte im großen Redoutensaale unter Liszts Leitung angekündigt. Alle Musiker waren unzufrieden, daß man keinen einheimischen Künstler, sondern Liszt zur Direction dieses Festes eingeladen hatte. Ich lag fieberkrank zu Bette und war trostlos, dem Feste nicht beiwohnen zu können. Da kam am Tage des Concertes, um 11 Uhr Morgens (das Concert fing um 12½ Uhr an), Herr Krall, einer der Directoren des Conservatoriums, athemlos zu uns und lief mich in

Liszts Namen dringend bitten, den Part der Hof-Opernsängerin Frau Rosa Csillag im Finale des »Don Juan« zu übernehmen, dieselbe Künstlerin habe wegen des in der Nacht erfolgten Todes ihres Vaters abgesagt; man sei bereits zu allen Sängerinnen Wiens gefahren, aber keine habe sich entschließen wollen, ohne Probe den Part der Elvira vom Blatt zu lesen. Liszt, welcher schon mit unnennbaren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt habe, hoffe fest, ich werde durch meine Zusage aus der großen Noth helfen und dazu beitragen, daß das Programm einer so hohen Feierlichkeit aufrecht erhalten werden könne.

Die Namen Mozart und Liszt wirkten wie heilkräftig auf mich; ich sprang aus dem Bette, kleidete mich in aller Eile an, sang den Part mit Liszt, welcher inzwischen eiligst zu mir gekommen war, einmal durch und stand um 12½ Uhr neben Fräulein Therese Tietjens, den Herren Ander und Standigl, welche im »Don Juan« unzählige Male an der Wiener Hof Oper gesungen hatten, auf meinem Posten zum »Attackiren« bereit.

Meine gesangliche Leistung war vielleicht keine künstlerisch vollendete zu nennen, das wäre auch unmöglich gewesen, mußte ich doch alle meine Kräfte zusammen nehmen, um mit den obengenannten Sängern in den Ensemble-Nummern gleichen Schritt zu halten, aber ein musikalisches Kunststück war es doch, und stolz war ich darauf, fehlerlos gesungen, das Fest ermöglicht, dem Rufe meines Freundes Franz Liszt Folge geleistet und ihn aus großer Verlegenheit gerissen zu haben. Obgleich die Zeitungen nicht der Mühe werth fanden, meiner aufopfernden Bereitwilligkeit zu gedenken, so war ich doch in dem Bewußtsein glücklich, selbst mit Hintansetzung meiner Gesundheit einer künst

lerischen Pflicht gefolgt zu sein. Das Fest-Comité, welches bei dieser Gelegenheit eine goldene, eine silberne und eine bronzene Medaille hatte schlagen lassen, hatte die eigenthümliche Dankbarkeit gegen mich, mir die silberne und Frau Csillag, welche nicht gesungen hatte, die goldene Medaille zu übersenden!!!

Zu jener Zeit war es, wo der große Wagnerkampf in Wien seinen Anfang nahm. Die Gereiztheit und Leidenschaftlichkeit, mit welcher Wagners Musik besprochen, verdammt oder gelobt wurde, grenzte an das Unglaubliche. Familien entzweiten, Freunde trennten sich, Alles lag sich in den Haaren. Der Grund lag wohl darin, daß Wagner von dem Herkömmlichen vollständig abwich, die alten Formen verbannte, und schriftlich wie mündlich die Lieblinge des Publikums, die Veteranen der Kunst, auf unbarmherzige Weise angriff. Wagners Anhänger, zu denen anfangs hauptsächlich die studirende Jugend zählte, verehrten den Meister auf beinahe abgöttische Weise und ließen keinen Tadel gegen seine Musik aufkommen. An Haltung und Tracht erkannte man sogleich die sogenannten Wagnerianer, welche den neuen Musik-Messias lieber gleich zum Gott Vater der Musik selber erhoben hätten.

Die goldene Mittelstraße kannten nur Wenige in dieser musikalisch bewegten Zeit. Die erste Wagnersche Oper, welche in Wien und zwar noch in dem alten Opernhause, zum Kärthner Thor genannt, gegeben wurde, war der »Lohengrin« (19. August 1858, die zweite der Tannhäuser (19. November 1859). Als Elisabeth zeichnete in letzterem sich Frau Dustmann aus, der heute so hoch gefeierten Gabriele Kraus war die undankbare Rolle der Venus zugefallen. Das an die leichten und fließenden Melodieen

von Mozart, Weber, Flotow, Lortzing, Donizetti, Bellini, Rossini ꝛc. gewöhnte Opern-Publikum stieß anfangs einen Schrei des Entsetzens aus. Die nie endenwollenden Recitative, die ohne Begrenzung ineinanderfließenden Melodieen wirkten beinahe sinnverwirrend auf dasselbe. Das Neue war unverständlich, der Abstand gegen das Gewohnte zu grell. Nach und nach beruhigten sich jedoch die Gemüther, man schenkte der neuen Musik ein williges Ohr, man fing an, Schönheiten zu entdecken, man verstand sich dazu, sogar alte eingerostete Formen in der bisherigen Musik zu tadeln und ließ den Neuerungen und Erfindungen des großen Meisters die verdiente Anerkennung angedeihen. Der Friede war zwar nicht hergestellt, aber der blind verdammende Tadel der Feinde aller Neuerungen wich dem klaren und vorurtheilslosen Urtheil der Sachverständigen. Leider haben Wagners Flugschriften und Bücher nicht wenig dazu beigetragen, seinen Opern den Weg zu erschweren. Wenn Wagners schroffes Wesen ihm nicht so viele persönliche Feinde geschaffen hätte, so wäre der Verbreitung seiner Musik wohl kein so hartnäckiger Widerstand entgegengesetzt worden.

Richard Wagner besuchte uns in Wien, ich hatte über Gesang und Gesangeskunst eine eingehende Unterredung mit ihm, konnte mich jedoch über diesen Punkt nicht mit ihm einigen. Wagner behauptete nämlich, daß jede Stimme vollständig dem Willen des Componisten untergeordnet sein, ich dagegen, daß jeder Componist den Grenzen der verschiedenen Stimmgattungen streng Rechnung tragen müsse, wodurch Vortrag, Aussprache und Declamation nur gewinnen könnten. Wagner ist seiner Meinung treu geblieben, seiner Musik sind leider auch schon viele Stimmen zum

Opfer gefallen und viele tüchtige Sänger und Sängerinnen der Kunst dadurch entzogen worden.

Im Jahre 1857 hatte ich das Unglück, meine geliebte Mutter zu verlieren, und in kurzen Zwischenpausen starben uns auch zwei Söhne, Hugo und Otto. Eine schmerzensreiche, schwere Zeit, in welcher ich auch in künstlerischer Beziehung manchen harten Kampf zu bestehen hatte.

Obwohl ich in Wien die Einzige war, welche namhafte und tüchtige Sängerinnen ausbildete, so wurde meine Stellung an dem Conservatorium doch von Tag zu Tag schwieriger und unangenehmer. Herr Hellmesberger, der artistische Director, besaß keine Charakterfestigkeit, er war wie ein schwankendes Rohr, und der damalige Präsident, Fürst Czartoryski, der eine andere Künstlerin in meine Stellung hinein zu protegiren wünschte, war mir nicht gewogen. Das von ihm gegründete Journal „Monatsschrift für Theater und Musik" griff mich unablässig, unbarmherzig und ungerechterweise an, so daß der Entschluß, das Wiener Conservatorium zu verlassen, in mir zu reifen begann. Mein Mann, der zu jener Zeit in Paris war, sprach mit Rossini über meine schwierige und unerquickliche Stellung. Da derselbe mehrere meiner hervorragendsten Schülerinnen in Italien gehört hatte, so erbot er sich, mir eine Stelle an dem Pariser Conservatorium zu erwirken, wobei er uns rieth, sogleich nach Paris überzusiedeln, damit ich bei Beginn des Schuljahres sofort meinen neuen Wirkungskreis antreten könne.

Wer da weiß, welche Mühen, Sorgen und Seelenpein das Losreißen aus einem festen, geregelten, dem Herzen sonst liebgewordenen Wirkungskreise, sowie der Abschied von treuen Freunden und lieben Verwandten mit sich

bringt, der wird meine damalige trostlose Stimmung begreifen; aber ich fühlte, es mußte geschieden sein, meine Kunst und mein künstlerisches Selbstbewußtsein erheischten es.

Am Tage unserer Abreise besuchte ich den Kirchhof, um die Gräber meiner Kinder zum letzten Male mit Blumen zu schmücken!

Wie wankend wurde damals doch mein Entschluß, wie gerne hätte ich die Reisepläne aufgegeben, doch es blieb keine Wahl übrig, die Würfel waren gefallen!

Zwölf meiner Schülerinnen (worunter auch Ilma de Murska) nebst Eltern, Tanten und Schwestern hatten gebeten, mir nach Paris folgen zu dürfen, und so verließen wir im Monat September 1861, eine Karavane von 25 Personen (meine drei kleinen Töchter Therese, Stella und Clara einbegriffen), die Kaiserstadt an der blauen Donau.

In Paris.

Die Reise gestaltete sich dadurch, daß unsere nur wenige Monate alte, kleine Clara schwer krank wurde, zu einem wahren Martyrium für mich. Obgleich bei unserm Eintreffen in Paris dem armen Kinde die sorgfältigste Pflege zu theil ward, so starb es doch in meinen Armen, den fünften Tag nach unserer Ankunft. Dieser uns so unerwartet treffende Schicksalsschlag brachte mich fast zur Verzweiflung; meine Thatkraft schien gelähmt, und dennoch durfte ich mich nicht lange meinen gerechten Schmerzen

hingeben, denn eine neue Stellung mußte errungen, ein neuer Wirkungskreis angetreten werden.

Rossini, den wir bald nach diesem schmerzlichen Verlust besuchten, versicherte mich, daß meine Ernennung ein »fait accompli« sei, daß er bei dem Ministerium bereits die nothwendigen Schritte gethan, sowie eine Schrift eingereicht habe, und daß Auber, der damalige Director des Pariser Conservatoriums, mich zu einer Besprechung bei sich erwartete.

An einem trüben und regnerischen Herbstmorgen, es war noch nicht 8 Uhr (Auber pflegte nur in frühester Morgenstunde zu empfangen), ging ich mit meinem Manne in die Rue St. Georges 24 zu dem weltberühmten Componisten. Ein alter Diener öffnete uns die Thür und führte uns kalt und schweigsam zu seinem Herrn, den wir, eine Tasse in der Hand haltend, vor seinem Kamin stehend fanden. Auber nahm täglich, wie man mir erzählte, außer einer Tasse Thee des Morgens nur eine Mahlzeit des Abends zu sich. Unsere Besprechung hatte kein günstiges Resultat. Auber verlangte von mir, daß ich die in dem Conservatorium eingeführte Gesangsmethode annehmen und auch nie mit italienischem Text sollte singen lassen. Diese Bedingung zu erfüllen, schien mir unmöglich. Ich hatte durch meine eigene Methode bereits bedeutende Resultate erzielt, und da die französische Sprache, ihrer offenen Vocale und ihrer Nasenlaute halber, der Ausbildung der Stimme nicht nur schädlich, sondern geradezu entgegen ist, so konnte ich meine künstlerische Ueberzeugung einer, wenn auch noch so wünschenswerthen und ehrenden Stellung nicht zum Opfer bringen. Ich erklärte das dem über meine Offenheit etwas betroffenen Auber gerade heraus, dankte ihm für den freundlichen und

wohlwollenden Empfang und verließ das Zimmer. — Ein wehmüthiges Gefühl beschlich mich, als ich die Treppe hinabstieg. Mir schwebte mein kaum verlassenes Heim in Wien, sowie meine frühere Stellung vor. Nun hieß es rastlos arbeiten, um die Leiter wieder von Neuem emporzuklimmen und mir in der Weltstadt Paris eine neue künstlerische Stellung zu schaffen. Es gelang über alles Erwarten.

Man empfing mich überall mit offenen Armen: die Schülerinnen strömten bald von allen Seiten herbei; ich sang in Gesellschaften und öffentlich, wir gaben mehrere Concerte, und ich fing an, das in Wien ganz untergrabene Selbstbewußtsein wieder zu erlangen.

Sowie ich mein Wissen der künstlerischen Ausbildung in Paris verdanke, ebenso verdankte ich damals Paris das Wiedererwachen meines künstlerischen Selbstvertrauens, ohne welches jedes Schaffen unmöglich ist.

Wir lernten in Paris unter anderen Persönlichkeiten auch Herrn Gevaert, einen der größten Musikgelehrten und ausgezeichneten Componisten, jetzt Director des Brüsseler Conservatoriums, kennen. In Gemeinschaft mit ihm trieben wir ausschließlich altklassische Musik und stellten zwei Programme für historische Concerte zusammen, die wir dann in Paris selbst, sowie in London, Köln, Amsterdam, Frankfurt a. M. und Leipzig mit großem Erfolge gaben. Diese Programme lauteten wie folgt:

Italienische Schule, die Entstehung und Entwicklung der Arie und des Duettes von 1600—1835. Sie enthielten Compositionen von Peri, Caccini, Luigi, Rossi, Arcangelo del Leuto, Cesti, Cavalli, Stradella, Porpora, Jomelli, Piccini, Sacchini, Mozart und Rossini.

Meine Gesangsnummern, welche immer am meisten ansprachen, waren: Dimmi amor von Arcangelo del Leuto (1640), und Povera pellegrina von Scarlatti (1700).

Wir wirkten auch öfters in den von Pasdeloup dirigirten Concerten im Hôtel de Ville mit. In einem derselben 12. April 1862 sang ich mit Madame Sasse, damals erste Sängerin an der Großen Oper, das Duett aus dem »Stabat mater« von Rossini. Diese Concerte wetteiferten an Glanz mit denen der Tuilerien.

Baron Haußmann mit mir übrigens verwandt, damals Préfet de la Seine, ein großer Musikkenner, hat unendlich viel für die Entwicklung der Musik in Frankreich gethan. Er machte unter Cherubini, im Verein mit Ambroise Thomas, seine musikalischen Studien in dem Pariser Conservatorium, gab später den Impuls zu den so berühmten »Concerts populaires« und drückte Herrn Pasdeloup den Dirigentenstab in die Hand. Er wollte, wie er sagte, den Sinn für Musik heben und die klassische Musik, welche einzig und allein in den »Concerts du Conservatoire« zu hören war, dem großen Publikum zugänglich machen. Sein Plan gelang vollständig. Die Concerte von Pasdeloup haben nicht nur einen Umschwung in dem Pariser Musikleben hervorgerufen, sondern auch später zahlreiche Nachahmer gefunden.

Es dürfte den Leser dieser Blätter vielleicht das Urtheil des Seine Präfecten des III. Napoleon interessiren, der, wie gesagt, selbst ein gründlich gebildeter Musiker war, welches derselbe über Pasdeloup und seinen Einfluß auf die Musik in Frankreich fällt. Baron Haußmann schreibt mir unter dem 11. December 1887:

Brief des Baron Haußmann, ehemaligen Seine-Präfecten.

Meine liebe Mathilde!

Sie ersuchen mich, Ihnen mitzutheilen, was ich über Pasdeloup, den Apostel und Märtyrer der klassischen Musik, zu berichten weiß.

Zum ersten Male begegnete ich seinem Namen oder vielmehr ihm selbst im Louvre und zwar in dem Salon des Grafen von Nieuwerkerke, welcher wie ich Senator des Kaiserreichs und Akademiker war, sowie den Posten eines Ober-Intendanten der schönen Künste bekleidete. Derselbe gab häufig Herren-Gesellschaften, in denen man etwas Musik zu machen pflegte und wobei gewöhnlich Pasdeloup das Programm aufstellte, welches sich auf einige Gesangsstücke mit Klavierbegleitung von ihm selbst beschränkte. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß er in sehr jugendlichem Alter als Pianist einen ersten Preis im Conservatorium errungen hatte.

Nach der 1848er Revolution erhielt er, ich weiß nicht durch welchen Einfluß, irgend einen Regisseurposten im Schlosse St. Cloud und verblieb während des Kaiserreiches in dieser bescheidenen Stelle, aus welcher er gleichzeitig den Lebensunterhalt für seine Mutter und Schwester bestreiten mußte.

Trotz dieser Verhältnisse entsagte er jedoch keineswegs der Kunst. Zur Zeit, als er mir vorgestellt wurde, betrieb er gerade mit Eifer die Bildung einer Gesellschaft junger Künstler, die es sich zur Aufgabe machen sollte, nicht etwa der Gesellschaft der Conservatoriums-Concerte Concurrenz zu machen, sondern den Talenten junger Musiker, die nicht Mitglieder letzterer Gesellschaft waren, zu Hülfe zu kommen, sowie denjenigen, welche in dem kleinen Saale des Faubourg Poissoniere keine Plätze erhalten konnten, Gelegenheit zu bieten, gute Musik zu hören.

Ich wohnte im Saale Herz, Rue de la Victoire, dem ersten öffentlichen Concerte des neuen Orchesters bei und war über die Tüchtigkeit der jungen Künstler erstaunt. Von dem Wunsche geleitet, dieselben in ihrem muthigen Unternehmen zu unterstützen, dessen durchschlagender Erfolg auf sich warten ließ und dessen Unkosten in keinem Verhältnisse zu den etwaigen Einnahmen standen,

denn genannter Saal war bedeutend kleiner als der des Conservatoriums, entschloß ich mich, dem Orchester die Salons des Hôtel de Ville zu öffnen. Hier, wo man allwöchentlich am Sonnabend die höchsten Kreise der Pariser Gesellschaft finden konnte, sollte dasselbe in regelmäßigen Concerten spielen. Es kam dies dem Orchester in zweifacher Hinsicht zu statten, erstens entsprang hieraus für dasselbe ein ansehnlicher materieller Vortheil, und dann erlangte es gleichzeitig in kürzester Zeit einen Ruf, der ihm auch finanziell zu statten kommen mußte. Das Programm dieser Concerte im Hôtel de Ville wurde stets von mir festgestellt und zwar auf die Vorschläge Pasdeloups hin, dessen allzugroßen Eifer man etwas zügeln mußte. Die Gunst, der sich diese wöchentlichen Concerte zu erfreuen hatten, war die Folge sowohl der kurzen Dauer derselben, als auch der Wahl der Musikstücke, welche mit richtigem Urtheile der damaligen musikalischen Fähigkeit, die nur allmählich entwickelt werden durfte, angepaßt war.

Das Programm enthielt sechs, höchstens sieben Nummern. Die Ausführung selbst theilte ich durch eine ziemlich lange Zwischenpause, in welcher Eis und sonstige Erfrischungen herumgereicht wurden, in zwei Theile. Wenig unbekannte Musik — jedoch jedesmal ein Meisterwerk aus vergangener Zeit und so der Vergessenheit entrissen, ferner ein der Beachtung werthes zeitgenössisches Musikstück, welches in discreter Weise inmitten solcher Programmnummern angesetzt wurde, welche, bereits vom Erfolge gekrönt, dem Ohre vertraut waren und durch einen meisterhaften Vortrag zum vollen Ausdruck gebracht wurden.

Jeder der beiden Theile begann mit dem Fragmente einer Symphonie oder Ouvertüre, die oft jedoch im zweiten Theile durch einen Solovortrag mit Orchesterbegleitung auf dem Klavier, der Geige oder dem Violoncello ersetzt und von einem Künstler ersten Ranges ausgeführt wurde. Ferner legte ich im ersten Theil ein Gesangsstück für Männerstimme, im zweiten Theil ein solches für Frauenstimme ein, wobei ich Werth darauf legte, daß die ersten damals bekannten Gesangsgrößen hierbei gehört wurden.

Außerdem sangen die besten Schüler der Chorklasse des Conservatoriums einen Chor, der aus der besten alten oder neuen Musik gewählt war. Als Zugabe oder Ersatz diente je nach Bedürfniß ein

Gesangsduo von Sänger und Sängerin, welche im Concert auftraten. In der heiligen Woche gab man dem wöchentlichen Concerte den Charakter eines Kirchenconcerts. In den letzten Jahren meines Aufenthalts im Stadthause erhöhte ich infolge des Fortschrittes in der Entwicklung der musikalischen Fähigkeiten der Eingeladenen die Programmnummern bis auf acht. Doch dies war genügend. Ja, wenn ich Bruchstücke aus Operetten zum Vortrag hätte bringen lassen! . . . Doch nein. Trotz alledem wußte ich, daß der größere Theil der Zuhörer dachte, aber nicht auszusprechen wagte: „Gute Musik ist wünschenswerth, jedoch nicht zu viel davon!" Ich stand Pasdeloup zur Seite, um für die öffentlichen Concerte der »jungen Künstler« eine größere Räumlichkeit als den Saal Herz zu finden. Der Circus wurde des Sonntags von 2—4 Uhr zu seiner Verfügung gestellt, wobei derartige Vorkehrungen getroffen wurden, daß die Abendvorstellung zur gewöhnlichen Zeit stattfinden konnte. Ich spreche vom Wintercircus »Boulevard des filles du Calvaire«, welcher inmitten der arbeitenden Bevölkerung gelegen ist. Bei derselben war bereits der Sinn für die Kunst geweckt, da unter meiner Verwaltung in allen städtischen Schulen der musikalische Unterricht eingeführt sowie aus den besten Gesangsschülern genannter Schulen die sogenannten »Orpheons« gebildet wurden, welche gleichfalls im Wintercircus Concerte veranstalteten. Ferner gelang es der Gesellschaft der »jungen Künstler« infolge meiner Fürsprache, einen günstigen Vertrag mit der Direction der »assistance publique« zu schließen, wodurch das aus den Einnahmen zu entrichtende sogenannte Armengeld durch eine einmalige bestimmte Abgabe geregelt wurde. Auf diese Weise wurden die »Volksconcerte« gegründet, welche auch die unteren Klassen mit den unsterblichen Werken eines Haydn, Mozart, Beethoven, Mendelssohn und selbst eines Wagner bekannt gemacht haben.

Da im Verlaufe dieser Zeit Gounod, welcher mit Bozin die »Orpheons von Paris« dirigirte, zurücktrat, so war es mir möglich, Pasdeloup in die vom Componisten des »Faust« freigelassene Stellung einrücken zu lassen; derselbe übernahm einen Regisseurposten, welcher mit der Direction genannter Concerte nicht vereinbar war.

Nach einigen Jahren großer Erfolge stellten die unerhörten Ansprüche der Hauptmitarbeiter Pasdeloups Alles in Frage.

Anstatt sich mit ihrem Antheil an dem aus dem Unternehmen entspringenden Gewinn zu begnügen, forderten sie eine feste Entschädigung, entsprechend ihrer Bedeutung, die sie mit Recht ohne Zweifel ihrem Talente beilegten; nach und nach wurde diese pretentiöse Forderung allgemein. Ja, man verlangte sogar für die Proben Spielhonorar! Die Ansprüche der Solisten, welche sich bereits eines Rufes erfreuten, für ihre Mitwirkung wurden stets maßloser.

Ich könnte hier einen gerade sehr bekannten Sänger nennen, welcher sich keineswegs mit einer bescheidenen Entschädigung begnügte. Als es sich darum handelte, durch sein wunderbares Organ Tausende solcher Zuhörer zu erfreuen, welche niemals Gelegenheit hatten, noch haben würden, ihn zu applaudiren —, trug derselbe kein Bedenken, von dem unglücklichen Pasdeloup ein Spielhonorar zu fordern, welches den dritten Theil der Einnahmen ausmachte. Es ist leicht erklärlich, daß der Eigenthümer des Circus gleichfalls durch den starken Besuch der Volksconcerte veranlaßt wurde, den Miethspreis zu erhöhen. Der ehemalige Präsident der Gesellschaft der jungen Künstler, welcher sich allmählich gewissermaßen in einen Concert-Unternehmer verwandelt hatte, konnte nur mit Mühe aus den Concert-Einnahmen den auf ihm lastenden Anforderungen gerecht werden. Zu dieser Zeit begann ihm Herr Colonne — einer seiner ehemaligen Mitarbeiter —, gestützt auf eine Gruppe von Kunstfreunden, welche ihn unter ihren Schutz genommen, eine unerwartete Concurrenz zu bereiten. Bald geschah dies auch von Seiten des Herrn Lamoureux, ehemaligem Dirigenten des Orchesters der Oper und des Conservatoriums. Derselbe war reich genug, um seinen begreiflichen Ehrgeiz zu befriedigen: nach seinem Belieben ein neues Unternehmen zu leiten, welches er durch seine hinreichend große künstlerische Begabung derartig zu organisiren verstand, daß ihm ein Elitepublikum gesichert wurde.

Auf diese Weise wurde dem armen Pasdeloup der Todesstoß gegeben. Endlich zu Grunde gerichtet durch das Zusammentreffen dieser Verhältnisse und zudem verlassen von einem großen Theile der musikalischen Autoritäten, welche niemals die Dienste hatten vergessen dürfen, die er der großen Kunst geleistet, besaß er nicht mehr die Kraft, zu gleicher Zeit den Undank und die Noth zu ertragen, welch' letztere allein zu bekämpfen ihm auch unmöglich

wurde, seitdem man ihn selbst in der Leitung des »Orpheon von Paris" ersetzt hatte. Er starb infolge von Entmuthigung und Kummer.

Was mich betrifft, so blieb ich ihm bis zum Lebensende treu.

Dies ist, meine liebe Mathilde, das Lebensbild eines Mannes, welcher stets das Interesse der musikalischen Kunst höher gestellt als das eigene.

Freundschaftlichst

gez.: Ch. E. Haußmann.

P. S. Als Herr Carvallo die Direction des Theatre Lyrique, place du Chatelet verlassen mußte, übernahm eine Gesellschaft von Kapitalisten die Weiterführung des Theaters und zwar unter dem Namen von Pasdeloup, welcher Director und Orchester-Dirigent wurde; in dieser letzteren Eigenschaft war er mit gutem Erfolg thätig, der Verwaltung eines so verwickelten Geschäftsbetriebes war er jedoch nicht gewachsen. So glaubte er mit Unrecht, daß die Musik von Gluck, dessen Hauptwerke er sich beeilte in Scene zu setzen, imstande sei, das Interesse der bürgerlichen Kreise zu fesseln, welche bis dahin ausschließlich an die Aufführung von Werken moderner Meister gewöhnt waren.

Das Unternehmen scheiterte. Ich bemerke jedoch, daß die Liquidirung desselben sich, ohne irgendwelche finanziellen Schwierigkeiten hervorzurufen, vollzog. Pasdeloup zog sich auf sehr ehrenwerthe Weise aus dieser Angelegenheit.

* * *

Von Paris aus unternahmen wir im September 1862 eine Kunstreise nach Deutschland und der Schweiz, gaben unsere historischen Concerte in Leipzig, sangen in Weimar bei Hof und schlugen unser Winter Quartier in Zürich auf, von wo aus wir die meisten Städte der Schweiz besuchten und theils eigene Concerte gaben, theils in den Abonnements Concerten der verschiedenen Schweizer Städte mitwirkten.

Ende Februar 1863 kehrten wir nach Paris zurück,

wo kurz darauf unsere Tochter Blanche geboren wurde. Während einiger Zeit beschäftigte ich mich ausschließlich mit Unterrichtgeben und mit Composition. Sechs Hefte meiner Vocalisen schrieb ich zu jener Zeit. Ein Heft derselben (für Alt und Mezzosopran) widmete ich unserm unvergeßlichen Freunde Rossini, welcher mir bei dieser Gelegenheit folgenden Brief schrieb:

Pregiatissima Signora Matilde Marchesi!

Mi correva debito prima d'ora offrirle i sentimenti di mia viva riconoscenza per la dedica (tanto per me lusinghiera) che V. S. mi ha fatto dei 24 Vocalizzi. La mal ferma mia salute e' la sola causa di questo involontario ritardo, me lo perdoni. Bravissima Signora Marchesi, i di Lei 24 Vocalizzi, che ho percorsi col massimo interesse, sono composte con somma conoscenza della voce umana, con chiarezza ed eleganza, essi contengono quanto fa d'uopo allo sviluppo di un arte che da troppo tempo io assimilo alle Barricate Vocali!! Possa il di Lei interessante lavoro profittare alla Gioventu odierna, che trovasi un tantino fuori della buona via. Insista pure Signora Marchesi ad insegnare il bel canto italiano, esso non esclude l'Espressione e la parte Drammatica che va riducendosi ad una semplice questione di polmoni e senza studio! (C'est bien commode.)

Le piaccia credermi

Riconosente servo

G. Rossini.

Passy de Paris, 3. Luglio 1863.

Die Uebersetzung dieses Briefes lautet:

Verehrte Frau Mathilde Marchesi!

Wenn ich gezögert habe, Ihnen meinen besten Dank für die so schmeichelhafte Zueignung Ihrer 24 Vocalisen auszudrücken, so müssen Sie es mir verzeihen. Nur meine Gesundheit verhinderte mich daran. Vortrefflich, liebe Signora Marchesi! Ihre Vocalisen, welche ich mit dem größten Interesse durchgegangen, sind mit der voll-

ständigsten Kenntniß der menschlichen Stimme, sowie elegant und klar geschrieben. Sie enthalten Alles, was zur Entwicklung einer Kunst gehört, die ich seit langer Zeit behandeln sehe, als ob es sich um die Einnahme von Barrikaden handelte. Möchte Ihre interessante Arbeit sich einer Jugend nützlich erweisen, welche heutzutage etwas vom guten Wege abgekommen zu sein scheint. Bleiben Sie Ihrer Aufgabe getreu, den schönen italienischen Gesang zu lehren. Er schließt weder den Ausdruck, noch den dramatischen Gesang aus, welcher leider im Begriff steht, sich zu einer einfachen Lungenfrage und noch dazu ohne Studium zu gestalten! (Das ist sehr bequem.)

Erlauben Sie mir, mich zu nennen

Ihr dankbarer Diener

Passy-Paris, 3. Juli 1863. G. Rossini.

Wir sahen Rossini damals viel und oft. Eines Tages, mit ihm von Gesang und von der neuen Richtung in der Composition sprechend, sagte er zu mir: „Um für Gesang zu componiren, muß man selbst singen oder gesungen haben. Wenn man nicht aus Erfahrung weiß, wessen die Stimmbänder und der Kehlkopf fähig sind, so ist es unmöglich, auf dem Papier Evolutionen vorzuschreiben, welche die Stimmorgane nicht ausführen können, ohne zu Grunde gerichtet zu werden. Cette musique de barricades," fügte er hinzu, „qui chante toujours a l'assaut, est certes la ruine des voix les plus puissantes."

Diese Barrikaden Musik, welche immer zum Sturm bläst, ist ohne Zweifel der Ruin der mächtigsten Stimmen.)

Zu jener Zeit beschäftigte sich Rossini hauptsächlich mit Klavier Compositionen und war von Klavierspielern wahrhaft umschwärmt. Der Gesang kam in zweiter Linie. Wenn ich ihn bat, Schülerinnen von mir anzuhören, fragte er sogleich: „Es sind doch Altistinnen?" und fuhr weiter fort: „Ich liebe vor Allem die tiefen Stimmen, will auch

noch den »Soprano giusto« anhören, aber die Sängerinnen, welche mit ihren Stimmen immer in den höchsten Regionen schweben und die nicht nur »voce di testa« (Kopfstimmen), sondern auch voce di capelli (Haarstimmen) anwenden (er meinte damit die dreigestrichenen des, d, es, e und f, die beleidigen mein Ohr." Von Wagners Richtung sprechend, äußerte Rossini: „Was gut ist, ist nicht neu, und was neu ist, ist nicht gut."

Rossini hatte an der Ecke der chaussé d'Antin und des Boulevard des Italiens eine schöne Wohnung inne, in welcher er im Winter herrliche Feste gab. Im Sommer bewohnte er eine hübsche Villa in Passy, nahe dem Bois de Boulogne, wo wir ihn häufig besuchten. Sein Geist war noch sehr frisch, aber das Gehen fiel ihm schwer. „Quelle maledette gambe non vogliono più andare" (Diese verwünschten Beine wollen nicht mehr gehen), sagte er oft zu mir und lehnte sich auf meinen Arm, um einen Spaziergang durch den Garten zu machen. Zu seinem Wohnzimmer standen immer mehrere Perrückenstöcke, von welchen Perrücken verschiedener Größe und Farbe stolz auf ihren Besitzer zu blicken und geduldig zu warten schienen, bis es ihnen beschieden war, den geistreichen Kopf des berühmten Meisters zu zieren. Daß dieser ein großer Feinschmecker war, ist bekannt. Wir trafen ihn oft in seinem Schlafzimmer, wo er sich vorzugsweise aufhielt, von Kochtöpfchen aller Art umgeben, sich seine Lieblingsspeisen auf einer Spiritusflamme selbst bereitend.

So sehr Rossini von Allen, die ihn kannten, geliebt wurde, so unbeliebt war Madame Rossini. Man huldigte ihr, um nicht aus der Nähe des Meisters verbannt zu werden, aber ihr Mangel an Takt war beinahe sprichwört-

lich geworden und man flüsterte sich unzählige, ihre Unliebenswürdigkeit und ihren Geiz betreffende Anekdoten zu.

Ich selbst war Zeuge, als sie eines Abends in einer von ihr gegebenen Soirée einer Dame vorwarf, daß sie zweimal Eis genommen habe! Nach dem Tode des großen Meisters, welcher den 13. November 1868 erfolgte, ward seine Frau (welche vor einigen Jahren starb) gemieden und später gänzlich vergessen.

Im März 1864 wurden wir durch den Impresario Herrn Beale, im Verein mit der Sopranistin Miß Louisa Pyne, dem Tenoristen Harrington, dem Violinspieler Lotto und dem heut so beliebten Pariser Pianisten Georg Pfeiffer, zu einer Concertreise durch England, Irland und Schottland engagirt. Während fünf Wochen sangen wir in dreißig Concerten.

Diese finanziell sehr erfolgreiche Tournée war vieles Neuen wegen, welches ich bei dem Besuch der mir bis dahin unbekannten Städte zu beobachten, Gelegenheit hatte, für mich von höchstem Interesse, auch war sie reich an komischen Episoden. Während der Reise spielten Miß Pyne und ihr Landsmann, der liebesäuselnde Tenor Harrington, in dem Eisenbahn Coupé Schach, wir lasen, um das Sprechen zu vermeiden und um das Schachduett nicht zu stören. Herr Lotto spielte, zur Verzweiflung Aller, unablässig Violine und Herr Pfeiffer machte Fingerübungen auf einem stummen Klavier! Wir reisten oft täglich 6—7 Stunden, was uns nicht verhinderte, Abends frisch und munter in dem Concertsaal zu erscheinen. Lange Zeit blieb da freilich nicht übrig, um Toilette zu machen, und kam es wohl vor, daß ich in der Eile meine Handschuhe, meinen Kopfputz oder gar meine Noten im Hotel vergessen

hatte; aber eine lustige Zeit war es doch, und trotz aller Mühe, Anstrengungen und Aufregungen waren wir immer wohl auf und guter Dinge. Nach London zurückgekehrt, gaben wir noch einige Concerte und wirkten schließlich in einem Hofconcerte mit, in welchem die Königin Victoria und der blinde König von Hannover sich freundlichst mit mir unterhielten. Letzterer schien besonders Wohlgefallen an meinen deutschen Liedervorträgen, sowie an einem Duetto di Camera von Händel, »Che vai pensando«, zu finden, welches ich an jenem Abend mit meinem Manne sang. Den Sommer desselben Jahres erhielten wir durch Herrn Benazet, den damaligen Pächter der Badener Spielbank, ein Engagement, um in den dortigen Concerten mitzu wirken. Die Königin von Preußen, für welche wir von dem Großherzog von Weimar warme Empfehlungen hatten und welche sich z. Z. in Baden befand, äußerte den Wunsch, uns im Privatkreise singen zu hören. Gräfin Flemming, geb. v. Arnim, Gemahlin des preußischen Gesandten in Karlsruhe (wie früher bemerkt, eine meiner Jugendfreundinnen), veranstaltete daher eine musikalische Soirée in ihrem Hause, in welcher außer uns auch Madame Viardot mitwirkte. Graf Flemming, ein vorzüglicher Violoncello spieler, trug ebenfalls mehrere Stücke vor. Nach Beendigung des Concertes mußte mein Mann, auf besonderen Wunsch Ihrer Majestät, einige italienische Volkslieder singen, worunter hauptsächlich das Lied »Sul mare luccica« sich des allerhöchsten Beifalls erfreute.

Baden war zur Zeit des »rouge et noire« der Mittelpunkt der gewähltesten Gesellschaft. Diplomaten, Künstler, Gelehrte, Aristokraten, gekrönte Häupter, Finanziers, Alles wogte in bunten Reihen in und vor dem Cursalon auf

und ab. Von den verschiedenen Nationen waren es die Franzosen, welche sich in Baden am meisten heimisch fühlten und am zahlreichsten vertreten waren. Man konnte diesen reizend schönen Landaufenthalt ohne Uebertreibung ein »Klein-Paris« nennen, und die reichgewählten Toiletten der Ganz- und Halbwelt harmonisirten farbenfroh zu dem frischen und saftigen Grün der Wiesen und dem dunklen Laube der schattigen Haine. Diese internationale Frequenz hat seit Aufhebung der Spielbank wie durch einen Zauberschlag aufgehört. Die schöne, herrliche Natur ist heute als einziger Anziehungspunkt wieder in ihre Rechte getreten, und kein »faites votre jeu«, kein Goldklirren bringt heute in die herrliche Symphonie aus der Hand des Schöpfers, in welcher das Rieseln des Baches, das Flöten der Nachtigallen und das Rauschen des Waldes die Stimme führen, einen Mißklang.

Von unserer Wanderung nach Paris zurückgekehrt, widmete ich meine Zeit dem Unterrichtgeben, der Composition und der Erziehung meiner drei kleinen Töchter Theresa, Stella und Blanche. Im April 1865 ward die Pariser musikalische Welt durch die erste Aufführung der »Afrikanerin« von Meyerbeer in nicht geringe Aufregung versetzt. Fetis, der damalige Director des Brüsseler Conservatoriums, war nach Paris gekommen, um die mit großer Ungeduld erwartete neue Oper des kurze Zeit vorher dahingeschiedenen Meisters einzustudiren. Acht volle Monate hatte das Studium gewährt, doch war die Aufführung eben auch eine außergewöhnliche und der Erfolg der Oper ein glänzender. Madame Sasse als Afrikanerin und Faure als Nalusta waren unübertrefflich. Die Familie Meyerbeer's war nach Paris gekommen, um den Proben und den ersten

Aufführungen beizuwohnen. Wir erneuerten unsere Bekanntschaft mit derselben und ich leitete die Gesangsstunden der jüngsten Tochter Cornelie, welcher ich auch ein Heft Vocalisen Nr. 5 gewidmet habe. Es war ungefähr um dieselbe Zeit, als eine neue, sehr interessante Oper Gevaert's: »Le capitaine Henriot« an der Komischen Oper zur Aufführung gelangte. Die Hauptrolle war der bekannten Sängerin Galli-Marié anvertraut worden, dieselbe, für welche Bizet die Rolle »Carmen« und Ambroise Thomas die Titelrolle in Mignon geschrieben hat. Obgleich das dramatische Talent dieser Künstlerin nichts zu wünschen übrig ließ, so war doch Herr Gevaert mit der Ausbildung der höheren Töne nicht einverstanden, verlangte von derselben, daß sie während einiger Zeit Stimmbildung bei mir studire, und brachte sie eines Tages zu mir. Bei der ersten Unterrichtsstunde war Mme. Galli Marié sehr unfreundlich, ich möchte sagen störrisch und trotzig gegen mich, sandte mir durchbohrende Blicke zu und wollte sich in Nichts fügen. Ich wünschte den Unterricht abzubrechen, Herr Gevaert bestand jedoch auf Fortsetzung desselben. Eine Auseinandersetzung mit der rebellischen Schülerin war daher unvermeidlich. Endlich, nach vielem Hin und Herreden, erfuhr ich den Grund ihres Widerstandes, ja ich möchte sagen ihrer Abneigung gegen mich. Sie war Schülerin ihres Vaters gewesen und verdankte demselben ihre ganze Ausbildung. Der Unterricht bei einem andern Lehrer schien ihr Verrath an dem Vater. Das Motiv ihres unliebenswürdigen Benehmens war gewiß edel, mein Standpunkt aber kein angenehmer. Ich war daher herzlich froh, als nach zwei Monaten Herr Gevaert sich mit den Fortschritten der Künstlerin befriedigt erklärte, und seine Oper in Scene

gehen ließ. Die Monate Juni und Juli brachte ich mit der Familie Meyerbeer, welche mir von dem ersten Momente unserer Begegnung mit der größten Herzlichkeit entgegengekommen war, im Bade Schwalbach zu, woselbst meine Schülerin Cornelie (seit einigen Jahren Wittwe des rühmlichst bekannten, nunmehr auch verstorbenen Malers Richter in Berlin) ihre Gesangsstunden fortsetzte. Meine Gesundheit war zu jener Zeit sehr schwankend, eine andauernde Heiserkeit erschwerte mir sogar das Sprechen. Die Aerzte hatten mir wiederholt angerathen, Paris der anstrengenden Lebensweise halber zu verlassen und mit einem ruhigeren Aufenthaltsorte zu vertauschen. Die Cur in Schwalbach hatte meine Kräfte wohl sehr gehoben, doch schien es mir selbst, als ob dieselben den Anforderungen eines künstlerischen Lebens und Treibens in Paris nicht mehr ganz gewachsen seien. Ich hätte mich zu einem abermaligen Wechsel schwer entschließen können, wenn ich nicht von der Direction des Kölner Conservatoriums einen ehrenden Ruf als Professorin des Gesanges erhalten hätte. Dies schien mir eine Fügung Gottes! Ich war daher entschlossen, den Contract zu unterzeichnen, als ich erfuhr, daß mein Freund Ferdinand Hiller, Director des dortigen Conservatoriums, meiner Ernennung entgegen sei. Ich bat ihn um eine aufrichtige Erklärung und erhielt folgenden Brief:

„Verehrteste Freundin!

Ich gratulire mir und uns Allen aufrichtig zu Ihrem Herkommen und hoffe das Beste davon. Daß ich dagegen gewesen, ist nur insoweit wahr, als daß ich einestheils nicht recht daran glauben konnte und anderntheils für Sie Angst hatte, denn was mich, den stubeneinsamen Componisten, hier fesselt, ist nicht das, was Sie gewohnt sind und was Sie, wie ich mir dachte, lieben müssen. Desto besser, daß es gekommen, wie es gekommen. Daß Sie an mir den

wohlwollendsten und ergebensten Freund finden werden, brauche ich nicht auszusprechen.

Sagen Sie Frau Meyerbeer, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, ihr beim Tode ihres Mannes zu schreiben, daß ich aber nicht weniger schmerzlich davon berührt war. Seit meiner frühesten Jugend kannte ich Meyerbeer, er war mir immer freundlich gewesen — ja, ich muß die Erwähnung des Kölnischen Conservatoriums in seinem Preis-Legat seinem Wohlwollen für mich zuschreiben, aber was ich über alles dieses hätte brieflich sagen können, war mir nicht das Rechte. Wenn ich hätte allzu warm mich äußern wollen, so mußte es exaggerirt erscheinen, und banal zu sein, widersprach meiner doch zu lebhaften Empfindung. Kurz, ich konnte den rechten Ton nicht finden und unterließ es, und als ich doch bereute, es unterlassen zu haben, war es zu spät, das Vernachlässigte gut zu machen. Sie werden mich besser verstehen, als ich mich ausdrücke, und Frau Meyerbeer nebst meinen verehrungsvollsten Empfehlungen das Richtige zu sagen wissen. Grüßen Sie mir den Gatten.

Stets Ihr getreuer Freund

Ferd. Hiller.

Der Würfel war also gefallen.

Mit schwerem Herzen unterschrieb ich den Contract, mit noch schwererem Herzen trennte ich mich von Paris. Ende September 1865 übersiedelten wir nach Köln.

In Köln.

Von Paris kommend und seit Jahren an das bewegte Leben großer Städte gewohnt, erschien mir Köln unbeschreiblich traurig und trübe. Weder der herrliche Dom, noch die stolz rauschenden Fluthen des Rheins, noch der inter

essante Carneval, noch die rheinischen Musikfeste, noch das freundliche Entgegenkommen Hillers vermochten mich zu trösten. Ich fühlte deutlich, daß seine Zweifel begründet gewesen, und mein Bleiben in einem so engen, beschränkten Wirkungskreise nicht von langer Dauer sein könne. Religiöse Vorurtheile (von protestantischem Sectenwesen herstammend, welches sich in den Rheingegenden festgenistet hat), führten die jungen Sängerinnen mehr dem Concertsaal und dem Studium von Kirchenmusik und Oratorien, als der Bühne zu. Während meines dreijährigen Aufenthaltes in Köln konnte ich nur zwei Schülerinnen für die Oper ausbilden und zwar Fräulein Hedwig Scheuerlein, welche mehrere Jahre hindurch erste dramatische Sängerin an der Braunschweiger Hofbühne war, sowie Fräulein Louise Radecke, jetzt verheirathet und Gesangslehrerin in Riga, aber während längerer Zeit lyrisch dramatische Sängerin an der Münchener Hofbühne. Dieselbe erhielt nach einer Vorstellung des »Lohengrin«, in welchem sie als Elsa Vorzügliches geleistet hatte, von dem König von Bayern einen sehr werthvollen Carton von Kaulbach, Lohengrins Abschied von Elsa vorstellend. Dieses königliche Geschenk war ihr nach Mitternacht, als alle Bewohner des Hauses schon im tiefsten Schlafe lagen, übersandt worden. Louise konnte mir nicht genug von des Königs Eigenthümlichkeiten erzählen. Sie selbst mußte ihm öfters, in später Nacht, hinter einem Vorhang verhüllt, seine Lieblings-Arien und -Lieder vorsingen.

Obgleich ich mich in Köln nichts weniger als heimisch fühlte, so vergaß ich doch wohl auf Momente die trostlose Monotonie meiner neuen Lebensweise, wenn ich in dem auf den Rhein gehenden Studirzimmer meines Freundes

Hiller saß und seinem herrlichen Klavierspiele oder seinen interessanten Erzählungen über die ihm persönlich bekannt gewesenen Goethe, Beethoven, Schubert, Cherubini, Bellini, Börne, Heine, Chopin, Schumann ꝛc. lauschte. Und wie wußte Hiller aus Vergangenheit und Gegenwart zu plaudern. Er war eben nicht nur ein ausgezeichneter Klavierspieler, ein vielseitiger, fruchtbarer Componist, ein vorzüglicher Dirigent, sondern auch ein geistreicher, liebenswürdiger Weltmann, der ebenso bezaubernd in der Unterhaltung, wie gediegen und anmuthig als Schriftsteller war. Ich glaube den besten Beweis hierfür durch Veröffentlichung einer Reihe von Briefen zu erbringen, die der dahingegangene Freund an mich gerichtet hat.

Köln, 31. 10. 1869.

Wertheste Freundin!

Zu allem trouble Ihres Auszugs ist es eigentlich unbarmherzig, Ihnen auch noch das Lesen eines Briefes zu oktroyiren, aber wer weiß, wie bald ich wieder eine freie Sonntagsstunde habe. Ich freue mich, daß es Ihnen und den Ihren so vortrefflich geht, und wünsche einen heitern Fortgang, je länger je lieber. Hier leben wir sehr ruhig. Meine Frau ist zu ihrer Schwester nach Paris, Felix kommt zuweilen von Dortmund auf einer Locomotive uns einen Besuch machen, Paul ist den ganzen Tag in der Schule, Tony einen großen Theil desselben im Conservatorium, ich arbeite an einer Cantate für Birmingham, lese, musicire, und so geht die Zeit hin. Letzten Dienstag spielte Wilhelmi mit großem Talent und großem Erfolg; die arme Frau Schumann kann noch immer nicht spielen, und so bekommt man sie, da sie zwischen hier und Düsseldorf lebt, wenigstens öfters zu sehen. Auch im Conservatorium geht es gut, Lehrer und Schüler sind zufrieden, was will man mehr!

Es ist eigentlich ganz ungereimt, zu schreiben, wenn man nichts mehr mitzutheilen hat. Das war heute bei mir der Fall. Aber da ich einmal angefangen, will ich zu plaudern fortfahren. Was denken Sie von der Unsterblichkeit der Seele? Glauben Sie an

einen andauernden Fortschritt der Cultur der Menschheit? Haben Sie Zutrauen zum Bestand des Habsburgischen Kaiserstaates? Denken Sie, daß die Zukunftsmusik eine Zukunft hat? Sind Sie der Ansicht, daß aus den Menschen bedeutende Künstler werden, die es eigentlich schon sind, oder daß man etwas aus den Leuten machen kann? Ich glaube, daß man im Grunde nur von den Schülern Ehre hat, wenn man nur sehr Weniges zu zeigen braucht. Haben Sie mehr Vertrauen in Verstandesheirathen, Convenienzheirathen oder Inclinationsheirathen? Haben die reichen Leute im allgemeinen viel Plaisir von ihrem Geld? Glauben Sie an die Dankbarkeit der Menschen? Glauben Sie an Compensation diesseits oder nur jenseits — oder gar nicht? Sagen Sie mit Goethe: »Jede Schuld rächt sich auf Erden«? Sind Sie der Meinung, daß die ersten Gedanken und Einfälle die besten sind? Halten Sie mich nach allen diesen Fragen für verrückt? Noch bin ich es nicht, sondern Ihnen und den Ihren von Herzen zugethan. Il cavaliere Salvatore hat mir nicht geschrieben — möge er es bald thun und Sie nicht minder.

Stets

Ihr altergebener

Ferdinand Hiller.

* * *

Köln, 13. 3. 1870.

Wertheste Freundin!

Wissen Sie, daß Sie trotz alledem und alledem mir einen Brief schuldig sind? Aber ich will Gnade vor Recht ergehen lassen, um so mehr, da Sie sagen können, daß nicht Sie, sondern ich in der Welt umhergezogen, und es heißt: Wenn Jemand auf die Reise geht, so kann er was erzahlen. Das könnte ich denn auch, wenn wir ruhig beisammen säßen, eine Tasse Thee nach der andern tränken, Signor Salvatore ein »Kreuz-Verhör« (wie sie es in England nennen) mit mir anfinge ꝛc. ꝛc. Aber gehetzt, wie ich es jetzt bin, unruhig, mit Arbeit überhäuft, zuweilen sogar (wie soeben) etwas ärgerlich, kann ich das epische genre nicht behandeln. Also nur so viel, daß es mir in Petersburg sehr gut gegangen, daß ich dort viele Sympathieen gefunden, daß ich vor meinem Tode noch einmal dahin zurückkehren werde, daß ich seit meiner Rückkehr wieder

fort gewesen, um in Hamburg und Lübeck zu concertiren und in Hannover die Meister (?) -sänger zu hören, daß ich jetzt den Schreibtisch gar nicht verlassen darf, da der englische Verleger schon den Klavierauszug von Nal-Tamajonta heute verlangt, während ich erst vor 4 Tagen die Partitur angefangen, daß mir gestern der Bürgermeister von Bonn bedingungslos die Direction des Beethovenfestes angetragen, und daß ich jetzt in der Zeitung lesen muß, daß ich sie mit Wasilewski theilen soll (was aber nicht geschehen wird), daß wir übermorgen das 9. Concert haben, daß ich den 30sten mitten in aller dieser Wirthschaft im Harz zum Besten der Tonkünstler-Wittwen concertiren muß, daß wir Palmsonntag die Passionsmusik haben — daß — daß — je n'en peux plus! Neben allen diesen mehr oder weniger erfreulichen Dingen habe ich den Kummer, unsern lieben Felix leidend zu Hause zu haben, bin sehr traurig frappirt vom Tode des trefflichen Moscheles, eines meiner ältesten und aufrichtigsten Freunde, — und habe schließlich Sorgen mannigfacher Art. Indeß, bei wem bleiben die letzteren aus? Wenn mir nur die Meinen erhalten bleiben und mir die Kraft bleibt, wie bisher für sie zu arbeiten, will ich meinethalben den Papst für unfehlbar — erklären lassen!

Und Sie? und der Gatte? und die Kinder? Und das Conservatorium? und die Schülerinnen? Und die Wiener? und die Theater und Concerte? Und der Thurm von Babel? und die Meistersänger? Letztere sind eigentlich der wahre Thurm von Babel. Nun haben Sie Ihr Pensum — und der Gatte ebenfalls, und tausend Grüße von den Meinigen dazu!

Stets Ihr alter getreuer

Ferdinand Hiller.

* *

Köln, 15. 2. 1871.

Verehrteste Freundin!

Verzeihen Sie, wenn ich mich sehr darüber freue, daß Sie zum Briefschreiben keine Zeit haben, wenn ich auch darunter leide. Aber in seinem Berufe nach allen Seiten zu reüssiren, ist doch das Beste, was dem Menschen, abgesehen von den gemüthlichen Seiten des Lebens, werden kann.

Bei uns geht es nicht übel. Ich habe die letzte Woche in

Leipzig zugebracht, wo man mich und meine Musik sehr gut aufgenommen, und gab gestern hier meine Symphonische Orchester-Phantasie mit großem Erfolge! Den Monat März bringe ich in London zu, dirigire dort »Nal Damajonta« und gebe einige recitals, um meine Kammermusik zu Gehör zu bringen. Hoffentlich läuft Alles nach Wunsch ab.

Wenn der Friede abgeschlossen wird, haben wir das Musikfest in Köln, und dazu kommen Sie her — nicht wahr?

Ueber Politik kann ich mit Ihnen nicht sprechen, da wir auf zu verschiedenen Standpünktern stehen. Ich beklage den Krieg — aber wessen Schuld ist dessen Anfang? Wessen dessen Fortsetzung? Nur Ihrer Franzosen, die sich in ihrem Hochmuth für unbesiegbar halten und denken, die deutschen Barbaren müssen es sich zur Ehre anrechnen, wenn sie sie mit einer mancia nach Hause schicken. Sie haben jetzt gesehen, welches Handwerk sie seit Jahrhunderten treiben, und die Lust, wieder anzufangen, wird ihnen hoffentlich auf lange Zeit vergangen sein.

Gern würde ich Ihnen eine Copie meiner Altlieder schicken, aber sie sind noch nicht hinreichend ausgefeilt und es ist mir jetzt unmöglich, die Zeit zu finden, sie zum Serviren herzurichten.

Was Sie mir da von Hartmann's Gesundheit sagen, freut mich ungemein — in einem früher erhaltenen Briefe klagte er mir freilich noch sehr. Seine Gedichte sind glücklicherweise von ebensoviel Schönheit als wenig Einfluß.

Dem Gatten meinen freundschaftlichsten Gruß, ich hoffe seinem Schüler noch zu einem Auftreten hier zu verhelfen.

Ihre Freunde und Freundinnen hier freuen sich sehr, wenn sie, wie auch Gernsheim, Angenehmes von Ihnen hören: nehmen doch vielleicht mehr Antheil an Ihnen, als Sie selbst glauben. Meine Frau grüßt herzlich und ich bin und bleibe Ihr getreuer

Ferdinand Hiller.

* * *

Bad Creuznach, 21. 6. 1878.

Aus was schließen Sie denn, meine verehrte stets junge Freundin, daß ich Sie ganz und gar vergessen habe? Nie habe ich mich in der Entfernung mehr mit Ihnen beschäftigt, als im vergangenen

Jahr. Ein paarmal habe ich mich über Sie geärgert, ein paarmal verwundert, ein paarmal gefreut ꝛc. ꝛc. Warum Sie Wien verlassen wollten, habe ich mich gefragt — daß Sie doch nicht nach Brüssel gingen, beklagt — daß Sie aber Recht haben, gesagt — und unser Zwist hat an meiner Seele genagt — sind Sie jetzt zufrieden?

Ich komme von Stuttgart, wo ich am vorigen Dienstag eine erste Aufführung meines biblischen Idylls »Rebecca«, nebst meinem Siegesgesang, in der Stiftskirche vor 2000 Menschen und Ihrer Majestät der Königin dirigirt habe. Es war ein schöner, wenn auch heißer Abend.

Hier bin ich eingekehrt, um Frau Szarvady-Clauß einen Besuch zu machen — übermorgen kehre ich nach Hause zurück — länger wollte ich aber Ihre liebenswürdigen, wenn auch sehr kurzen Zeilen, nicht unbeantwortet lassen. Nun aber muß ich die Rolle des »vieillard galant« zu spielen beginnen und sage Ihnen Addio. Mit vielen Grüßen an den sposo und die ragazze stets

Ihr

Ferd. Hiller.

Köln, den 5. August 1878.

Dieser Brief trifft Sie, Verehrteste, also am Starenberger See — gerne möchte ich ihn begleiten. Aber ich komme erst gestern von einer 4wöchentlichen Bummelei zurück — nun heißt's brav sein. Zuerst verbrachte ich acht Tage in einem kleinen Bade — Salzschlirf bei Fulda — aber nur zum Gebrauch von Auerbach, der aber nicht wässerig. Dann zog ich im Thüringer Wald umher, lief durch die Wälder, speiste bald bei Bauern und dann einmal wieder bei regierenden Fürsten und schlürfte soviel frische Luft ein, daß ich hoffe, noch eine Weile damit auszukommen. Nächstens beginnen die Prüfungen — und dann sind Ferien für Alle, bis zum October.

Sie haben sehr schöne Projecte aller Art — schade, daß nicht ein Besuch in Köln sich darunter findet. Es freut mich, daß Sie nicht nach Brüssel gehen — ich habe Sie, trotz aller Freundschaft für ihn, Gevaert nicht gegönnt.

Hier zu ergebenster Beantwortung Ihrer Fragen!

Meiner Frau geht es gut — aber sie wird älter. Tony geht es vortrefflich — aber sie ist!! hier in Köln.

Nach dem Gesagten wissen Sie, wo ich diesen Sommer war, ich werde nun nur Ende September zum Jubiläum der Hamburger philh. Gesellschaft nach Hamburg gehen.

Ich werde Ihnen bald antworten. Sie haben mir Ihre Gesangsschule geschickt, welche sehr schön aussieht, und die gewiß vortrefflich ist — und die Schneider gebrauchen wird, wenn er Lust dazu hat — denn Sie wissen, ich lasse meine Lehrer machen, was sie wollen, wenn Sie nur gute Resultate bringen — und das thun sie, etwas mehr oder weniger, Alle.

Ich habe sehr schöne neue Lieder geschrieben — sie sind aber noch nicht gedruckt — hingegen enthält meine Rebecca eine ziemlich große Sopranpartie — nach Ihrer Rückkehr werden Sie sie sich ansehen!

Das Resultat des Berliner Congresses hat in mir den Entschluß zur Reise gebracht, mich weder in England noch in Preußen um den Posten des Staatskanzlers zu bewerben.

Es regnet nicht immer in Köln — heute ist das Wetter sogar sehr schön.

Nun grüßen Sie mir Mann, Kinder, Geschwister, Enkel, Schwiegersohn und lassen Sie von sich hören.

Ihr altergebener

Ferdinand Hiller.

* * *

Köln, 3. 3. 1879.

Verehrteste Freundin!

Ich habe die vorige Woche in Frankfurt zugebracht, und war oft von Ihnen die Rede —, namentlich begegnete ich in Herrn Metzler einem Collegen von mir, in Beziehung auf seine Anhänglichkeit Ihrer. Es war seit langen, langen Jahren das erste Mal, daß ich mehr als höchstens zweimal 24 Stunden dort verweilte, — und ich muß sagen, daß ich mich sehr gut amüsirt habe, und mehr als das. Freilich liegt das zum größten Theil daran, daß durch die neue Hochschule die Schumann, Stockhausen, Raff jetzt dort angesiedelt sind, was der Musik dort ein neues Angesicht giebt und mir eine

Anzahl angenehmer Berufsangelegenheiten. Gehört habe ich dort nicht viel — ein Museums-Concert, was zufällig sehr langweilig war —, aber die Anstalt ist doch großartig, und man kann nicht immer einen Beethoven aufführen und Joachim spielen lassen.

Hier machen wir recht viel schöne Musik, wie Sie es ja von früher her kennen.

Aber ein sehr angenehmer Verein ist seit Ihrer Abwesenheit hier entstanden, der Ton-Künstler-Verein — wir hatten schon vor geraumer Zeit den 200sten Abend : es wird vorzugsweise sehr alte oder sehr neue Musik gemacht, viele Auswärtige lassen sich dort hören, um auf diesem Umwege möglicherweise in den Gürzenich zu kommen, und nach der Musik bleiben wir Künstler oft mit unseren oder auch anderen Damen noch zusammen, und da geht's meistens ganz munter zu. Haben wir nicht die große Anzahl von Talenten, die vielleicht in Wien beisammen sind, so haben wir doch sehr talentvolle Leute und wir hatten zusammen, was in großen Städten sehr selten und vielleicht kaum möglich. Morgen haben wir Gürzenich-Concert Lilli Lehmann singt, Frau Schumann spielt 2c. Am Theater geben sie jetzt das Rheingold (die Walküre kommt nach), das Einen verrückt machen kann vor Langeweile, — aber doch viel Geld macht, da die Leute von allerwärts herkommen, um die schwimmenden Nixen und die grünen Dämpfe zu sehen und sich nebenbei an den Recitativen des Götterzwiegesprächs zu erfreuen. Ich muß jedoch sagen, daß das Publikum sich sehr kühl dazu verhält.

Von Künstlern, die Sie nicht kennen, muß ich — abgesehen von meinem Schwiegersohn — Ihnen vor Allen E. de Lange nennen, ein Organist ersten Ranges, trefflicher Pianist, talentvoller Componist und sehr guter Chor-Einpauker, was mir für das Concert sehr zu statten kommt.

Was Sie betrifft, so erfüllen Sie die Welt wenigstens mit Ihrem Rufe, daß ich nur mit Neuem an Ihnen hinaufsche — um so mehr, da man mich längst unters alte Eisen geworfen hat. Aber da es mir noch immer Spaß macht zu componiren, so thue ich's doch; vielleicht gefallen meine Weisen besser, wenn ich einmal todt bin, — das ist aber im Grunde ein schlechter Trost. Ein besserer ist meine Gesundheit, meine Freunde, mein Enkel, meine Freun-

dinnen, unter welche ich mich — trotz alledem und alledem — herzlich freue, Sie stets rechnen zu dürfen.

Grüßen Sie Brahms und Hanslick. Grüßen Sie den illustrissimo Signore und empfangen Sie die Grüße der Meinen.

Stets Ihr altergebener

Ferd. Hiller.

Tausend Dank für das Bild. Beiliegend das meine — frisch ausgebrütet.

* * *

Sonntag, 17. 4. 1879.

Wir thun hier auch große Dinge, was glauben Sie, verehrteste Freundin? Nur kräht kein Hahn danach, was schließlich im Grunde auch sehr gleichgültig. Aber letzten Dienstag z. B. hatten wir ein Dilettanten-Concert, ein Opfer der Milde, der Wohlthätigkeit, zu Ehren der goldenen Hochzeit unseres Kaiserpaares, welches wirklich nicht allein so elegant war, wie wenn es in Paris statt hätte, sondern auch allerliebste Leistungen brachte. Hätte ich ein Programm da, ich schickte es Ihnen, aber — Sie glauben mir's aufs Wort. Und dann langweilen wir uns in Wagnerschen »Nibelungen«, daß es eine Lust ist — und dann kommt für den ganzen Mai das Meiningensche Hoftheater, und jeden Monat habe ich einen Musikabend im Conservatorium, und unsere Gürzenich-Concerte sind auch nicht übel, — kurz tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes possibles — oder sagen wir dans la meilleure des villes possibles — es ist nur schade, daß sie so weit von Wien entfernt ist.

So schöne Geschenke wie die berühmte Professorin Mathilde Marchesi bekomme ich nun leider nicht, — doch hat mir nach dem Concert des Frauenvereins die Präsidentin desselben, begleitet von sämmtlichen Vorsteherinnen, eine Mappe und einen Lorbeer übergeben — und aus der Mappe ein Gedicht vorgelesen, das sie selbst angefertigt. Haben Sie je von einer Regierungspräsidentin Verse gemacht bekommen? von einer preußischen Regierungspräsidentin? Sehen Sie! wir sind auch nicht so da.

Aber nun ohne allen Spaß; es freut mich herzlich, daß es Ihnen so gut geht, daß Sie so Treffliches leisten und daß Ihre

Leistungen auch die verdiente Anerkennung finden. Ja, „wer bis an das Ende beharrt, der wird selig", sagt der Evangelist — und wer's hier nicht wird, hat ja die ganze unendliche Ewigkeit, oder die ewige Unendlichkeit vor sich, um seine Seligkeit auszukosten bis zum Grunde.

Wissen Sie denn schon eine der neuesten Neuigkeiten, Verehrteste? In 17 Millionen Jahren wird unsere ganze Erde wieder ein gräulicher Eisklumpen! Adieu, die famosen Gesangsschülerinnen und Anderes mehr. Ich tröste mich, denn ich werde es nicht mehr erleben, — aber Sie sind verhältnißmäßig noch jung — seien Sie vorsorglich, man kann nicht wissen. — Mit tausend Grüßen an die Ihren — von den Meinen — mit den Meinen

Stets Ihr altergebener

F. Hiller.

* * *

Das berühmte Hiller Haus war damals der eigentliche Mittelpunkt der Kölner Gesellschaft. Obgleich die in kleineren Städten sich oft streng scheidenden Coterieen die Geselligkeit unendlich erschweren, so verschwand doch in Hillers Salon jedes Vorurtheil. Hier kamen die sich noch so sehr befehdenden Parteien, die Welfen und die Ghibellinen, zusammen, und in taktvoller Weise wußte es Meister Hiller — allerdings von der den Frieden in ihrem Busen tragenden Frau Musica unterstützt — zu verhindern, daß je die Gegensätze aufeinander platzten.

Eine Soirée oder Matinée in des rheinischen Musikkönigs Hause war allezeit ein freudiges Ereigniß, und jeder durch die heilige Stadt am Rhein reisende Künstler ließ es sich zur Ehre gereichen, in denselben mitzuwirken. Ich hörte dort unter Anderen Julius Stockhausen, meinen früheren Studiengenossen bei Garcia in Paris, der sich später hauptsächlich dem Liederfache zugewandt hatte, den Violinspieler Joachim und seine Frau, Clara Schumann,

Rubinstein ꝛc. Bei solchen Gelegenheiten sang ich vorzugsweise die mir von Hiller gewidmeten Lieder, unter welchen hauptsächlich das »Schlummerlied«, »Im Maien«, »Um Mitternacht«, »Mädchenlied« und »Der Schmied« die meiste Verbreitung gefunden haben.

Um die rheinischen Musikfeste, welche alljährlich zu Pfingsten abwechselnd in Köln, Aachen und Düsseldorf gehalten werden, und in welchen ich verschiedentlich mitwirkte, hat Hiller sich große Verdienste erworben. Neunmal hat er die Kölner Musikfeste geleitet und immer mit gerechtem Stolz auf seine ihn wahrhaft vergötternden Musiker und Sängerschaaren blicken können. Im Jahre 1883 dirigirte Hiller, obgleich schon sehr leidend, zum letzten Male das Kölner Musikfest. Wie todt und öde wurde immer Köln, wenn die herrliche Festzeit vorüber war, und die von nah und fern herbeigeströmte Fremdenschaar die wieder in das einförmige Alltagsleben versinkende Stadt verlassen hatte!

Im Urtheil über Andere war Hiller immer mild; doch bitter, wenn es sich um Liszt handelte, mit dem er früher befreundet gewesen und sich später wegen Wagner, zu dessen Fahne er nie hatte schwören wollen, überworfen hatte.

Während unseres Aufenthalts in Köln genoß Hiller einer vortrefflichen Gesundheit, war fleißig im Componiren, unermüdlich als Director des Conservatoriums und immer bereit, den Einladungen der verschiedenen Städte zu folgen, in welchen man seine Compositionen aufführte. Erst in seinen zwei letzten Lebensjahren hatte seine Gesundheit stark zu wanken begonnen, und die letzten Monate seines Siechthums mußte er sogar Tag und Nacht sitzend im Lehnstuhl verbringen. Hiller war jedoch ein stiller Dulder, und hatte immer ein freundliches Wort für alle ihn

Besuchenden. Sein Geist blieb frisch bis zum letzten Augenblicke. Ich stand mit Hiller, dessen Tod im Jahre 1885 erfolgte, immer in lebhaftem Briefwechsel.

Hier der Wortlaut seiner zwei letzten, kurz vor seinem Hinscheiden an mich gerichteten Briefkarten:

Köln, den 26. April 1884.

Es geht mir schlecht genug, verehrteste Freundin, um mir den Spaß am Leben, nicht schlecht genug, um mir letzteres zu nehmen. Ich hoffe deshalb, trotz alledem und alledem, auf ein baldiges, recht heiteres Wiedersehen.

Alles Gute und Schöne von Haus zu Haus.

Ihr getreuer

*

Köln, den 10. Dezember 1884.

Liebste Freundin!

Ich kann Ihnen nur sagen, daß es mir schlecht geht, ich habe aber doch noch Vertrauen in die Zukunft und bitte deshalb Sie und den Gatten, mir für ein Conservatorium-Tableau Ihre phot. Bildnisse zu schenken; aufgehängt sind sie ja alle Schritte in unserer Wohnung.

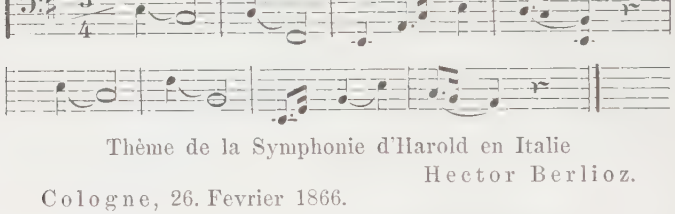
Stets Ihr getreuer Freund

F. Hiller.

Während unseres Aufenthaltes in Köln unternahmen wir mehrere Concertreisen, sangen in Deutschland, Holland ꝛc. und gaben in Köln selbst die schon früher erwähnten historischen Concerte.

Im Winter 1866 ward mir Gelegenheit geboten, die nähere Bekanntschaft des interessanten Componisten Hector Berlioz zu machen. Er war nach Köln berufen worden, um seine Symphonie »Harold in Italien« selbst zu diri

giren. Einige Takte des Adagio dieser Symphonie war er so freundlich, in mein Album zu schreiben.



Thème de la Symphonie d'Harold en Italie
Hector Berlioz.

Cologne, 26. Fevrier 1866.

Pour l'album de Mme Marchesi.

Berlioz fand in Köln die freundlichste Aufnahme. Dem traurigen, tiefgefurchten Antlitze des besonders in seinem Vaterlande so vielfach angefeindeten Künstlers war sogar ein Lächeln abzugewinnen, als ihm nach Beendigung des Concerts in dem großen Gürzenich Saale unzählige Hervorrufe und eine stürmische Ovation zu theil wurden. Berlioz ließ sich dazu bewegen, einen Abend bei uns zuzubringen. Anfangs kalt und zurückhaltend, wurde er im Laufe desselben gesprächig und schien sich behaglich bei uns zu fühlen. Aus allen seinen Aeußerungen war jedoch ein tiefverbittertes Gemüth, sowie ein großer Seelenschmerz erkennbar. Auch körperlich war Berlioz zu jener Zeit sehr leidend. In seinem Urtheil über Musik fand ich ihn zurückhaltend, die Umgebung mochte ihm wohl zu fremd sein.

Nach dem Souper verlangte Berlioz einen Wagen. Es war Mitternacht, als er sich zum Abschied rüstete. Zum Unglück lag um diese Zeit Köln, sowie die edlen Rosselenker der heiligen Stadt im tiefsten Schlafe, es war unmöglich, einen Wagen zu finden. Berlioz erklärte sich unfähig, zu

Fuß nach dem Hotel zurückzukehren, lehnte aber zugleich auf das Entschiedenste ab, die Nacht in unserm Hause zuzubringen. Da war guter Rath theuer. Endlich entschloß er sich, von meinem Manne und einem unserer Freunde mehr getragen, denn geführt, den Weg in sein Hotel anzutreten. Armer Berlioz! —

Denselben Winter gab der Klavier-Titan Anton Rubinstein mehrere Concerte in Köln, wodurch, wie begreiflich, die sonst so ruhige und stille Stadt in nicht geringe Aufregung und fieberhafte Spannung versetzt wurde.

In einem dieser Concerte sangen zwei meiner Schülerinnen, von Rubinstein begleitet, mehrere seiner reizenden Duette. Beim Anblick des Meisters hatte sich der armen Mädchen ein so panischer Schrecken bemächtigt, daß sie wie versteinert dastanden. Sie rangen sichtlich nach Fassung, doch die Stimme schien ihnen zu versagen. Erst auf freundliches Zureden Rubinsteins faßten die jungen Mädchen Muth und sangen ihre Duette zur allgemeinen Befriedigung.

„Was thun Sie in Köln," sagte damals Rubinstein zu mir, „hier ist kein Wirkungskreis für Sie, der Käfig ist zu eng, fliegen Sie weiter." „Wird nicht lange mehr dauern," antwortete ich ihm, „ich spanne schon meine Flügel."

In Köln verkehrten wir öfters mit dem leider zu früh verstorbenen Dichter Wolfgang Müller von Königswinter und mit dem Dichter Auerbach, aber im Ganzen genommen, war unser Leben bürgerlich einförmig. Die üblichen Kaffeegesellschaften, welche Nachmittags stattfanden, hatte ich mich entschieden geweigert, zu besuchen. Abendgesellschaften gab es wenige, die Oper war mittelmäßig und die Anzahl der durchreisenden Künstler, welche Leben in das tägliche Einerlei

hätten bringen können, eine sehr geringe. Die eintönige Lebensweise dieser Provinzstadt wirkte auch lähmend auf die geistige und künstlerische Entwickelung meiner fremden Schülerinnen. Alle klagten über unbezwingbares Heimweh. Es schien mir selbst, als ob ich in trostloser Verbannung lebte. Zur Zeit des preußisch österreichischen Krieges (im Frühjahr 1866) war für kurze Zeit ein ungewöhnliches Leben und Treiben in Köln eingezogen. Es war ein Rennen und Laufen, ein Kommen und Gehen, ein Hangen und Bangen ohne Ende. An dem Tage der Siegesverkündigung ertönte maß- und endloser Jubel in den Straßen, und die von dem Schlachtfelde heimkehrenden siegreichen Krieger wurden im Sinne des Wortes mit Blumen überschüttet.

Meine Gefühle waren sehr getheilt, denn Oesterreich hatte ein großes Anrecht auf meine Sympathie. In der unserm Hause gegenüberliegenden Kaserne wurden zahlreiche österreichische Gefangene, worunter auch viele Italiener, untergebracht. Obgleich sie freundlich behandelt wurden und sich im Hofe frei ergehen durften, erregte ihr Schicksal doch unser volles Mitleid. Wenn wir an den ebenerdiggelegenen vergitterten Fenstern der Kaserne vorübergingen, so versäumten wir es nie, den Gefangenen Eßwaaren aller Art und insbesondere Cigarren zuzustecken.

Die Aufregung Kölns dauerte aber nicht lange, und nach dem Friedensschluß versiel die heilige Stadt am Rhein wieder in ihren alten Schlaf. Im dritten Jahre meines Kölner Aufenthaltes erhielt ich Briefe von maßgebenden Persönlichkeiten aus Wien, worin man mir die traurige Thatsache des gesanglichen Verfalles an dem dortigen Conservatorium meldete, mich dringend zur Rückkehr aufforderte

und hinzufügte, daß die Musikschule zur Hochschule gestempelt, und die dunklen, engen und dumpfen Räume des alten Musikvereins-Gebäudes mit einem hellen und freundlichen Musik-Palaste vertauscht werden würden, dessen Bau der Vollendung nahe.

Ich hatte damals verlockende Anträge nach Berlin, Petersburg, New York ꝛc., entschied mich aber, dem Drange meines Herzens folgend, für Wien. Dieses Mal war die Uebersiedelung der Familie mit großen Schwierigkeiten verbunden. Meine älteste Tochter Therese befand sich in einer Erziehungsanstalt in meiner Vaterstadt, und meine damals fünfjährige, sehr zarte Blanche sollte, dem Ausspruche der Aerzte gemäß, bei Beginn des Winters keinem Klimawechsel unterworfen werden. Der Contract meines Mannes, welcher an dem Kölner Conservatorium die Männer-Gesangs-Klassen leitete, sowie italienische Sprache und Literatur lehrte, war außerdem noch nicht abgelaufen, seine Abreise daher unmöglich. So kam es, daß ich mich, obgleich mit sehr schwerem Herzen, entschließen mußte, nur von meiner kleinen achtjährigen Stella begleitet, die Reise nach Wien anzutreten. Vor meiner Abreise gaben wir noch ein Concert, in welchem ich unter Anderm Schumann's „Frauenliebe und Leben", von Hiller herrlich begleitet, vortrug!

Es war dies das letzte Mal, wo ich öffentlich auftrat.

Als ich Ende September 1868 in grauer Morgendämmerung mein trautes Heim und meinen wohlgeordneten Hausstand verließ, um mich allein in den Strudel einer großen Stadt zu stürzen, da wollte mein Muth sinken, meine Energie mich verlassen. Wie gerne hätte ich in jener schweren Stunde meinen Contract gelöst, meine Reisepläne aufgegeben, aber es war zu spät! Die Zeit drängte, ein

Rücktritt war unmöglich! Am Bahnhof angelangt, stürzte ich mich, meine kleine Stella fest an mich drückend, in den ersten offenstehenden Eisenbahn-Waggon, und während ich, in Thränen gebadet, noch nach Fassung rang, war Köln bereits meinen Blicken entschwunden.

Zum dritten Male in Wien.

Am Wiener Bahnhof erwarteten mich meine ehemalige Schülerin Antoinette Fricci und deren Gatte Signor Neri Baraldi. Beide waren auf der Reise nach Petersburg begriffen, wohin sie glänzende Engagements riefen: sie geleiteten mich zu meinem Hotel und halfen mir durch liebevollste Fürsorge und die herzlichste Theilnahme über das Herbe und Peinliche der ersten Tage hinüber. Ihr freundliches Entgegenkommen that meinem gequälten Herzen unendlich wohl. Nach 7jähriger Abwesenheit fand ich Wien vollständig umgewandelt. Die Basteien waren verschwunden, die Vorstädte durch Straßen mit der inneren Stadt verbunden, die Ringstraße mit ihren Palästen der Erde entstiegen und das neue Opernhaus seiner Vollendung nahe. Es war ein frisches Leben in die alte Kaiserstadt eingezogen. Nach Verlauf einer Woche hatte ich mich mit meiner Stella in einer etwas trübseligen, aber geräumigen, möblirten Wohnung so bequem wie möglich eingerichtet, meine zahlreichen Freunde wiedergesehen, und meine Stunden im Conservatorium sowie meine künstlerische Thätigkeit

überhaupt wieder aufgenommen. Leider fand ich nur einen kleinen Theil meiner Verwandten wieder. Meine Tante, Baronin Ertmann, war seit vielen Jahren, mein Cousin, Kriegsminister Carl von Frank, seit kurzem gestorben.

Mein Hauptinteresse wandte sich dem Conservatorium zu, doch fand ich, wie das erste Mal, keine, auch halbwegs leistungsfähige Schülerin vor. Frisch zu Werke gehen, war nun mein Losungswort. Das kleine, dunkle und niedere Zimmer im alten Musikverein unter den Tuchlauben -das neue Conservatorium war noch nicht vollendet- wollte mir zwar im Anfange wenig behagen, aber die Gestalten meiner in demselben ausgebildeten Sängerinnen schwebten mir im Geiste freundlich vor. So manche angenehme Erinnerung tauchte in mir auf, und die hellen, frischen Stimmen meiner neueingetretenen Schülerinnen, das bunte Treiben des musikalischen Lebens, in das ich bald genug hineingezogen wurde, verscheuchten die Traurigkeit und die Sorgen, die mir die Trennung von den Meinen bereitete.

Eine große Zerstreuung gewährten mir auch zu jener Zeit die verschiedensten Kunstgenüsse, welche Wien in so hohem Maße bietet. Ich versäumte nicht nur kein Concert, kein Hellmesberger'sches Quartett, keine wichtige oder interessante Opernvorstellung, sondern ging auch viel in das Burgtheater und genoß das lang Entbehrte in vollen Zügen. Im Monat März kam mein Mann zum Besuch nach Wien. Wir beabsichtigten, unsere historischen Concerte zu geben, doch vereitelte eine heftige Lungenentzündung, welche mich mehrere Wochen an das Bett fesselte, unsern Plan. Aus demselben Grunde konnte ich auch der Eröffnung der neuen Oper nicht beiwohnen, welche am 25. Mai 1869 stattfand. Eine große Aufregung hatte sich

bei dieser Gelegenheit aller Gemüther bemächtigt. Von Nah und Fern strömte die Menge herbei zu der Feier, welche sich zu einer großartigen gestaltete. Der Bau der neuen Oper wurde jedoch stark bekrittelt, ja von Vielen für verfehlt erklärt. Zur Eröffnung hatte man die Oper »Don Juan« gewählt. Folgendes war die Besetzung: Don Juan Herr Beck, Leporello Herr Roketansky, Gouverneur Herr Dr. Schmidt, Donna Anna Frau Dustmann, Elvira Frau Wild, Don Ottovio Herr Walter, Masetto Herr Meyerhofer, Zerlina Fräulein Tellheim.

Ende April reiste ich nach Köln, um meinen dortigen Haushalt aufzulösen, meine kleine Tochter Blanche abzuholen und die Vorbereitung zur vollständigen Uebersiedelung der Familie zu treffen. Dieselbe fand im Monat Mai statt. Meinem Manne war die Leitung der Männergesangsklasse an dem Wiener Conservatorium übertragen worden. Wer beschreibt meine Freude, als wir, in Wien wieder Alle vereint, zum ersten Male in der eigenen Wohnung, zum traulichen Mittagsmahle beisammen saßen!

Im Herbst des Jahres 1869 fand die Eröffnung des neuen, schönen Musikvereins Gebäudes, sowie die ersehnte Gründung der Opernschule in dem Conservatorium statt.

Nun fing ein neues, doppelt reges musikalisches Leben und Treiben für mich an: welches mein ganzes künstlerisches Interesse in Anspruch nahm.

Liszt kam Anfang des Jahres 1870 nach Wien, um mehrere Concerte zu geben, welche ausschließlich der Aufführung Wagner'scher Compositionen gewidmet waren. Gleich Schumann hatte Wagner, wie früher bemerkt, in Wien mächtige Widersacher gefunden. Liszt, welcher schon seit 1851 als Kämpe für Wagner aufgetreten war, erwarb

sich schon damals für die Verbreitung seiner Musik in Wien, wie überall die größten Verdienste. In einem der oben erwähnten Concerte sang eine meiner Schülerinnen, Caroline Smeroschi, da keine andere Sängerin sich dazu entschließen wollte, mit vielem Erfolge das Gebet aus dem Tannhäuser.

Am 18. Mai 1870 fand die erste Opernvorstellung auf der zierlichen Bühne des Conservatoriums, und zwar im Costüm, statt. Das Schüler-Orchester, von Director Hellmesberger dirigirt, leistete Vorzügliches. Dieses kleine musikalische Ereigniß rief sowohl in den kunstliebenden Kreisen des Wiener Publikums, wie aber besonders unter den Conservatoriums Zöglingen eine gewisse Erregung hervor. Das Programm lautete:

1. Ouverture aus Freischütz . . . . . Weber.
2. II. Act aus Freischütz . . . . . Weber.
3. Chor aus den Ruinen von Athen . . . . Beethoven.
4. III. Act aus Faust . . . . . Gounod.

Die Schüler und Schülerinnen, unter letzteren befanden sich Caroline Smeroschi und Anna d'Angeri, waren sämmtlich aus meiner und meines Mannes Klasse. Herr Lewinsky, einer der ersten Schauspieler der Burg, hatte die Inscenirung der Opernbruchstücke übernommen. Caroline Smeroschi, welche an jenem Abend die Magarethe in Gounod's Faust sang, erntete stürmischen Beifall. Bemerkens- und lobenswerth ist, daß Anna d'Angeri, welche später eine glänzende Carrière machte und Norma, Lucrezia Borgia, Fidelio, Afrikanerin ꝛc. zu ihren Hauptrollen zählte, im Faust die bescheidene Rolle der Martha übernahm. Die zweite Opern Vorstellung fand am 25. April 1871 mit folgendem Programm statt:

1. Das Nachtlager von Granada . . . . . Kreutzer.
2. Wahnsinnsscene aus Lucia . . . . . Donizetti.
3. Erster und zweiter Act der Hochzeit des Figaro . . . . . Mozart.

Als Lucia leistete Caroline Smeroschi Vorzügliches, ebenso Anna d'Angeri als Gräfin in der Hochzeit des Figaro.

Der Erfolg dieser Vorstellungen, welche von Jahr zu Jahr immer glänzender wurden, war schon von Anfang an ein künstlerisch bedeutender. Der Erlös derselben floß in die Unterstützungs-Kasse für arme Schüler.

Nach Neapel.

Im August 1871 reiste ich mit meinem Manne und mit meinen drei Töchtern Therese, Stella und Blanche nach Italien. Ich werde nie den Jubel meiner Kinder vergessen, als wir am Tage unserer Abreise zur Eisenbahn fuhren. Wir verweilten zuerst einige Tage in Venedig, um dem Debut meiner talentvollen Schülerin Caroline Smeroschi beizuwohnen, welche nach dreijährigem, unermüdlichem Studium mit ungetheiltem Beifall als Norina in der Oper »Don Pasquale« von Donizetti im Theater Rossini zum ersten Male die Bühne betrat. Die Besetzung der Oper war eine vortreffliche. Außer Caroline Smeroschi wirkte der Tenor Corsi, der Bariton Cotogni und der Buffo Ciampi mit. Diese ausgezeichneten Künstler hatten sich der jugendlichen Debutantin mit so liebenswürdigem und

lobenswerthem Eifer angenommen, daß das Ensemble der Oper ein vollendetes zu nennen war.

Caroline Smeroschi zählt noch heute zu den besten italienischen Sängerinnen und hat sowohl in Rußland wie in Italien, Portugal, Spanien, Aegypten, England u. s. w. die größten Erfolge erzielt. Nachdem wir alle Kirchen, Gallerieen, Kunstwerke, Alterthümer und Merkwürdigkeiten Venedigs besichtigt, uns bei Sonnen- und Mondenschein in Gondeln gewiegt und auf dem Lido durch erfrischende Seebäder zur Weiterfahrt gestärkt hatten, reisten wir nach Bologna, wo wir während mehrerer Tage die so herzlich angebotene Gastfreundschaft meiner Schülerin Antoinette Fricci in Anspruch nahmen. Dieselbe bewohnte damals den ersten Stock des Hauses Donzelli's, des einst so berühmten Tenors. Während einer Reihe von Jahren hatte Rossini dieselbe Wohnung inne gehabt. Von seinen Mobilien standen nur noch in dem Ballsaale die an den Wänden hinlaufenden Sophas mit rothem Damastbezug. Obgleich wir in der Stadt wohnten, so brachten wir doch den größten Theil des Tages auf dem nahegelegenen Landsitze meiner ehemaligen Schülerin zu.

Dieselbe, wie die meisten Wienerinnen eine kühne und gewandte Schwimmerin, hatte sich in ihrem Garten ein schönes Schwimmbad nach der Art des Pöstlauer Bades herrichten lassen, welches Zufluß von mehreren Quellen erhielt und außerdem jede Bequemlichkeit bot. Am Eingange des Bades stand eine große Tafel, worauf die Worte »Bagni Antoniella« zu lesen waren. Jeden Morgen schwamm die ganze Gesellschaft in buntfarbigem Bade-Costüm lustig in dem von Bäumen umschatteten Teiche umher. Ebenso lustig war es anzusehen, wenn die gefeierte

»Norma« und »Lucrezia« mit heiligem Eifer, und wie der geübteste Schwimmmeister, ihren an der Stange vor Angst zappelnden, mit den Zähnen klappernden und die höchsten Töne ausstoßenden Freundinnen Schwimm-Lectionen ertheilte, und mit dramatischem Ausdruck das so bekannte: ein . . . . s, zwei . . . . unermüdlich wiederholte.

„Alle diese jungen Damen", so erzählte mir bei unserer nächsten Begegnung in Wien die sich bei der Erinnerung an ihr Lehrmeisteramt stolz aufrichtende Antoinette, „sind heute vortreffliche Schwimmerinnen und tummeln sich sogar in der See herum."

Abends wurde in der Villa regelmäßig Musik gemacht. Es war immer eine künstlerische Befriedigung für mich, dem Gesange, hauptsächlich den Duetten des talentvollen Künstlerpaares zu lauschen. Von Bologna reisten wir nach Neapel, wo das gastfreie Haus meines Schwagers Giuseppe di Castrone, ehemaliger Finanzminister unter den Bourbonen und heute berühmter Advokat, uns aufnahm. Der Eindruck, welchen Neapel auf mich machte, war überwältigend. Ich hatte viel über Neapel gelesen, viel davon erzählen hören, daher meine Erwartungen sehr hoch gespannt, und dennoch wurden dieselben um Vieles übertroffen. Neapel ist ganz einfach ein irdisches Paradies. Während sechs Wochen lebte ich in einem fortwährenden Taumel des Entzückens, schwelgte in Luft, Licht und Sonne und ergötzte mich an der reichen, wunderbar schönen Natur. Dieselbe ließ mich oft die doch so sehenswerthen Alterthümer und Kunstschätze vergessen, an denen Neapel so unendlich reich ist. So oft es nur angänglich, fuhren wir Abends nach dem bezaubernden Posilippo spazieren. Doch wurde auch Herculanum, Pompeji, Portici, Castellamare, Sorrent,

Bajä ꝛc. von uns besucht. Von Pompeji konnte ich mich kaum trennen, durchwanderte trotz der glühenden Sonnenhitze alle Straßen, trat in alle Häuser ein, besichtigte und durchstöberte jeden Winkel und hätte am liebsten alle uns angebotenen Alterthümer angekauft. Dabei brummte und knurrte der Vesuv und sandte ohne Unterlaß drohende Rauchwolken gegen den tiefblauen Himmel. Welch' unvergeßlich schöne Erinnerung! Unbegreiflich scheint es, daß in solch' feenhaft schönem Lande die Menschen sich oft in enge, kalte Klostermauern einschließen und ihr Leben in dumpfem Hinbrüten und nutzloser Unthätigkeit verbringen. Es kann dies Treiben religiösem Fanatismus, einem kranken Gehirn, einem wunden Herzen, einer falschen Weltanschauung entspringen, soviel aber steht fest, daß, wer das Licht scheut, des Lichtes nicht werth ist. Wieviel höher stehen im Gegensatz zu diesen freiwillig eingesargten Nonnen die barmherzigen Schwestern, welche ihr ganzes Leben der leidenden Menschheit widmen und mit ungetrübtem Frohsinn, ungeheuchelter Frömmigkeit, mit christlicher Hingebung und seltener Opferwilligkeit, sowohl in Hütten wie in Palästen den Kranken und Sterbenden Trost und Hülfe spenden. In letzterer Zeit wurden viele der Beschauung gewidmeten Klöster in Italien aufgehoben, doch giebt es deren noch zu viele. Die Zahl der barmherzigen Schwestern kann jedoch nie zu groß sein, denn die Anzahl der Hülfs- und Trostbedürftigen ist unbegrenzt.

Wir besuchten in Neapel auch ein Asyl für alte Männer, »San Gennaro dei Poveri« genannt. Es war Mittagszeit, als wir den großen Speisesaal betraten. Lauter gebrochene Gestalten, worunter jedoch noch Greise mit feurig sprechendem Auge, saßen an langen Tischen, die Suppe

erwartend. Neben jedem Teller lag ein großes Stück Brot und zu meinem höchsten Erstaunen eine große Zwiebel. Etwas Fleisch und Früchte bildeten den Rest der Mahlzeit. Wieviel Jammervolles mag doch der Lebenslauf dieser Armen enthalten haben, welche sich glücklich preisen dürfen, für den Abend ihres Lebens ein schützendes Obdach gefunden zu haben.

Vergeblich sah ich mich übrigens nach einem Lazzarone um, so wie er in Büchern beschrieben wird oder auf der Bühne umherspaziert. Die Zahl der Müßiggänger hat sich in Neapel um ein Bedeutendes verringert und das Volk arbeitet, mehr denn irgendwo, im Schweiße seines Angesichtes. Schöne Frauen bemerkte ich wenig unter dem Volke. Leider vernachlässigen sie sich in ihrem Anzuge und lassen, was Reinlichkeit betrifft, sehr viel zu wünschen übrig. Die Männer hingegen sind zum Theil schön, kräftig, wohlgebaut und sorgfältiger in ihren Kleidern. Die Kinder bewegen sich ohne Scheu beinahe in paradiesischem Zustande, und was uns mit Befremden und ich möchte sagen mit Schrecken erfüllte, erschien den Neapolitanern ganz natürlich. Am Meeresstrande liefen unzählige dieser Adamssöhnchen umher, welche von uns in das Meer geworfene Geldmünzen mit unglaublicher Behendigkeit, zwischen den Zähnen haltend, wieder zur Oberfläche brachten.

Von Musik hörten wir damals nur, was Straßenverkäufer uns mit gellender Bruststimme feilboten, sowie einige Volkssänger, und in Sorrent einen beiläufig vierzehnjährigen Knaben, welcher uns mit zerrütteter Stimme aber hübschem Vortrage »La Donna è mobile« und einige italienische Volkslieder mit Begleitung der Guitarre zum besten gab.

Wir sahen uns das berühmte Theater San Carlo bei

Tage an. Ich ließ mich für einige Momente behaglich in der königlichen Loge nieder, um einen Überblick über das Ganze zu gewinnen. Auf der großen und tiefen Bühne war Todtenstille. Nur einige verkümmerte Mäuschen sah man ängstlich vorüberhuschen.

Einen Augenblick ließ ich alle die weltberühmten Sänger und Sängerinnen, welche hier einst Triumphe feierten und nun mit der Engelschaar musiciren, im Geiste an mir vorüberziehen; dann aber eilte ich rasch hinaus ins Freie. Die Luft in diesem geschlossenen Raume drohte mich zu ersticken. Das dortige Conservatorium zu besuchen, hatte kein Interesse für mich, da zu damaliger Zeit keine Damen in demselben unterrichtet wurden. Erst seit wenig Jahren ist diesen der Zutritt gestattet.

Signor Florimo, der durch seine innige Freundschaft mit Bellini, sowie durch seine eigenen Werke wohlbekannte Bibliothekar des Conservatoriums in Neapel, war so freundlich, uns interessante Details über die musikalischen Zustände Neapels, sowie über die innere, jetzt freilich etwas veraltete Organisation dieser Musikschule zu geben, aus welcher große Componisten, von Scarlatti, Durand, Jomelli, Paisiello, Porpora ꝛc. angefangen, bis zu Mercadante und Bellini, hervorgegangen sind. Nach der Behauptung Florimos erlosch die berühmte Gesangsschule des Conservatoriums in Neapel nach dem Tode Crescentinis. Diese Anstalt, welche jährlich über 300000 Lire Renten zu verrügen hat, wurde so schlecht verwaltet und hat insbesondere in den letzten Jahren so Unbedeutendes geleistet, daß das Unterrichts Ministerium sich veranlaßt sah, ein Comité zu ernennen, welchem die Mission einer gründlichen Reform anvertraut wurde.

Heimwärts.

Mit schwerem Herzen trennte ich mich von Neapel. In Wien angekommen, wollte es mir zum ersten Male nicht behagen, mein stubensitzerisches Lehr-Amt wieder aufzunehmen. Italien hatte es mir angethan.

Der Eindruck, welchen insbesondere Neapel auf mich gemacht hatte, war so nachhaltig, daß ich lange Zeit zu kämpfen hatte, um mein Heimweh nach diesem irdischen Paradiese zu unterdrücken. Glücklicherweise nahm bald darauf mein künstlerisches Wirken und Schaffen in Wien meinen Geist wieder so in Anspruch, daß die Erinnerung an die schöne Partenope nur noch hin und wieder, aber freilich immer verklärter in mir auftauchte.

Im Frühjahr 1872 gaben wir in unserer Wohnung mehrere musikalische Matinéen, in welchen sich ein zahlreicher und ausgewählter Kreis von Künstlern und Dilettanten um uns versammelte. Eine derselben bot durch Rubinsteins Anwesenheit, welcher durch sein unvergleichlich geniales Spiel zu frenetischem Beifall hinriß, erhöhtes Interesse. Er begleitete seine reizenden Duette zweien meiner Schülerinnen, Fräulein Clementine Prosca und Anna d'Angeri, und war voll des Lobes über ihre Leistungen. Anna d'Angeri (von Angermeier), eine Wienerin, debutirte im Monat Dezember 1872 mit großem Erfolge in Mantua als Selika in Meyerbeer's »Afrikanerin«. Sie hat sich als dramatische Sängerin einen bedeutenden Namen erworben, sang an den ersten Bühnen Italiens, Spaniens, Portugals, Rußlands, Englands sowie zwei Jahre lang an der Hof-Oper in Wien, und zog sich, auf dem Höhepunkt ihrer

musikalischen Laufbahn stehend, infolge ihrer Vermählung mit einem Triester Banquier, vor wenigen Jahren von der Bühne zurück. Das Gesangsstudium Anna d'Angeri's hatte infolge der Schwierigkeiten, welche ihre Stimmbildung bot (einige Jahre später war dies ebenfalls bei Rosa Papier der Fall, volle 4 Jahre gewährt. Nach Beendigung desselben war ihre Stimme jedoch in allen Registern ausgeglichen, klangvoll, biegsam und umfangreich, und ihr Rollenfach ein sehr bedeutendes. Die meisten meiner Schülerinnen studirten drei Jahre, wenige nur zwei. Welcher Gesangsschülerin gönnt man jedoch in unserer nach schnellen Erfolgen drängenden Zeit drei Jahre zu ihren Studien? Man will Alles in einem Jahre, in sechs Monaten vollbringen, selbst ohne die nothdürftigsten Vorstudien gemacht zu haben! Um eine tüchtige Sängerin, eine bedeutende Künstlerin zu werden, muß man eine allgemeine Bildung besitzen, musikalisch sein, Klavierspielen und außer dem Gesange auch Declamation und dramatische Darstellung studiren. Wie kann dies Alles in einem Jahre vollbracht werden? — Die Instrumentalisten gönnen sich ohne Unterschied ein mehrjähriges Studium, warum verweigert man dasselbe den Sängerinnen? Die Ersteren kaufen sich ihr Instrument, Letztere müssen es ausbilden, und ist die Stimme nicht das zarteste, das gebrechlichste aller Instrumente? Setzen wir nur getrost den Verfall der Gesangskunst auf Rechnung dieser höchst bedauernswerthen Zustände und tadeln wir insbesondere diejenigen Meister, welche theils aus Unkenntniß, theils aus Egoismus den ihnen anvertrauten Kunstjüngern den Standpunkt ihrer Mission nicht klar machen. Du heilige Kunst des Gesanges, wie stiefmütterlich wirst du heute behandelt!

Clementine Prosca, welche Graf Platen, der damalige Intendant der Dresdener Hofbühne, schon ein Jahr vor Beendigung ihrer gesanglichen Studien bei mir contractlich gefesselt hatte, trat im Monat September 1873 als Lucia mit ungetheiltem Beifall in Dresden auf, wo sie heute noch ein Liebling des Publikums ist. Die liebenswürdige Blondine zählt zu den besten Coloraturſängerinnen Deutschlands, ist ebenso vorzüglich als Schauspielerin wie als Sängerin, und auch eine sehr gesuchte Concertsängerin.

Clementine Prosca vermählte sich in Dresden mit dem Königlichen Hof-Kapellmeister Herrn Schuch.

Nach dem Debut meiner Schülerin erhielt ich als Zeichen der Dankbarkeit auf Befehl Seiner Majestät des Königs von der Intendanz der Dresdener Hofbühne einen prachtvollen Tafel Aufsatz und zwei Kandelaber aus der Königlich Sächsischen Porzellan Fabrik.

Zwei andere Schülerinnen erregten in unseren Privat-Concerten großes Aufsehen. Die Eine (Wienerin), Wilhelmine Tremel, später Tremelli genannt, war groß, braun und von kräftigem Wuchse, die Andere (Pariserin), Mademoiselle de Septavaux, später Salla genannt, war blond, fein und zierlich. Wilhelmine Tremelli wurde nach ihrem Austritt aus dem Wiener Conservatorium bei der Hof-Oper engagirt, debutirte im Herbst 1872 als Orsini in »Lucrezia Borgia«, blieb drei Jahre in Wien, wandte sich aber sodann der italienischen Oper zu. Ihre selten schöne und umfangreiche Altstimme erregte überall große Bewunderung. Sie sang abwechselnd in Italien, Spanien, England, Rußland und auch im Jahre 1883 in Paris an der italienischen Oper, wo sie die Titelrolle in der mit so großem Beifall aufgenommenen Oper »Hérodiade« von Massenet creirte.

Wilhelmine Tremel ist augenblicklich an dem Pester National-Theater engagirt.

Caroline Salla hatte, ehe sie ihre Studien bei mir begann, schon in Paris, Florenz und zuletzt in Kairo gesungen und zwar Alt Partien!! Sie unterbrach ihre Laufbahn, um sich während zweier Jahre bei mir einem ernsten und eingehenden Studium zu widmen. Nach Beendigung desselben 1875 wandte sie sich abermals der italienischen Oper zu und sang die Rollen der »Aida«, »Traviata« ꝛc. mit größtem Beifall in London, Wien, Petersburg, Moskau ꝛc. Caroline Salla wurde später an die Große Oper in Paris engagirt, wo sie die Rolle der »Francoise de Rimini« in der sehr interessanten und herrliche Nummern enthaltenden Oper von Ambroise Thomas schuf. Sie zog sich nach ihrer Verheirathung mit Herrn Uhring auf kurze Zeit von der Bühne zurück, nahm jedoch dann ein Engagement an der Komischen Oper an, fand als »Traviata« eine glänzende Aufnahme, und creirte vor Kurzem die Rolle der »Proserpine« in der neuen Oper gleichen Namens von Saint Saëns. Sie unterzeichnete vor Kurzem einen neuen Contract mit der Direction der Komischen Oper.

Im Frühjahr 1872 ersuchte mich Director Hellmesberger, eine neue Schülerin in meine Klasse aufzunehmen, welche seiner Ansicht nach besondere Berücksichtigung verdiene. Er erzählte, das junge Mädchen in ihrer Vaterstadt Kaschau in Ungarn in einem Privathause gehört zu haben, der Klang der Stimme sowie der seelenvolle Vortrag eines Schubertschen Liedes seien ihm aufgefallen, und er habe ihre Eltern bestimmt, sie, statt sie dem Lehrfache zu widmen, für die Oper in meiner Klasse ausbilden zu lassen. Tags

darauf trat eine freundliche Blondine bei mir ein; sie hieß — Etelka Gerster.

Schon nach den ersten Tönen, welche die lebhafte Ungarin mir vorsang, erkannte ich deren außergewöhnliche musikalische Begabung. Ich darf sagen, daß ich mich mit heiligem Eifer an die Ausbildung dieses jungen Mädchens begab.

Etelka hatte aber mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen, und mehr wie Andere hat sie das alte Wort empfunden: Vor den Ruhm setzten die Götter den Schweiß. Die später so hochgepriesenen hohen Töne, ihre Triller und Läufe, sowie ihre Vortragsweise waren wohl das Resultat der ihr gewordenen Anleitung, mehr aber noch und vor Allem ihres unermüdlichen Studiums und rastlosen Strebens.

Am 4. December 1873 fand zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Regierungs-Jubiläums des Kaisers von Oesterreich eine theatralische Vorstellung in dem großen Saale des Musikvereins statt, worin meine Conservatoriums-Schülerinnen Scenen aus verschiedenen Opern sangen. An jenem Abend wagte Etelka die ersten Schritte auf die heißen Bretter der Bühne. Sie erregte schon damals durch ihre silberhelle Stimme in einer Scene aus »Linda de Chamonix« ungewöhnliches Aufsehen. In dem im Monat Juli desselben Jahres stattgehabten dramatischen Wettbewerb im Conservatorium bekundete Etelka ihre Bescheidenheit durch Uebernahme einer ganz unbedeutenden Rolle in der Oper »Robert der Teufel« (die Ueberreichung der Bittschrift an die Prinzessin), wogegen alle ihre Colleginnen sich gesträubt hatten. Das wirkliche Talent scheut auch die kleinste Aufgabe nicht.

Im Frühjahr 1873 bot die Kaiserstadt, der glänzenden

Welt-Ausstellung halber, sehr viel des Interessanten. Unser Haus glich zu jener Epoche einem Hôtel, in welchem Freunde, Bekannte, Künstler und Verwandte aus allen Weltgegenden einkehrten. Wir hatten damals auch die Freude, den vor kurzem verstorbenen Herrn Heugel aus Paris, den wohlbekannten Musik-Verleger und eifrigen Beschützer der Kunst, öfters bei uns zu sehen. Unser täglicher Gast war unter Anderen der italienische Componist Petrella, der zum Präsidenten der musikalischen Jury an der Ausstellung erwählt worden war. Da derselbe nur seiner Muttersprache mächtig war, so kam er aus einer Verlegenheit in die andere, ja oft in eine an das Komische grenzende Verzweiflung. Man mußte dann Alles aufbieten, um den ohnehin so erregbaren Künstler zu beruhigen. Petrella starb vor einigen Jahren, eben im Begriff, für das Theater zu Genua eine neue Oper zu schreiben, daselbst in größter Armuth in dem Spitale. Unter seinen Werken sind es nur die Opern „Jone" und „Marco Visconti", welche sich einigermaßen auf dem italienischen Repertoire erhalten haben. In Deutschland hat sich diese seichte Musik keinen Weg gebahnt.

In dem Sommer des Ausstellungs-Jahres unternahmen wir keine Reise. Wir verlebten denselben in Baden bei Wien. Dieser reizend gelegene Badeort mit seinen gesundheitspendenden, schon von den Römern entdeckten Schwefelquellen ist mein Lieblingsaufenthalt geblieben, und scheint stets bei den Jüngern der edlen Frau Musica besonders in Gunst gestanden zu haben. Als im Jahre 1812 am 26. Juli eine furchtbare Feuersbrunst den größten Teil der Stadt zerstörte, und Collecten in dem ganzen Lande veranstaltet wurden, sandte Beethoven, welcher früher

mehrere Male den Sommer in Baden zugebracht hatte, von Karlsbad aus den Ertrag eines von ihm zu diesem Zweck veranstalteten Concertes.

Der unsterbliche Tondichter verweilte auch die Sommermonate der Jahre 1821—1823 in Baden. Er componirte zu dieser Zeit seine neunte Symphonie. Tief in dem poetisch-schönen Helenenthal steht eine Bank, wo Beethoven oft verweilte und seine musikalischen Gedanken skizzirte. Man beabsichtigt, ihm an dieser Stelle ein Monument zu errichten.

Ueber der Thür des Hauses Nr. 10 der Rathhausgasse in Baden, wo er wohnte, wurde 1871 von dem Badener Musik und Männer-Gesangverein eine Marmortafel angebracht, welche die historischen Daten über seinen Aufenthalt und sein Wirken in diesem reizenden Städtchen enthält.

Auch Mozart scheint öfters seinen Aufenthalt hier genommen zu haben, denn in der Renngasse Nr. 4 ist folgende Inschrift auf einer Marmortafel zu lesen: „In diesem Hause schuf W. A. Mozart im Jahre 1791 das unvergeßliche »Ave Verum«. Gewidmet vom Männer-Gesang-Verein. 1885."

Der Winter 1873—1874 verfloß in unausgesetzter Arbeit. Von theatralischen Productionen des Conservatoriums, welche im Dezember 1873 und im April 1874 stattfanden, möchte ich hier die Aufführung folgender Scenen erwähnen: Aus dem »Fliegenden Holländer«, aus »Lucrezia Borgia«, dem »Maurer und Schlosser«, der »Afrikanerin«, »Hochzeit des Figaro«, »Linda von Chamonix«, »Romeo und Julia« von Vaccai, »Zemire und Azor« von Spohr, »Freischütz«, »Faust«, »Fra

Diavolo« »Prophet«, »Fidelio« und »Don Pasquale« von Donizetti. Die reizende Bühne des Conservatoriums, welche jeden Scenenwechsel erlaubte, das ausgezeichnete, von Director Hellmesberger geleitete Schüler-Orchester, sowie die von der Hof-Oper zur Verfügung gestellten reichen Costüme trugen nicht wenig zur Ermöglichung und zum Gelingen dieser Opern-Vorstellungen bei. In Scenen aus »Linda«, »Margarethe« und als Norina in »Don Pasquale« erregte Etelka Gerster damals schon berechtigtes Aufsehen. Die Schülerinnen, die sich außerdem auszeichneten, waren Fräulein Rosa Bernstein, Pauline Kunz und Ida Baier. Im Frühjahr 1874 kam, sang und siegte die Diva Patti an der italienischen Oper in Wien. Sie war zu jener Zeit der erklärte Liebling der musikalischen Welt und stand auf dem Höhepunkt ihres künstlerischen Könnens. Das war ein Rennen und Laufen, um Sitze für die Patti-Vorstellungen zu finden, ein Jammern und Wehklagen, wenn alle schon vergeben waren. Die kleine Nachtigall hatte Allen die Köpfe verdreht. Am 11. März saß ich, von Schülerinnen umringt und Etelka Gerster eine Stunde ertheilend, an meinem Klavier, als die Patti bei mir eintrat.

Mein Studirzimmer glich an diesem Tage einem Blumengarten, meine Singvögelein hatten meinen Namenstag durch zahllose Blumenspenden gefeiert. Adelina Patti schien überrascht beim Anblick dieser duftenden Rosen, Veilchen, Nelken, dieser Riesen-Bouquets und Blumengewinde der verschiedensten Art. Sie mochte wohl denken: Wie kommt denn eine Professorin des Gesanges zu solchen Huldigungen, die doch nur uns Gesangskönigginnen gebühren?

Alle Schülerinnen streckten bei dem Eintritt der Diva die Köpfe in die Höhe, um die große Sängerin nunmehr, und zwar in nächster Nähe, sich gründlich anzusehen, welche zu hören ihnen allabendlich so große Opfer und Anstrengungen kostete. Eine für die Patti fanatisch schwärmende Russin überreichte ihr sogar nach auf mich gerichteten flehenden Blicken das für mich bestimmte Riesenbouquet. Fräulein Patti trat, Alle anmuthig grüßend, sogleich an das Klavier und bat Etelka Gerster, deren Stimme sie bei ihrer Ankunft gehört hatte, ihr eine Arie vorzusingen. Etelka sang, nicht ohne Zagen, die Cavatine aus der »Linda«. Die berühmte Künstlerin war voll des Lobes über Stimme und Vortrag, hob besonders den Reiz des mezza-voce hervor und ermunterte die junge Kunst-Novize, muthig und unverdrossen ihrem Ziele entgegen zu steuern. Die Diva war an jenem Tage bezaubernd liebenswürdig, hatte für Alle und Jeden ein freundliches Wort, und die Verehrung, welche meine sämmtlichen Schülerinnen bis dahin für sie gehabt hatten, steigerte sich zum Fanatismus. Bei ihrem bald darauffolgenden Benefiz fand derselbe durch Ueberreichung eines prachtvollen Lorbeerkranzes seinen Ausdruck, auf dessen Schleifen folgende Worte zu lesen waren: Alla Regina del bel Canto, la scuola Marchesi. (Die Schule Marchesi der Königin des Gesanges.)

Reise nach Ostende.

Im August 1874 unternahmen wir mit unseren drei Töchtern abermals eine grössere Reise, besuchten Salzburg, München, Nürnberg, Köln, Brüssel und verweilten einen Monat in Ostende. In diesem so beliebten Seebade trafen wir mit dem Dichter Mosenthal zusammen. Wer hätte damals ahnen können, als wir mit dem lieben Freunde, der sich nach langwieriger, schwerer Krankheit wieder einer vortrefflichen Gesundheit erfreute, von seinen Reiseplänen, seinen Werken, dem Theater und hauptsächlich von dem Conservatorium, dessen Vice Präsident er war, plauderten, daß er nur wenige Jahre später, im besten Mannesalter, seinen zahlreichen Freunden und Verehrern durch einen plötzlichen Tod entrissen werden sollte? Während unseres gemeinsamen Aufenthaltes in Ostende war Mosenthal bemüht, einen Conflict beizulegen, welcher durch ein Mißverständniß zwischen mir und der Direction des Conservatoriums entstanden war. Man hatte, ohne mich davon in Kenntniß zu setzen, Commissäre ernannt, welche die Verpflichtung hatten, mehrere Male im Jahre sämmtliche Vorbildungs-Klassen zu inspiciren. Man hatte ferner unterlassen mir mitzutheilen, daß man den ersten, der Stimmbildung und dem Mechanismus der Stimme gewidmeten Jahrgang meiner Klassen zu den Vor-, und nicht, wie früher, zu den Ausbildungsklassen rechnete. Eines Tages trat der Hof-Kapellmeister Dessoff, Professor des Contrapunktes an dem Conservatorium, einen Bogen Papier in der Hand, eine Feder hinterm Ohr, in meine Klasse ein. Etwas erstaunt fragte ich nach der Ursache seines Besuches.

„Ich komme, Frau Professorin," antwortete er mir, „um Ihre Klasse zu inspiciren und Ihre Schülerinnen zu prüfen."

Blitzschnell ward mir die Sachlage klar. „Bedaure, Herr Kapellmeister," antwortete ich, „aber zufälligerweise sind heute sämmtliche Schülerinnen heiser!"

Todtenstille trat nach diesen Worten ein! Tief beleidigt verließ Kapellmeister Dessoff meine Klasse, ging in die Kanzlei, um seine Demission, ich kurz darauf desgleichen, um die meine einzureichen.

Durch Rosenthal's Bemühungen und Vermittlung ward, nach der Rückkehr von Ostende, dieser komisch-tragische Conflict beigelegt. Dessoff und ich zogen unsere Demissionen zurück. Meine Klasse wurde, wie von Anfang her, Ausbildungsklasse betitelt und unterlag ferner keinerlei Inspection.

Das so hochgepriesene Ostende war uns in jenem Jahre kein angenehmer Aufenthalt. Kälte, Sturm und Regen wetteiferten wacker miteinander, uns dasselbe so ungemüthlich wie möglich zu machen, von einem regelmäßigen Gebrauch der Bäder konnte keine Rede sein. In Wintermäntel gehüllt, wagten wir kaum, unsere Schritte dem Meere zuzulenken, von welchem wir gewöhnlich, vom Frost geschüttelt, vom Winde unbarmherzig gepeitscht, mit blau angelaufenen Nasen heimkamen. Obgleich Ostende durch seine Theater, Concerte und Bälle viele angenehme Zerstreuungen bietet, so hatte uns doch die rauhe Witterung dieser Saison ein für allemal gründlich die Lust genommen, je wieder dorthin zurückzukehren. Trotz alledem gingen die Ferien nur allzu schnell ihrem Ende entgegen, und nur zu bald mußte ich von meinen zwei Töchtern

Stella und Blanche Abschied nehmen. Sie kehrten, von meiner Schwester Charlotte begleitet, wieder in ihre Pension in Frankfurt a. M. zurück. Meine künstlerische Beschäftigung, die mich vollständig absorbirte, erlaubte mir nicht, die Erziehung meiner Töchter im eigenen Hause selbst zu leiten. Es ist vielleicht das größte Opfer, welches ich der Kunst gebracht, mich von meinen Kindern zu trennen. Ich sage, es ist das größte, weil Niemand imstande ist, eine Mutter für den Ausfall an Freude zu entschädigen, die die fortgesetzte Beobachtung des Entwicklungsganges der Kinder mit sich bringt, noch irgend Jemand den Mangel an Glück zu ersetzen vermag, welches die täglich fühlbare Kindesliebe gewährt. Wir Frauen sollten, wie in früheren Jahren, unser Wirken und Schaffen auf das Haus beschränken, unser Sinnen und Denken der Familie widmen. Nur in wenigen Fällen, bei ganz hervorragenden Anlagen und ausgesprochenem Talent sollte es den jungen Mädchen vergönnt sein, sich eine öffentliche Laufbahn zu erwählen.

Auf der Rückreise nach Wien hielten wir uns mehrere Tage in Brüssel auf, wo wir in dem Hause unserer lieben Freunde, des Ehepaares Gevaert, die gastlichste Aufnahme fanden. Herr Gevaert stand eben im Begriff, den ersten Band seines so interessanten und hochgelehrten Buches Histoire et théorie de la musique de l'antiquité herauszugeben. Die Stunden, welche wir in Gesellschaft dieses großen und bedeutenden Musikgelehrten zubrachten, waren im höchsten Grade anziehend und genußreich für uns. Gern hätten wir unsern Aufenthalt verlängert, aber die Zeit drängte. Herr Gevaert mußte sich überdies nach Gent begeben, um den Druck seines Buches zu überwachen, und mich rief die Pflicht in mein Schulzimmer nach Wien

zurück. Wir besichtigten vor unserer Abreise den damals kaum unter Dach stehenden, seit einigen Jahren vollendeten schönen Bau des Conservatoriums. Die Musik-Anstalt, welche ich seitdem öfters besuchte, ist, dank der weisen und echt künstlerischen Leitung des Herrn Gevaert, nach jeder Richtung hin ein „Muster-Conservatorium" zu nennen. Ein weiteres großes Verdienst besitzt Gevaert durch Gründung des Museums für Instrumente. Seiner Thätigkeit, seinen Kenntnissen in der Akustik und dem praktischen Können des Herrn Victor Mahillon verdankt man diese in der Welt einzige Sammlung von Instrumenten aller Länder und Zeiten.

Man findet dort Schnabelflöten, Querflöten, Oboenfamilien mit Groß und Kleingammer, Schalmeien und Clarinettenfamilien, Fagotte, die Zinken in allen Formen und allen Tonhöhen und viele jetzt verschwundene Instrumente, wie Krummhörner und andere mehr, ferner Orgeln für Privat-Oratorien und Kapellen. Eines dieser Instrumente, l'orgue de régale genannt es hat die Form eines länglichen Tisches, kam für das Psalmensingen der Reformirten in Frankreich im 16. Jahrhundert in Anwendung. Die seltensten Instrumente, welche sich in den archäologischen Museen Europas, wie z. B. in denen von London und Neapel, befinden, sind in Brüssel »in facsimile« vorhanden, so daß man sie in Rücksicht ihrer musikalischen Eigenthümlichkeit studiren kann. Die Instrumente sind in den Räumen, je nach den verschiedenen Ländern und Welttheilen, untergebracht. In einem Saale finden wir die Instrumente Indiens, Chinas und Japans vereint, in einem andern die des von den Muselmännern bewohnten Theiles Afrikas, in einem dritten die Australiens, dann

wieder solche der Insel Java. Die europäischen Instrumente sind in Familien eingetheilt. Wir finden hier Violen in allen Gattungen, etwa 250 Instrumente, Klaviere mit ein- und mehrfachen Klaviaturen, Klavichordiums, Spinette und alle Familien von Blas-Instrumenten.

Die Regierung hat später Herrn Gevaert ein mit dem Conservatorium in Verbindung stehendes, sehr schönes und geräumiges Privathôtel bauen lassen, welches er mit seiner Familie bewohnt.

Durch Köln reisend, eilten wir rasch zum Freunde Ferd. Hiller. Er war leider abwesend.

Ich ließ mir sein Studirzimmer aufschließen, setzte mich an meinen Lieblingsplatz am Fenster, wo man den schönen grünen Rhein majestätisch vorüberrollen sieht und die Aussicht auf Deutz und die Schiffbrücke hat, betrachtete mir wehmüthig den stummen und mit Staub bedeckten Flügel, auf dem mir Freund Hiller so unvergeßlich schön Mozart und Beethoven vorzuspielen pflegte, ließ einen schriftlichen Gruß zurück und eilte mit den Meinen zur nahen Eisenbahn, welche uns nach Nürnberg brachte.

Längere Zeit nach diesem verfehlten Besuch bei Hiller erhielt ich in Wien folgenden Brief:

Köln, 23. December 1874.

Ich sage, daß Dessoff sehr wohl daran thut. Er wird in Karlsruhe künstlerisch und menschlich angenehm leben, eine angesehene Stellung einnehmen und nicht nöthig haben, seiner Existenz durch dick und dünn nachzurennen. Das Verhältniß zwischen Ihnen und Ihren Schülerinnen, verehrte Frau, ist ein gegenseitig glückspendendes, und ich freue mich herzlichst, daß Ihre Thätigkeit eine so erfolgreiche bleibt. Indem ich nun fortfahre, Ihren lieben Brief von hinten nach vorn zu beantworten (hoffentlich nicht verkehrt), gelange ich an *unser* Jubiläum, bei welchem man auf die Anwesenheit des Ehe-

paars Marchesi zählt. Noch ist nichts Bestimmtes darüber bestimmt, jedenfalls wird es aber in den ersten Tagen des April, also in der Osterwoche stattfinden — und ich lebe daher in der sicheren Hoffnung, daß Sie es werden einrichten können, dazu hier zu sein. Meine Möbel haben mir Ihre Grüße ausgerichtet und sich sehr beklagt, daß die Mädchen sie in keinen besseren Stand gesetzt hatten, um Sie würdig zu empfangen. Das alte Möbel, welches Ihnen aber in diesem Augenblick schreibt, wird sein Bestes thun, um sich nächstes Frühjahr elegant bei Ihnen zu präsentiren. Nun erlauben Sie mir die Frage, ob Schweigen denn immer das Anzeichen von Gefühlslosigkeit ist? — ob der Mensch nicht oft schweigt, wenn er gerade am meisten zu sagen hätte? — und ob Sie einen Augenblick glauben können, daß mein Herz zu Nordpolexpeditionen gemacht ist? — Sie schweigen Ihrerseits, weil Sie doch nicht den Muth haben, Ihre finsteren Worte zu bestätigen.

Das Beste, was ich Ihnen in Bezug auf uns mittheilen kann, ist, daß seit gestern Abend unsere Tony hier ist. Sie hat einen, wenn auch nur kurzen Urlaub erlangt und Schnee und Kälte nicht gescheut, um die Weihnachtsfeiertage mit uns zuzubringen. Sie sowohl als meine Frau grüßen Sie auf das Herzlichste.

Was den Rest anbetrifft, so wissen Sie ja, wie ich es treibe — es geht vorläufig noch Alles ganz leidlich, und ich wünsche nicht es zu erleben, meiner gewohnten Thätigkeit entsagen zu müssen. Nun wünsche ich zum Schluß Ihnen und den lieben Ihrigen alles Gute, Schöne, Erfreuliche, Erhebende und dergleichen mehr, und rufe Ihnen ein »Prosit Neujahr« aus vollem Herzen zu.

Ihr stets wirklich sehr ergebener

Ferdinand Hiller.

* * *

Das architektonisch so interessante Nürnberg regte meine Phantasie ganz gewaltig an. Wie an der italienischen Republik Genua und Venedig, klebt an dem deutschen Freistaat Blut, viel Blut, und nicht ohne Schaudern vermochte ich die unzähligen Marterwerke zu betrachten, welche in dem alten Schlosse zur Schau ausgestellt sind und den

Beweis für die beispiellose Grausamkeit des alten reichsfreien Nürnberg liefern.

Die Erinnerung an diese Marterwerkzeuge, an die eiserne Jungfrau, welche die ihr Geweihten mit eiserner Umarmung umfing, alles dieses verfolgte mich auf Schritt und Tritt. Ich fühlte mich beengt und wahrhaft unglücklich in dieser düsteren Stadt und drang auf Abreise. Wir verließen daher Nürnberg so schnell wie möglich und reisten nach München. In dem deutschen Athen verweilten wir einige Tage zur Besichtigung der herrlichen Gemälde-Gallerieen und reisten dann über das poetisch liegende Salzburg, die Geburtsstadt Mozart's, nach Wien zurück.

Verdi in Wien.

Der Winter 1874/75 verging abermals in ununterbrochener Arbeit. Ob Regen oder Wind, ob Schnee oder Hagel, um neun Uhr in der Früh' wanderte ich täglich unverdrossen in das Conservatorium, und bei meiner Rückkehr erwarteten mich zu Hause immer schon viele Privat-Schülerinnen. Die Abende verbrachte ich entweder im Familienkreise oder in der Oper. Gesellschaften besuchten wir selten. Das gesellschaftliche Leben in Wien bietet keinen Reiz. Der Kastengeist, die scharf ausgeprägten religiösen Vorurtheile, wie der Nationalitäten-Antagonismus verhindern jeden intimeren Verkehr. Was anderwärts ein nicht unerhebliches Bindemittel der Gesellschaft, die Freude

an der Musik und deren Ausübung auch in Dilettantenkreisen, fällt, obwohl Wien den Ruf einer sehr musikalischen Stadt genießt und ihn unter anderm Gesichtspunkt auch vollauf verdient, daselbst fast gänzlich fort. Um die Weihnachtszeit erhielt ich nach längerm Stillschweigen wieder einen Brief von Hiller. Er schrieb:

Verehrte Freundin!

Um mir auch etwas Feiertagsfreuden zu machen, plaudere ich mit entfernten Freunden und da kommen Sie natürlich mit in erster Reihe. Doch mir fällt ein, daß Sie sich über die Unleserlichkeit meiner Handschrift beschweren — ich will mich also zusammennehmen — noch besser schreibe ich mit lateinischen Lettern. Also, Beste, es geht soweit gut bei uns, als es alten Leuten gut geht. Ich bin sehr fleifsig, und wenn ich Abends nach dem Essen mein Gehirn zu gar nichts mehr anwenden kann, spiele ich mit meiner Frau eine Partie Sechsundsechzig! Ein rührendes Bild! Philemon und Baucis! Unsere Concerte gehen vortrefflich, und das Requiem von Verdi hat so sehr gefallen, dafs wir es im Februar noch einmal aufführen. Im März gebe ich ein neues Werk von mir — »Der gefesselte Prometheus«, Text nach Aeschylus. Nächsten Dienstag führe ich mit dem Bach-Verein, dessen Leitung ich seit 2 Jahren übernommen habe, das schöne »Stabat mater« von Pergolese und das Weihnachtsoratorium von Bach auf. Aufserdem schriftstellere ich hier und da — so enthält das Decemberheft der »Deutschen Rundschau« einen Essay von mir über Cherubini, dessen Lectüre nur sehr bildend für Sie sein könnte. Vor zehn Tagen habe ich eine kleine Tour nach Rotterdam gemacht, wo ich ein neues Klavier-Concert spielte und meine Demetrius-Ouverture (die sich zur Zeit auf dem Wiener Postbureau versteckt gehalten hatte) mit holländischem Jubel (und der ist gar nicht phlegmatisch) dirigirte. Sie sehen, ich thue noch mit, so lange es gehen mag — und wenn es aufhört, ist es mir auch recht. Nun bitte ich noch den Signore herzlich zu grüfsen — die Kinder gleichfalls —;

meine Frau vereinigt sich mit mir, Ihnen Allen ein fröhliches »Prosit Neujahr« zuzurufen, und ich drücke Ihnen in alter Freundschaft die Hand.

Ihr

Ferdinand Hiller.

Köln, den 1. Weihnachtsfeiertag 1875.

* * *

In den Zöglings-Productionen des Conservatoriums, welche in den Monaten April und Juli 1875 stattfanden, kamen Scenen aus Norma, der Jüdin, Freischütz, der Hochzeit des Figaro, Aida, Faust, Martha, dem schwarzen Domino, Dinorah, Mignon, Traviata und Hamlet zur Aufführung. Als Ophelie und Traviata feierte Etelka Gerster wahre Triumphe. Außerdem zeichnete sich Fräulein Anna Riegel als vorzügliche Coloraturjängerin, Fräulein Rosa Bernstein als dramatischer Mezzo Sopran und Fräulein Ida Baier als selten begabte Charakter Darstellerin aus. Fräulein Riegel sang während mehrerer Jahre an der Wiener Hof Oper, später an der Königlichen Oper in München, und ist seit längerer Zeit bereits Königlich Württembergische Hof Opernsängerin. Fräulein Bernstein sang während eines Jahres in Italien, sodann mehrere Jahre an dem Leipziger Stadttheater, verheirathete sich mit dem Journalisten Herrn Neuda und ist heute eine beliebte Concertsängerin und Gesangslehrerin in Wien.

Fräulein Ida Baier wurde bei ihrem Austritt aus dem Conservatorium an die Hof Oper in Wien engagirt und ist heute noch ein sehr beliebtes und nützliches Mitglied derselben. In Charakterrollen ist Ida Baier unübertrefflich.

Im Juni 1875 ward es mir endlich vergönnt, den

hochgefeierten Meister Verdi persönlich kennen zu lernen. Derselbe kam nach Wien, um seine Oper »Aida« sowie sein schönes Requiem selbst zu dirigiren. Es war das zweite Mal, daß Verdi Wien besuchte. Das erste Mal war er noch sehr jung, als er nach der Kaiserstadt gekommen, um seine Oper »Nabucco«, welche an der Scala in Mailand bereits großes Aufsehen erregt hatte, zu dirigiren.

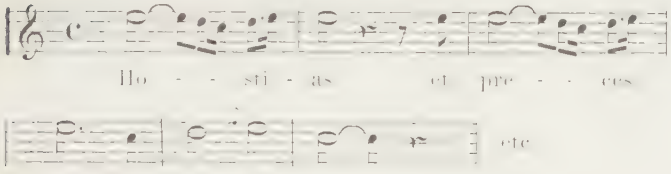
Obgleich die meisten Familien bereits Wien verlassen hatten, um ihre Sommerfrischen aufzusuchen, so wirkte doch der Name Verdi anziehend genug, um die Land-, Thal- und Bergbewohner wieder in die Stadt zu locken. Schaarenweise drängte man sich an die Theaterkasse, um einen Platz zu erringen, und allabendlich waren die Räume des Opernhauses dicht besetzt. Das Requiem wirkte begeisternd auf das Publikum. Die Hauptpartieen waren durch die Damen Stolz und Waldmann sowie durch die Herren Masini und Medini unübertrefflich vertreten. Die Chöre, welche durch den akademischen Gesang Verein verstärkt worden waren, sowie das Orchester der Hof Oper leisteten unter Verdis Zauberstab Außergewöhnliches. Seinerseits äußerte der Meister zu wiederholten Malen, daß es ein Genuß für ihn sei, ein so vortreffliches Orchester und so ausgezeichnete Chöre zu dirigiren.

Am Abend nach der ersten Aufführung des Requiems war Verdi im Begriff, das Theater zu verlassen und seinen auf ihn harrenden Wagen zu besteigen, als er sich plötzlich von einer Schaar Studenten umringt sah, welche ihm enthusiastisch zujubelten. Der Meister, dessen einfacher Sinn sich von jeher gegen solche stürmische Ovationen sträubte, flüchtete sich rasch in den nahestehenden Wagen.

Als er jedoch bemerkte, daß die jungen Hitzköpfe die Pferde ausspannen wollten, sprang er schnell durch die entgegengesetzte Thür des Wagens heraus und lief mit Blitzesschnelle in sein Hôtel. An den darauffolgenden Abenden verließ Verdi das Theater nur dann, wenn er mit Bestimmtheit wußte, daß ihn Niemand mehr in demselben oder vor der Thür erwartete.

Der Meister war so freundlich, einige Takte des schönen Tenorsolos in C-dur) aus dem einstimmigen Offertorium seines Requiems »Domine Jesu« in mein Album zu schreiben.

Nel Requiem.



A Madme Marchesi

Vienna, 20. Giugno 1875. G. Verdi.

Es war von besonderem Interesse für mich, einer Aufführung der Oper »Aida«, welche ich an der Wiener Hof-Oper schon öfters gehört hatte, von italienischen Sängern und unter des Componisten Leitung beizuwohnen. Ich konnte mich bei dieser Gelegenheit von Neuem überzeugen, wie oft die deutschen Kapellmeister die Tempi der italienischen Opern vergreifen, hauptsächlich aber verschleppen. Auch die Striche, welche man in Deutschland auf oft unbarmherzige Weise in denselben anbringt, zerstören häufig nicht nur den musikalischen Zusammenhang, sondern auch den

Gang der Oper. Verdi versprach, unseren vereinten Bitten nachgebend, seine Oper »Don Carlos« für die deutsche Oper zu bearbeiten. Mosenthal sollte die Uebersetzung machen. Der Tod verhinderte den letzteren daran. »Don Carlos«, obgleich heute übersetzt, konnte sich noch nicht den Weg zum deutschen Repertoire bahnen, wodurch bis heute den ohnedies in neuerer Zeit etwas stiefmütterlich behandelten germanischen Alt und Mezzo Sopranstimmen die schöne Rolle der Eboli vorenthalten geblieben ist.

Durch Vermittlung meines Mannes stellte Mosenthal dem Meister sein Opernlibretto »Nero« zur Verfügung. Derselbe lehnte es jedoch mit dem Bemerken ab, daß dieser Stoff schon zu oft, sowohl musikalisch wie auch dramatisch, behandelt worden sei.

Verdi lebte mit seiner Gattin, welche ihn nach Wien begleitet hatte, ganz still und zurückgezogen, und lehnte die ihm von allen Seiten zuströmenden Einladungen mit großer Beharrlichkeit ab. Vor Verdis Abreise veranstaltete das Conservatorium eine Feier zu Ehren des großen Meisters. Das jugendliche, von Director Hellmesberger so vortrefflich geleitete Orchester spielte mehrere Ouverturen aus Verdischen Opern, und mehrere meiner Schülerinnen sangen Arien aus denselben.

Verdi prophezeite schon damals Etelka Gerster, welche die Arie aus der »Traviata« vortrug, eine große Zukunft. Der Meister erkundigte sich bei dieser Gelegenheit auf das genaueste nach der inneren Organisation des Conservatoriums, besuchte die Schulräume, sowie die Bibliothek und betrachtete mit größtem Interesse die Manuskripte von Beethoven, Haydn, Mozart, Bach u. s. w. Beim Scheiden hatte Verdi Worte des Lobes und der freundlichen Aufmunterung für

Alle. Wem es vergönnt war, diesem Feste beizuwohnen, oder überhaupt näher mit Verdi zu verkehren, der wird nie genug sein einfaches, schlichtes Wesen, sowie seinen Biedersinn rühmen können.

Verdi erhielt bei seinem Besuch in Wien von dem Kaiser von Oesterreich das Commandeurkreuz des Franz Josef-Ordens mit dem Stern.

Die von Verdi so vielbelobte Etelka Gerster sang in dem bald darauffolgenden dramatischen Wettbewerb des Conservatoriums die Sterbescene aus der »Traviata«, und trat darauf als mehrfach preisgekrönte Schülerin aus demselben aus. Noch im December desselben Jahres 1875, debutirte Etelka als Hilda in »Rigoletto« in dem Theater della Fenice in Venedig (der rühmlichst bekannte Graziani gab die Titelrolle) und sang als zweite Rolle die Ophelia in der Oper Hamlet von Ambroise Thomas. Der Erfolg war so durchschlagend, daß der Director der Großen Oper in Paris ihr einen dreijährigen Contract anbot. Der italienische Impresario, Dr. Gardini, mit welchem Etelka schon früher einen fünfjährigen Contract abgeschlossen hatte, nahm das Anerbieten für Paris an. Von Venedig begab sich die junge Sängerin direct dahin, um die Rolle der Ophelia in französischer Sprache und unter des Componisten persönlicher Leitung zu studiren. Sie harrte ihres Debuts, doch Wochen und Monate vergingen, ohne daß dasselbe zustande kam. Herr Halanzier, der damalige Director der Großen Oper, vertröstete die ungeduldig werdende Sängerin von Tag zu Tag. Die Schwierigkeiten endlich erkennend, welche man ihr, der Anfängerin und Fremden, in den Weg legte, entschloß sich Etelka, ihren Contract mit der Oper zu lösen. Wenige Tage darauf nahm sie

ein Engagement an der italienischen Oper in Madrid an. Etelka sollte hier die Nilson, die vom Director Robles engagirt und angekündigt worden war, aber im letzten Augenblick noch ihr Versprechen zurückgenommen hatte, ersetzen.

Als Debut Etelkas war die Oper »Rigoletto« angesetzt worden. In der Hauptprobe war ihr Erfolg ein glänzender gewesen, so daß man auf eine ebenso glänzende Premiere hoffen durfte.

Doch in den Sternen stand es anders geschrieben! Als Etelka am Abend der ersten Vorstellung die Bühne betrat, wurde sie mit Zischen, Pfeifen und wüstem Geschrei empfangen. Die Logen-Inhaber verhielten sich zwar ruhig, aber im Parterre und in den Gallerieen war ein Höllenlärm. »Nilson, Nilson«, so ertönte es von allen Seiten, wir wollen die Nilson«. Niemand rührte sich gegen diese Demonstration, welche allein der Direction galt; Niemand wagte es, für die arme Debutantin Partei zu nehmen, welche zitternd und todtenbleich auf der Bühne stand. Sie war einer Ohnmacht nahe, doch blieb ihr keine Wahl übrig. Die Oper mußte zu Ende geführt werden; Etelka raffte ihre Kräfte zusammen und sang, freilich zum ersten und letzten Male, vor der ungalanten Madrider Bevölkerung.

Tags darauf verließ sie Madrid.

Wenige Wochen nach diesem Vorfalle gab Etelka mehrere Gastrollen in Marseille, wo man ihr frenetischen Beifall zollte. Von da begab sie sich nach Genua, wo sie den ganzen Winter über in dem Teatro Carlo Felice sang und hauptsächlich in den Opern »Sonnambula« und »Puritaner« ungewöhnliches Aufsehen erregte. Verdi, der seit Jahren Genua zu seinem Winteraufenthalt erwählt hatte,

empfing die junge Debutantin auf das freundlichste und war voll aufmunternden Lobes für sie.

Von nun an begann das Glück Etelka zu lächeln! In Berlin, wo sie nach Genua an der italienischen Oper sang, feierte sie Triumphe, welche an die Zeiten Jenny Lind's erinnerten. In Pest, Wien, London, Petersburg, Moskau u. s. w. wurde ihr derselbe Beifall zu Theil. Während mehrerer Jahre sang Etelka ausschließlich in Amerika, wo man ihr den Namen einer „ungarischen Nachtigall" beigelegt hat. Kurz nach ihrem so bewegten Madrider Aufenthalte vermählte sie sich mit Dr. Gardini, ihrem Impresario. Etelka Gerster hat zwei reizende Töchterchen. Sie legte der Aeltesten, in dankbarer Erinnerung an ihre ersten Erfolge an dem Wiener Conservatorium, den Namen Linda bei.

Auf dem Lido in Venedig.

Nach dem Besuche Verdi's in Wien zog es mich wieder unwiderstehlich nach dem Süden. Wir brachten einen Theil des Monats August in Baden bei Wien zu und reisten dann über Villach durch das schöne Pusterthal und über Verona nach dem Lido.

Seit unserm letzten Aufenthalt auf dieser stillen, von dem Adriatischen Meere und den Lagunen umspülten Insel war dieselbe in ein kleines Paradies umgewandelt worden. Schattige Baumgänge boten Kühlung und Erfrischung dar; die früher so mangelhaften Bäder waren auf das bequemste hergerichtet worden, und verschiedene, mit jedem

Comfort ausgestattete Häuser im Schweizerstil ermöglichten ein längeres Verweilen auch während minder günstiger Jahreszeit. Auch für Zerstreuungen jeder Art hatte der Director des Bade-Etablissements reichlich gesorgt.

Jeden Abend gab es Streich-Quartett in dem Salon des auf Pfählen über dem Meere errichteten, sehr geräumigen und mit allem Comfort ausgestatteten Holzgebäudes, welches durch eine Brücke mit der Insel verbunden ist. Ein sehr gutes Restaurant trug nicht wenig zu den Annehmlichkeiten des Lebens bei. Wir nahmen unsere Mahlzeiten auf einer über dem Meer erbauten Terrasse ein und sahen mit Interesse den kühnen Schwimmern und Schwimmerinnen zu, welche vor unseren Augen in den rauschenden Meeresfluthen auf- und niedertauchten und allerhand Kunststücke im Wasser ausführten. In dem der Badeanstalt nahegelegenen Vergnügungsorte »La Favorita« war in dem großen Saale eine Bühne errichtet worden, auf welcher Taschenspieler und Akrobaten ihre Kunst sehen ließen. Mehrmals in der Woche spielte das ausgezeichnete Orchester des »Teatro della Fenice« aus Venedig in der Favorita. Schnell die Fluth durchfurchende Miniaturdampfer unterhalten vom frühsten Morgen bis spät in die Nacht die Verbindung mit der Stadt. Der Weg in heller Mondnacht von der Favorita bis zu unserm Schweizerhause war bezaubernd schön; eine räthselhafte Melodie aus dem gespenstischen Anschlagen der Wellen, dem Zirpen der Grillen und dem Rauschen der Blätter drang an das Ohr, während das Auge trunken über die Lagunen mit ihren scheinbar von einem Silberkranze umsponnenen Inseln glitt und an dem in der Entfernung am Horizonte sich scharf abzeichnenden Venedig haften blieb.

Wie lieb ist mir doch dieser kleine, stille Fleck Erde geworden, und wie habe ich auf demselben die Sorgen und Mühen dieser Welt vergessen!

Wir machten häufig mit unsrer Gondel Ausflüge nach den benachbarten Inseln. Wir besuchten Murano mit seinen zahlreichen Glasmosaik- und Glasfabriken. In der berühmten Fabrik Salviati verfertigte man nach einem alten Modell in unserer Gegenwart eine schöne »amfora«, welche der Director derselben mir zum Andenken verehrte. Ein anderes Mal galt unsere Fahrt der Insel San Clemente, auf welcher vor mehreren Jahren ein Asyl für weibliche Irrsinnige gegründet worden. Früher wurden in diesem Hause Pilger beherbergt, später ward es eine Strafanstalt für Geistliche. Der Director des Irrenhauses, Dr. Cesare Vigna, ist als großer Musikkenner, Componist und intimer Freund Verdi's bekannt. In seinem Salon fanden wir ein vortreffliches Bild des Meisters. Wir hielten uns mehrere Stunden in diesem Hause der Trauer auf und besichtigten, von einem Beamten der Anstalt geleitet, das große, luftige, sehr zweckmäßig eingerichtete Gebäude, welches beinahe tausend Kranken eine Heimstatt bietet. Welch' eine Summe unbeschreiblichen Elends! In einem der Säle zeigte man uns einen etwa achtjährigen Knaben, welcher ohne Unterlaß mit stierem Blick ein und dieselbe Handbewegung machte; ferner eine mit buntfarbigen Läppchen behängte und mit papierner Krone geschmückte alte Frau, welche, auf einer Art Thron sitzend, die Huldigungen mehrerer um sie gruppirter Geisteskranken würdevoll entgegennahm. Seltsam war, daß die sogenannten Hofdamen die falsche Königin als geisteskrank bezeichneten. Eine vom religiösen Wahnsinn befallene Nonne beschäftigte sich

ausschließlich mit Sticken und verließ nie das Bett. Viele der Kranken wollten uns ihre Leidens- und Lebensgeschichte erzählen, doch die Wärterinnen hielten sie davon ab. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß dieselben ausschließlich junge Mädchen waren, welche vertrauensvoll und ungezwungen zwischen den Irren umherwandelten. Mein Befremden darüber äußernd, versicherte mich unser Führer, daß diese jungen Geschöpfe mehr Gewalt über die Kranken ausüben als ältere Frauen.

Wir hatten bereits mehrere Säle durchschritten, als ich mich plötzlich inmitten einer Schaar tobsüchtiger Weiber befand, welche, theils in Zwangsjacken, theils an Händen und Füßen gefesselt und von einer jungen Wärterin geleitet, aus dem zu ihrer Erholung bestimmten Hofe jede Kategorie hat den ihrigen in ihre Schlafsäle zurückkehrten. Ich war im Begriff, diesen Unglücklichen aus dem Wege zu gehen, als eine derselben, obgleich gefesselt, Miene machte, sich auf mich zu stürzen und mich mit den Zähnen anzugreifen! Die Wärterin trat zwischen uns und — wie einer höheren Macht weichend — ließ sich die Kranke ruhig wegführen. Es ist die Unerschrockenheit dieser jungen Aufseherinnen, welche den Irren imponirt.

Nachdem wir die Kirche — in welcher viele Frauen andächtig beteten —, die Wohnung des Directors, den Park u. s. w. besichtigt hatten, führte man uns in die Küche. Beim Eintreten in dieselbe kam uns freundlich grüßend eine barmherzige Schwester von großer Jugend und blendender Schönheit entgegen. Dieselbe hatte die Beaufsichtigung der in Genesung begriffenen Kranken sowie das Küchenpersonal unter sich. Wir ließen uns in ein längeres Gespräch mit ihr ein und erfuhren, daß sie aus

einer altadeligen Familie in Verona stamme und weder Kummer noch Armuth, noch Enttäuschungen sie zu solch' schwerem Berufe und zur Entsagung jeder Lebensfreude bestimmt hatten, sondern allein der glühende Wunsch, ihr Leben der leidenden Menschheit zu widmen. Aus den Zügen der barmherzigen Schwester strahlte überirdische Freudigkeit. Sie erschien mir wie eine Heilige, vor der ich gern die Kniee gebeugt hätte.

Nach längerer Unterredung mit uns rief sie mehrere von den in einer Nebenküche mit Kartoffelschälen und Gemüsewaschen beschäftigten Kranken zu uns herein; da hörten wir in einem anstoßenden Raume eine schöne und klare Sopranstimme ein trauriges Volkslied anstimmen. Rasch traten wir in die Nebenküche und sahen eine junge und freundlich lächelnde Frau, welche, ein Rad drehend, das erwähnte Lied sang.

„Diese Unglückliche ist unheilbar," sagte die Schwester. „Eifersucht ist der Grund ihres Wahnsinns, da sie aber sehr gutmüthig ist und mich unendlich liebt, so beschäftige ich sie in meiner Nähe."

In der Waschküche, welche wir ebenfalls besuchten, waren mehr denn dreißig Kranke mit Waschen beschäftigt. Der Lärm, den sie dabei machten, war nahezu immer wirrend, der Klang ihrer Stimme rauh und heiser. Mehrere darunter sangen Liebeslieder, worin die Namen Beppo und Carlo besonders oft zu hören waren. Man versicherte uns, daß der größte Theil der Frauen aus Liebesgram den Verstand verloren habe.

Eine große Wehmuth beschlich mich, als ich von der barmherzigen Schwester Abschied nahm. Sie schien meine Erregung zu theilen und bat mich, wiederzukehren; der

Eindruck, welchen so großer Jammer auf mich gemacht hatte, war jedoch so überwältigend, daß ich es nicht wagte, ein zweites Mal die Insel San Clemente zu besuchen.

Den Tag vor unserer Abreise pilgerten wir zu der Insel St. Lazare, auf welcher sich ein armenisches Kloster befindet. Lord Byron wohnte, wie bekannt, sechs Monate in demselben, um sich in Ruhe und gänzlicher Zurückgezogenheit dem Studium der orientalischen Sprachen zu widmen. Sein Tintenfaß und die Feder, mit welcher er schrieb, sind noch zu sehen. In der Bibliothek befinden sich Portraits des Papstes Pius IX., Napoleons III. und des zur Zeit regierenden Sultans — eine seltsame Dreieinigkeit!

Pater Dr. Isaverdeus war so freundlich, uns bei Besichtigung des Klosters als Cicerone zu dienen. Er zeigte uns außer der Kirche und dem Kirchhof auch die orientalische Bibliothek, das kleine Museum, den Speisesaal, den wirklich prachtvollen Kuhstall, den Garten, in welchem die zahlreichen armenischen Zöglinge in ihren Freistunden Gärtnerei treiben, und die große Buchdruckerei des Klosters. Die Arbeiter, welche in derselben beschäftigt sind, wohnen in Venedig und kommen täglich auf die Insel.

Ein großes Werk: »Les chants liturgiques de l'église arménienne, traduits en notes musicales européennes par Pietro Bianchini, et publiés par la congrégation des pères Mekitharistes, sous la direction du Père Dr. Isaverdeus«, war zur Zeit unseres Besuches in Druck. Der sehr gelehrte und höchst interessante Mönch legte uns einige Probeblätter dieses Werkes vor, welches vor Kurzem mit armenischem, italienischem, französischem und englischem Texte erschienen ist.

Nach so langem Herumwandern servirte man uns zur Erfrischung und auf gar zierlichen Tellerchen »des confitures de feuilles de roses«. Der Orient ist bekanntlich das Land der Süßigkeiten, man muß aber von Jugend auf an Rosenblätter-Eingemachtes gewöhnt sein, um Geschmack daran zu finden. Der schwarzäugige schmucke Mönch, welcher uns die Erfrischung darbot, schaute mich voller Verwunderung an, als ich einen Trunk frischen Wassers seinen süßen Rosenblättern vorzog.

Vor unserm Scheiden von dem Kloster führte uns Pater Zsaverdeus auf eine Plattform, von welcher man eine herrliche Aussicht auf Venedig hat. Der Mond ging auf, schweigsame Gondeln glitten über die Lagunen, die Sterne flimmerten geheimnißvoll, die Abendglocken Venedigs tönten feierlich zu uns herüber, in einer der schattigen Alleen des Klostergartens wandelten zwei silberbärtige Mönche ..... ein prächtig stimmungsvolles, unvergeßliches Bild!

Bei der Rückfahrt auf dem Lido ertönte unerwartet in unserer nächsten Nähe eine kräftige, wohlklingende Tenorstimme. An einer seichten Stelle der Lagune sahen wir einen jungen Fischer wohlgemuth einherschreiten, welcher, die Ebbe benutzend, seinem müh und armseligen Gewerbe nachging und aus voller Kehle »La donna è mobile« sang. Seine schöne Stimme überraschte uns. Hätte der junge Fischer ahnen können, mit welch klingender Münze man jetzt sogar ausgesungene Tenoristen bezahlt, er hätte gewiß die in seinem Netze zappelnden Fischlein rasch in den Meeresgrund zurückgeschleudert, um den silbernen Mondenschein mit dem Lampenlicht der Bühne zu vertauschen. Hätte aber auch mancher tenorsuchende Theaterdirector

diesen Schatz in den Lagunen entdeckt, er hätte ihn rasch in sein Netz gezogen, um dann im Triumphe mit einem neuen Propheten, Faust, Lohengrin oder Raoul heimzukehren.

Bei Verdi in St. Agata.

Nachdem wir einige Wochen im seligen dolce far niente auf dem Lido zugebracht hatten, erhielten wir einen Brief von Meister Verdi, in welchem er uns auf die liebenswürdigste Weise einlud, einige Tage auf seiner Villa in St. Agata bei Busseto bei ihm zu verleben. Zu Verdi! Das war ein Glück!

Von nun an hatte der Lido keinen Reiz mehr für mich! Die Koffer wurden rasch gepackt, und schon Tags darauf dampften wir über Mantua nach Cremona, wo wir übernachteten. Der Gasthof in Cremona war so wenig einladend, so unreinlich, daß ich kaum den Muth hatte, ein Sopha, noch weniger ein Bett als Schlafstätte zu benutzen. Die Nacht verging in rastlosem Umherwandern! Früh am Morgen fuhren wir durch üppige Felder und herrliches Wiesenland bei leichtumwölktem Himmel und milder Herbstluft im offenen Wagen nach St. Agata.

Alles um uns umher blühte und duftete. Der hoch sich um die Bäume schlingende Weinstock beugte sich unter der Last seiner Trauben; fleißige Winzer und Winzerinnen eilten in geschäftiger Hast hin und her. Alles athmete Thätigkeit, Leben, Wohlstand. Die Dörfer, durch welche

wir fuhren, waren reinlich, die Häuser von Stein und die Menschen schienen in ihrer Arbeit fröhlich und guter Dinge.

Nach etwa dreistündiger Fahrt gelangten wir zum Ziel. Der Wagen hielt vor einem hohen Gitterthor, der Portier gewährte uns Einlaß und wenige Minuten darauf wurden wir auf das freundlichste von Herrn und Frau Verdi, welche uns auf der Schwelle ihres Hauses erwarteten, begrüßt.

Die »Villa Verdi« ist mit eleganter Einfachheit, ohne Prunk und Flitter, aber mit vielem Geschmack eingerichtet. Das ebenerdige, auf einen großen Part gehende Arbeitszimmer des Meisters war mit gelben Atlasmöbeln, welche zur Erinnerung an seine Oper Aïda in egyptischem Stile gehalten sind, ausgestattet. Ein Flügel von Erard steht in der Mitte desselben. Werthvolle Gemälde alter Meister zieren die Wände, doch auch einige der neueren Zeit. Zur Ermunterung und Unterstützung junger Maler brachte Verdi dieselben käuflich an sich.

Zur Ehre der umsichtigen und den Hausstand mit eigener Hand leitenden Gattin Verdi's sei es gesagt, daß in der Villa die musterhafteste Ordnung herrschte. In unserm, im ersten Stockwerk gelegenen Schlafzimmer fanden wir allen nur erdenklichen Comfort.

In einem nebenanstoßenden kleinen Salon sahen wir das altfränkische kleine Klavier »pianetto«, auf welchem der Knabe Verdi seine ersten Studien gemacht hatte.

Der die Villa umgebende Part ist groß und schön. Die Grenze wird gegen die daranstoßenden Felder durch eine Pappel-Allee gebildet, welche der Meister mit eigener Hand gepflanzt hat. Schöne Baumgruppen, zwei große Teiche, geheimnißvolle Grotten, schattige Lauben, prachtvolle Blumen und Pflanzen verleihen dem Part Abwechslung.

Verdi, ein leidenschaftlicher Dendrologe, hat sich bemüht und es ist ihm gelungen, die verschiedensten Gattungen von Tannen aller Länder und Zonen in seinen Garten zu verpflanzen; alle gedeihen vortrefflich. Auf einem von hohen Bäumen umgebenen Hügel befindet sich ein Grabstein, welchen der Meister seinem Lieblingshunde gesetzt hat. Die darauf eingegrabenen Worte lauten wie folgt: All' amico fedele.« (Dem treuen Freunde.)

Die zum Gute gehörigen Wälder und Felder sind verpachtet, beanspruchen daher nicht Verdi's Pflege, dagegen beschäftigte er sich damals viel mit Pferdezucht. Jeden Abend wurden seine zahlreichen Füllen auf die zum Parke gehörigen Wiesen geführt, wo sie sich zu unser Aller Ergötzen herumtummelten.

Nach dem Essen wurde geplaudert; die Herren spielten meistens Billard. Kurz nach 10 Uhr zog sich jedoch der Hausherr, welcher regelmäßig mit Tagesgrauen aufsteht, in sein Zimmer zurück.

Verdi war so freundlich, drei seiner Opern, »Aïda«, »Don Carlos« und »La Forza del destino« mit mir durchzugehen, was für mich vom größten Interesse war. Er sang mir die Hauptnummern aus besagten Opern mit jugendlichem Feuer und unendlichem Geschmack vor.

Den Tag nach unserer Ankunft fuhren wir in Verdi's Wagen nach dem nahegelegenen Busseto, um das kleine, aber elegant ausgestattete Theater zu besuchen, welches zu Ehren des Meisters erbaut und »Teatro Verdi« benannt worden ist.

Wenige Monate vor unserer Ankunft war die Oper »La Traviata«, vorzüglich besetzt, in demselben gegeben worden.

Man hat Verdi den Beinamen »Cigno di Busseto« »Schwan von Busseto« gegeben. Diesem Umstande zufolge glauben Viele, daß Busseto seine Vaterstadt sei.

Der berühmte Meister ist aber am 10. October 1813 in einem Dorfe, Namens Roncolo, in der Nähe Bussetos geboren, wohin er täglich in die Schule ging. Roncolo ist ein kleines, armseliges Nest, welches nur einige hundert, Busseto dagegen ein freundliches Städtchen, welches drei- bis viertausend Einwohner zählt. Verdi's Eltern hatten in der einzigen Straße von Roncolo ein kleines Gasthaus und trieben außerdem einen Handel mit Spezereiwaaren und Liqueurs. Der Weg zur Schule führte den kleinen Verdi an einem von einer musikalischen Familie bewohnten Hause vorbei, deren Mitglieder fleißig Klavier spielten. Der Knabe blieb wie festgebannt und begierig lauschend oft stundenlang vor den Fenstern dieses Hauses stehen. Dem Besitzer desselben, Herrn Barezzi, war das Gebahren des Schulknaben aufgefallen. Eines Tages rief er ihn zu sich, befragte ihn genau um seine Verhältnisse, sowie um den Grund seines Verweilens vor dem Hause. Verdi erzählte nun, daß Musik sein höchstes Ziel und Streben sei, und daß der Organist von Roncoli ihn auch bereits im Orgelspiel unterrichte. Dem Wunsche des freundlichen und theilnehmenden Herrn Barezzi entsprechend, spielte Verdi ihm mehrere kleine Stücke auf dem Klavier vor.

Verdi's Schicksal war von diesem Augenblick an entschieden! Er hatte einen Beschützer gefunden. Dieser brachte ihn sogleich in eine Pension in Busseto, was den jungen Künstler jedoch nicht hinderte, seinen ihm schon im elften Jahre gewordenen Verpflichtungen als Organist von Roncolo nachzukommen. Nach einigen Jahren sandte ihn

Herr Barezzi nach Mailand, um seine Studien an dem dortigen Conservatorium zu vollenden.

Das Portrait seines Wohlthäters befindet sich in Verdis Studirzimmer.

Der Meister ist kinderlos.

Seine erste Frau — eine Tochter Barezzis — starb einige Jahre nach ihrer Verheirathung, ebenso ihre beiden kleinen Kinder. Seiner zweiten Ehe mit der berühmten Sängerin Giuseppina Strepponi sind keine Kinder entsprossen. Eine Nichte derselben, zur Zeit unseres Besuches ein blühendes, junges Mädchen jetzt verheirathet und Mutter mehrerer Kinder, wurde von Verdi an Kindesstatt angenommen.

Wenn ich mit Signora Verdi in dem schönen Park auf- und abwandelte, so schien es mir wie ein Traum, daß sie, heute die Gemahlin des genialen Meisters, während meiner Studienzeit in Paris meine aufmunternde Gönnerin gewesen war. Eine große Befriedigung gewährte es mir, nach so langer Zeit ihr nochmals meinen wärmsten Dank dafür ausdrücken zu können.

In so interessanter und liebenswürdiger Gesellschaft verflog die Zeit nur zu rasch, und die Stunde der Trennung nahte nur allzufrüh. Der Abschied fiel mir daher schwer. Der Weg zwischen St. Agata und Cremona, welcher mich wenige Tage vorher entzückt hatte, erschien mir bei der Rückreise endlos und langweilig, der Staub unerträglich, die Hitze drückend, der Himmel zu blau, die Sonne zu hell. Die schönste Gegend verliert ihren Reiz, wenn die Stimmung eine trübe ist.

Von Cremona reisten wir nach Treviso, um dem Debut meiner Schülerin Louise Proch als Selika in der

»Afrikanerin« beizuwohnen. Wir kehrten in dem ersten Hotel Trevisos, »La stella d'oro«, ein.

Eine Beschreibung desselben sei mir erlassen. In den kleinen italienischen Provinzialstädten hat man einen eigenthümlichen, oder besser gesagt, gar keinen Begriff von Reinlichkeit. Wehe dem Reisenden, welcher Ansprüche darauf machen wollte.

Die erste Nacht, welche wir zu unserm »Unstern« in dem »goldenen Stern« zubrachten, war so unerträglich, so qualvoll, daß der Gedanke an eine zweite mich mit Angst und Beben erfüllte. Es schmerzte mich, dem Debut meiner Schülerin nicht beiwohnen zu können, aber ein längeres Verweilen in Treviso schien mir unmöglich!

Unsere Abreise galt beinahe einer Flucht. Es blieb uns nur die Zeit übrig, ein höchst zweifelhaftes, von Mücken umschwärmtes Frühstück einzunehmen, in das Theater zu eilen und von den zur Probe versammelten Künstlern Abschied zu nehmen, einen Blick auf die Bühne zu werfen, wo unter des Directors Gardini prüfenden Blicken das für die Abendvorstellung bestimmte Schiff ächzend und krächzend *seine* Probe hielt, um dann im Sturmschritt zur naheliegenden Eisenbahn zu eilen.

Ich fühlte mich erst dann beruhigt, als der gellende Pfiff der Locomotive uns die Abfahrt von Treviso verkündete.

Nach Wien zurück.

In Wien wurde ich mit Ungeduld erwartet. Ich hatte dieses Mal meine Ferien um drei volle Wochen überschritten. Die sonst so freundlichen Rosengesichter meiner Schülerinnen lagen meiner verzögerten Ankunft halber in düsteren Falten. Das Beste, was ich thun konnte, war, darauf nicht zu achten. Bald saß ich denn auch wieder an meinem Flügel, und die schmollenden Rekruten reihten sich still und fügsam unter die Fahne ihres Generals. Diesem wollte das Einüben seiner jugendlichen Schaar anfangs nicht sonderlich behagen.

Es ist in der That kein Leichtes, nach längerem Umherwandern in der schönen Natur in seine vier Mauern, in seinen Käfig, wieder zurückzukehren und die Unbequemlichkeiten und Nergeleien des alltäglichen Lebens, sowie die Schwierigkeiten seines Berufes geduldig zu ertragen. Ein gewisser Geist der Revolte erwacht in uns. Wir murren über die Entbehrungen, die uns das Stadtleben von Jugend an auferlegt, und finden es bitter, daß wir den Annehmlichkeiten eines ungezwungenen, einfachen, der Gesundheit zuträglichen, naturgemäßen Lebens entsagen müssen. Ja, ich möchte sagen, in verklärter Gestalt erscheint uns die eben verflossene Zeit der goldenen Freiheit, in der wir den Formen des Stadtlebens ein Schnippchen schlagen konnten. Es fällt uns doppelt schwer, die alten Fesseln wieder anlegen zu müssen, und nie habe ich die Monotonie eines Professor-Lebens herber empfunden, als damals nach fröhlicher Wanderschaft. Solch' moralischem Knurren und

Brummen setzte aber doch Thätigkeit und die Freude an den Erfolgen derselben ein Ziel. Man redet sich in solchen Lagen allerhand vor von dem jeder Künstlernatur innewohnenden Drange nach Freiheit, und doch ist es das Wissen — nicht eine unbestimmte Lust nach Regellosigkeit, das frei macht. Das Wissen kann aber nur durch Arbeit erlangt werden, diese ist es also in erster Linie, die die wahre, echte Freiheit giebt. Sie befreit uns von Allem, und all den Mädchen und Frauen, welche über Trübsinn, kranke Nerven und Langeweile klagen, empfehle ich dieses Universalmittel.

Die Schülerinnen, welche auch dieses Jahr von nah und fern herbeigeeilt waren, um nach meiner Weise flöten und zwitschern zu lernen, ließen mir wenig Zeit zu kopfhängerischen Gedanken, und bald wurde wieder frisch gearbeitet und wacker geschafft.

Im Januar 1876 gaben wir im Conservatorium statt der gewohnten Scenen und Bruchstücke zum ersten Male eine ganze Oper und zwar Donizetti's »Lucia von Lammermoor«. Der Erfolg war ein glänzender. Sänger und Sängerinnen, Chöre und Orchester alle Conservatoriumsschüler leisteten Vorzügliches. Meine Schülerin Anna Riegel sang die Titelrolle, und fand durch ihren schönen Vortrag allgemeine und verdiente Anerkennung. Sie debutirte im Herbst desselben Jahres als Prinzessin in den »Hugenotten« an der italienischen Oper in Madrid, folgte dann einem günstigen Engagement an der Hof-Oper in München und sang während mehrerer Jahre an der Hof-Oper in Wien. Anna Riegel ist heute eine der beliebtesten Sängerinnen an der Hofbühne in Stuttgart.

Zu gleicher Zeit wie Anna Riegel verließen zwei

meiner Schülerinnen, Louise Kaulich und Ida Baier, im Juli 1876 das Conservatorium. Beide wurden nach ihrem Austritt an die Hof-Oper in Wien engagirt und haben dieselbe seitdem nicht verlassen. Ida Baier hat ein außergewöhnliches Spieltalent und vertritt meist komische Rollen.

Zwei Sterne am Gesangshimmel, Adelina Patti und Pauline Lucca, sangen im Frühjahr 1876 zu gleicher Zeit an der italienischen Oper in Wien. Es war das ein seltener Genuß. Allabendlich konnte man sich entweder an der außergewöhnlichen und herrlichen Stimme der Patti und ihrer unübertrefflichen Schule, oder an dem großen dramatischen Talent der Lucca erfreuen. Während Erstere die höchste Bewunderung erregte und den Sinn berauschte, verstand Letztere das Herz der Zuhörer zu rühren und in großen dramatischen Momenten im Sturm zu erobern. Schade, daß das urwüchsige und seltene Talent der Lucca sowie ihre Stimme nicht durch eine gute Schule geregelt wurden. Sie wurde im Gesange durch Herrn Richard Levy, ersten Hornisten an der K. K. Hof-Oper in Wien, unterrichtet, wirkte einige Zeit als Choristin mit und sang zu ihrem Debut die kleine Arie des Jungfernkranzes im »Freischütz«. Ihre großen Fortschritte verdankt Pauline Lucca hauptsächlich den großen Vorbildern, welche sie an der italienischen Oper in London hatte, an welcher sie während mehrerer Jahre sang.

Durch die exclusive Richtung, welche die dramatische Oper in letzter Zeit genommen hat, ist die wahre Kunst des Gesanges leider im allgemeinen nicht nur empfindlich vernachlässigt worden, sondern auch der Empirie anheimgefallen. Diese Kunst, welche früher gehegt und gepflegt und nur von dazu Berufenen auf die Kunstjünger über-

tragen wurde, ist nun Gemeingut geworden. Jeder Musiker, jeder Dilettant, jeder Instrumentalist glaubt sich befähigt, Gesang und Stimmbildung zu verstehen und darin Unterricht ertheilen zu können. Jeder jagt einer neuen Erfindung, einem neuen Hirngespinste nach, und wähnt das Richtige getroffen zu haben. Der Eine läßt mit geschlossenem, der Andere mit weitaufgerissenem, der Dritte mit grinsend lächelndem Munde singen. Der Eine sagt, man müsse vier bis fünf Stunden aus voller Lunge schreien, der Andere, man dürfe nur im Pianissimo säuseln. Der Eine behauptet, es gäbe keine Register, der Andere nimmt deren sogar vier an u. s. w. u. s. w. Jeder predigt für seinen Kirchsprengel, und Keiner erreicht das Ziel. Für die Ausbildung der Frauenstimme mit ihren drei Registern bedarf der Lehrer für deren Begrenzung und Ausgleichung einer vollständigen Sachkenntniß. Er muß die Mängel und Schwächen einer Stimme nicht nur sogleich erkennen, sondern sie auch zu heilen verstehen. Obgleich wissenschaftlich feste Regeln vorliegen, so müssen dieselben doch der Individualität der einzelnen Stimme angepaßt werden, da diese ein physisches Instrument und daher mehrfachen Modificationen unterworfen ist, welche den verschieden gearteten Organisationen entspringen. Es ist irrig, wenn man behauptet, die Natur sei der beste Lehrmeister, und die Stimme bedürfe keiner Ausbildung.

Junge und ungeübte Stimmen sind meist rauh, hart, umfanglos, ungleich an Kraft und Timbre, ja sogar oft schwankend in der Intonation. Nur nach einem mehrjährigen, mit Umsicht, Geduld und eingehendem Verständniß geleiteten Studium wird eine Stimme, was Gleichheit, Umfang, Geschmeidigkeit und Ausdauer betrifft,

vollständig ausgebildet sein und den Kunstanforderungen nach jeder Richtung hin entsprechen.

Da die moderne Gesangsweise keiner so großen Vollendung des Mechanismus wie in früheren Zeiten bedarf, so glaubt man heute, mit gesunder Stimme ausgestattet, durch Gewalt, Kraft, Breite des Tones, Tremoliren, Herauf- und Hinabziehen der Töne eine Kunst zu ersetzen, deren Erlernung, wie oben erwähnt, in früheren Zeiten nur durch jahrelanges unermüdliches Studium erzielt werden konnte. Die Gesangsmeister waren Priester ihrer Kunst, welche ihre Schüler in die Geheimnisse derselben einweihten. Die Zahl der Sänger und Sängerinnen war zwar eine geringere, aber sie waren auch mustergültig und konnten dem Kunstjünger zum Vorbilde dienen.

Daß bei dem heutigen Stande der Dinge tausend Stimmen zerrüttet, die schönsten Talente zerstört und die gerechtfertigsten Hoffnungen zu Grabe getragen werden, ist unbestreitbar.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die jetzigen wenigen »Sterne« des Gesanges denn auch thatsächlich in den Himmel erhoben werden.

Obwohl meine Schülerinnen mir von ihren Angehörigen nur zum Zwecke ihrer musikalischen Ausbildung anvertraut werden, so haben doch manche unter ihnen so verdrehte Ansichten über ihren künftigen Lebensberuf, sind so verwöhnt und zugleich — sagen wir es offen — so eigensinnig, daß ich mich, ohne daß sie es oft gewahr werden, mit ihrer moralischen Erziehung beschäftigen muß. Die Hauptschwierigkeit besteht oft darin, den jungen Mädchen und deren Angehörigen begreiflich zu machen, daß ihre Anlagen für eine öffentliche Laufbahn nicht ausreichend sind. Um etwas Tüchtiges in

seinem Fache zu leisten, bedarf es, neben natürlichen Anlagen, des Fleißes, der Beharrlichkeit und der Begeisterung für den erwählten Beruf. Bei einer Sängerin ist Stimme allein nicht hinreichend. Wenn ich demnach bei Schülerinnen Indolenz und Mangel an Kunst-Enthusiasmus bemerke, so rathe ich unbedingt von der Künstler- und hauptsächlich von der Theater-Carrière ab.

Dies war unter Anderm bei Fräulein T.... aus Köln der Fall, welche zwar eine hübsche Sopranstimme besaß, blendend schön, aber sehr träge war.

Eines Tages sagte ich zu ihr: „Heirathen Sie, mein liebes Kind, und werden Sie eine brave Hausfrau und eine gute Mutter. Sie taugen nicht für die Bühne."

Sie lachte und meinte, es sei noch leichter, ein gutes Engagement als einen guten Mann zu finden.

Kurz darauf kam sie zur Stunde und flüsterte mir mit leiser Stimme zu: „Ich befolge Ihren Rath — ich heirathe."

„A la bonne heure," antwortete ich, „und wer ist denn der Glückliche?"

„Ich kenne ihn nicht," war die lakonische Antwort.

„Wie, Sie heirathen einen Unbekannten?"

„Ja! Mein Bräutigam hat mich, ehe er nach Indien ging, als zwölfjähriges Kind gesehen. Man hat mir seine Photographie gezeigt, der edle Ausdruck seiner Züge flößt mir Vertrauen ein, und ich habe mich entschlossen, ihn zu heirathen."

Dieser kleine Roman fing an mich zu interessiren.

„Wann wird Ihr Bräutigam Sie abholen?" fragte ich weiter.

„Er kann leider nicht zur Hochzeit kommen," sagte sie

leise erröthend, „seine Geschäfte erlauben es nicht; ich soll in meiner Vaterstadt mit einem Freunde meiner Eltern per procura getraut und durch diesen meinem zukünftigen Manne nach Bombay entgegengeführt werden."

Mein Erstaunen war nicht gering! Die Trauung wurde in der That wenige Wochen nach dieser Unterredung auf besagte Weise vollzogen, und die Ehe soll, wie man mir später erzählte, eine sehr glückliche sein.

Andererseits bin ich jungen Mädchen begegnet, welche, obgleich mit äußeren Vorzügen, seltener Stimme und großem Talent begabt, infolge trauriger Familienverhältnisse oder eigenthümlicher Verwicklungen des Schicksals, nie das gewünschte Ziel erreichen.

Dies war bei Sarah W...., einer jungen, talentvollen Ungarin, der Fall.

Sie war der Vollendung ihrer Studien nahe und zählte zu meinen fleißigsten und besten Schülerinnen. Ein gutes Engagement stand bereits in Aussicht.

Eines Tages, nach Beendigung ihrer Stunde, ging ich plaudernd mit ihr in das Vorzimmer, als ich ein junges Mädchen bemerkte, welches schüchtern in einer Ecke stand, mir aber durch eine unverkennbare Aehnlichkeit mit meiner Schülerin auffiel.

„Wer sind Sie?" fragte ich, ihr näher tretend, „und auf wen warten Sie?"

„Ich bin gekommen, Fräulein Sarah W.... abzuholen, deren Stubenmädchen ich bin," antwortete sie augenscheinlich verlegen.

Etwas betroffen über diese Antwort, und den Worten nicht ganz Glauben schenkend, wollte ich meine Zweifel meiner Schülerin mittheilen, als dieselbe mir laut schluchzend

um den Hals fiel, mich bat, mit ihr in das Studirzimmer zurückzukehren und ihr eine Unterredung zu gönnen.

„Hier waltet ein Familiengeheimniß ob," erzählte sie, in Thränen ausbrechend, „Ihnen, verehrteste Meisterin, darf ich die Wahrheit nicht vorenthalten.

„Meine Schwester wurde seit ihrer Geburt von meiner Mutter gehaßt. Um Mißhandlungen zu verhüten, übergab sie mein Vater einer Tante in Ungarn. Als diese, sowie mein Vater starben, kehrte meine damals fünfzehnjährige Schwester zu uns zurück. Die Mutter verbot uns, sie Schwester zu nennen. Sie mußte die schwersten Dienste im Hause verrichten, in der Küche essen und schlafen. Sie gilt überall für unser Dienstmädchen, und niemand ahnt, daß sie unsere Schwester ist."

Beim Anhören dieses Geständnisses empörte sich jedes Gefühl in mir. Ich bat Sarah W...., das unglückliche Mädchen unter ihren besonderen Schutz zu nehmen, was sie auch versprach.

Ich stand rathlos da! Die Mutter war mir als eine höchst ungebildete Frau bekannt, und die Gerichte konnte man nicht in Anspruch nehmen.

Nach diesem Vorfalle, welcher mich um so mehr betrübte, da ich nicht handelnd und helfend auftreten durfte, sah ich meine Schülerin nie wieder. Sie hatte wohl bereut, mir dieses Geständniß gemacht zu haben. Einige Monate darauf erfuhr ich, daß sie infolge einer schweren Krankheit die Stimme verloren habe, daß die Mutter gestorben, ein Bruder wegen Wechselfälschung im Gefängnisse und eine verheirathete Schwester im Irrenhause sei.

Was aus meiner ehemaligen Schülerin und dem un

glücklichen Aschenbrödel geworden ist, konnte ich nie in Erfahrung bringen.

Ich erzähle diese Facta hier aus meiner Lehrthätigkeit, um damit darzuthun, daß es denn doch auch nicht ganz ohne allerhand Emotionen im musikalischen Professorenthum abgeht, und daß, wo dies immer möglich war, ich in anbetracht der glänzenden, aber auch gefährlich glatten Laufbahn, die meine Schülerinnen gewählt, auch dahin gewirkt habe, sie moralisch für dieselbe zu kräftigen oder, wo mir dies nothwendig schien, ihnen davon abzurathen.

Im Monat Mai kam durch die Verlobung unserer ältesten Tochter Therese eine gewisse Aufregung in unsern Familienkreis, und meine mir von den Lehrstunden übrigbleibende Zeit war vollständig von diesem im Beschlag genommen.

Italien, das Land meiner Träume, das Land des hellen Sonnenscheins und der ewigen Jugend, war von dem Lenker aller Geschicke unserer geliebten Tochter zur zweiten Heimath bestimmt worden. Sie verheirathete sich mit ihrem Cousin Eugen de Castrone den 29. Juni 1876 und verließ das elterliche Haus, begleitet von meinen heißen Thränen und unseren innigsten Segenswünschen.

Einige Wochen später durchzitterte ein einziges Wort die musikalische Welt. Dieses Wort hieß »Baireuth«. Auch mich ergriff eine Art von »Baireuth-Fieber«, und ich schmiedete tausend Pläne, um die ersehnte Pilgerfahrt nach dem »Musik-Mekka« antreten zu können.

Aber umsonst!

Unvorhergesehene Schwierigkeiten, Hindernisse aller Art vereitelten die Ausführung meines Lieblingsplanes.

In stiller Waldeinsamkeit sitzend — wir hatten Vöslau bei Wien zum Sommeraufenthalt gewählt und unzählige Journale auf schwellendem Moos und duftenden Blumen vor uns ausgebreitet — verfolgte ich mit größtem Interesse die Berichte über dieses außergewöhnliche und merkwürdige Musikfest. Die Mär erzählte zwar von Mühseligkeiten, Entbehrungen, Widerwärtigkeiten aller Art, mit welchen die in dem kleinen Städtchen zusammengepferchten Pilger zu kämpfen hatten, aber ich kann heute noch nicht meinen Verdruß überwinden, den ersten, von Wagners Hand persönlich geleiteten Vorstellungen der Tetralogie nicht beigewohnt zu haben.

Später hörte ich dieses höchst interessante Werk an der K. K. Hof Oper in Wien, vom Kapellmeister Richter vorzüglich dirigirt.

Im Monat Dezember desselben Jahres besuchte Friedrich Bodenstedt, der berühmte Dichter des „Mirza Schaffy", Wien, um Vorlesungen über persische Poesie zu halten. Obgleich derselbe seit Jahren mit meinem Manne befreundet gewesen, war es mir doch jetzt erst vergönnt, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er brachte mehrere Abende gemüthlich plaudernd bei uns zu, und ich lernte in dem vielgepriesenen, weitgereisten Dichter einen ebenso geistreichen als gemüthlichen Menschen kennen. Er war von dem herzlichen Empfang, der ihm in der Kaiserstadt zu theil ward, sowie von dem großen Beifall, den ihm das bei seinen Vorlesungen zahlreich versammelte Publikum zollte, ganz entzückt. Sein Wunsch, sich in Wien häuslich niederzulassen, ging jedoch nicht in Erfüllung. Friedrich Bodenstedt hat das poetisch gelegene Wiesbaden zu seinem Aufenthalte erwählt.

Folgendes Gedicht schrieb der liebenswürdige Dichter vor seiner Abreise in mein Album:

Nie kann ich aufwärts schauen, als
Um weiter meinen Schritt zu lenken,
Und nirgends Hütten bauen, als
In guter Menschen Angedenken.
Nur Eines ist mein Trost geblieben,
Und lindert stets der Trennung Schmerzen,
Aus manchem Ort ward ich vertrieben,
Doch nie aus meiner Freunde Herzen.

Wien 9./12. 1876. Friedrich Bodenstedt.

* * *

In diesem Jahre arbeitete ich — leider immer nächtlicher Weise, was meine Gesundheit empfindlich angriff — an meiner Gesangsmethode und vollendete zahlreiche ein-, zwei- und dreistimmige Vokalisen.

Es ist heute eine große Freude und besondere Genugthuung für mich, daß diese, wie meine später veröffentlichten Compositionen nicht nur von zahlreichen Gesangslehrern, sondern auch in vielen Conservatorien in Anwendung gebracht werden.

Um die obenerwähnte Arbeit zu ermöglichen, sah ich mich gezwungen, für einige Zeit jeder Zerstreuung, jedem Vergnügen zu entsagen. Als jedoch der Name Nilson von allen Lippen ertönte — es war ihr erster Besuch in Wien —, da unterbrach ich mein nächtliches Geschreibsel und eilte, dem Gesange der sogenannten »schwedischen Nachtigall« zu lauschen. Ich hatte die blonde Sängerin bei Anbeginn ihrer theatralischen Laufbahn als Königin der Nacht in Paris gehört und ihre glockenreinen hohen Töne wie ihr Staccato bewundert. Christine Nilson vertauschte einige Zeit darauf das Théâtre lyrique in Paris

mit der Großen Oper und creirte an derselben die Rolle der Ophelia in »Hamlet«, welche Ambroise Thomas ihr persönlich einstudirt hatte. Der Silberklang ihrer Stimme und die poetische Auffassung der Ophelia verfehlten nicht, die Pariser Welt in große Aufregung zu versetzen. Von diesem Momente an war die Nilson ein »Stern«, eine »Berühmtheit«. Ihre Kunstreisen glichen einem Triumphzuge.

Das harmonische Zusammenwirken ihres schönen Gesanges und ihres feinen Spiels verfehlten auch nicht, bei ihrem ersten Auftreten in Wien einen großen Eindruck auf mich zu machen. Ihre Stimme war zwar nicht mehr dieselbe wie früher, aber die künstlerische Behandlung derselben bot reichlichen Ersatz für verlorene Jugendfrische. Trotz ihrer außergewöhnlichen Leistungen verstand Fräulein Nilson doch nicht das Herz zu erwärmen. Ein kaltes Ueberlegen, eine große Berechnung traten oftmals bei ihr an die Stelle des wahren Gefühls und ließen den Mangel an innerer Gluth erkennen.

Heute ist Christine Nilson nicht mehr die feine, poetische Sängerin von früher, sie sucht durch gesangliche und mimische Effecthascherei die Schwächen ihres Stimmorgans zu verdecken und bietet statt des früher feinen und schulgerechten Gesanges einen willkürlichen und oft unedlen dar. Sie unterscheidet sich darin von Adelina Patti und Gabriele Kraus, welche Beide noch heute durch ihre vollendete Schule entzücken.

Im Monat März 1877 wurden in dem Conservatorium abermals ganze Opern und zwar der »Häusliche Krieg« von Schubert und die »Heimkehr aus der Fremde« von Mendelssohn gegeben. Director Hellmesberger leitet das Schüler-Orchester mit gewohnter Meisterschaft, und Herr

Leo Friedrich, Hofschauspieler und Professor der dramatischen Kunst, hatte auch diese Vorstellungen vortrefflich in Scene gesetzt.

In Bruchstücken aus »Aida« und dem »Propheten«, welche dem Programm angefügt waren, errang eine meiner Schülerinnen, Amalie Stahl, welche bereits in mehreren Concerten durch ihre schöne Mezzo-Sopranstimme und ihren künstlerischen Vortrag großes Aufsehen erregt hatte, einen außergewöhnlichen Erfolg.

Amalie Stahl verließ das Conservatorium als preisgekrönte Schülerin, debutirte im Herbst desselben Jahres als Ammeris an der italienischen Oper in Madrid, ging dann zur deutschen Oper über und sang während dreier Jahre an der Hof Oper in Wien. Verlockende Anträge, welche sie aus Petersburg und London erhielt, veranlaßten sie, sich abermals der italienischen Oper zuzuwenden. Amalie Stahl hat sich an den ersten Bühnen Europas und Amerikas einen bedeutenden Namen erworben.

Unsere silberne Hochzeit.

Am 19. April 1877 waren 25 Jahre seit unserer Vermählung und noch längere Zeit seit Beginn meiner Künstlerlaufbahn verflossen, — Jahre rastloser Thätigkeit und, ich hoffe sagen zu dürfen, erfolgreichen Wirkens.

Wir beabsichtigten, dieses Ereigniß in aller Stille und im engsten Familienkreise zu feiern, doch war die Theil-

nahme an diesem Feste eine so allgemeine und herzliche, daß es sich zu einem wahrhaft großartigen gestaltete.

Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich, welcher mich schon im Jahre 1874 durch Verleihung des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone ausgezeichnet hatte, verlieh mir, wie Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und der König von Italien, die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Se. Maj. der König von Sachsen übersandte mir die goldene Medaille Virtuti ed ingenio an dem Bande des Albrechtordens, und Se. Königl. Hoheit der Großherzog von Sachsen-Weimar die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, am landesfarbigen Bande zu tragen. Die Società di Santa Cecilia in Rom, sowie die Reale Academia Musicale in Florenz ernannten mich zum Ehrenmitglied, der Bürgermeister meiner Vaterstadt Frankfurt, die Direction des dortigen Conservatoriums, sowie sämmtliche Musikvereine sandten Adressen. Unzählige Briefe und Telegramme aus aller Herren Länder liefen an jenem unvergeßlichen Tage ein.

Meine Privat- und Conservatoriumsschüler wetteiferten in Beweisen ihrer Erkenntlichkeit und Anhänglichkeit. Letztere überraschten mich in meiner Wohnung durch den schwungvollen Vortrag einer höchst sinnigen, durch den talentvollen Componisten und Kapellmeister Arthur Nikisch componirten und persönlich dirigirten Cantate.

Widmungen, kostbare Geschenke, Kunstgegenstände, Lorbeerkränze, sowie die schönsten und seltensten Blumen wurden uns zu theil, und bis tief in die Nacht umringten uns theilnehmende, treue Freunde.

Mein Austritt aus dem Conservatorium.

Dem Aberglauben habe ich wohl nie gehuldigt, obgleich — ich theile diese Schwäche ja mit vielen Menschen — ich mich wohl nie dazu entschließen würde, die Dreizehnte an einer Mittagstafel zu sein, aber eine Thatsache ist und bleibt es, daß die Sieben, sei es in angenehmen oder unangenehmen Ereignissen meines Lebens, eine große Rolle gespielt hat. Wenn nun zwei oder gar drei Sieben sich begegneten, so war es ein Zeichen, daß sich außergewöhnliche Dinge vorbereiteten.

Im Monat September 1877 begann ich mein siebzehntes Schuljahr in dem Wiener Conservatorium.

Ich habe immer vermieden, von den harten Kämpfen zu sprechen, welche ich trotz meiner aufopfernden und uneigennützigen Thätigkeit — ich sage uneigennützig, weil mein Gehalt nicht im Einklang mit der Zeit stand, welche ich täglich dem Conservatorium widmete — zu bestehen hatte; aber so viel steht fest, daß meine Stellung in diesem Kunstinstitut von jeher eine der schwierigsten war, und daß den Opfern, welche ich demselben brachte, nie Rechnung getragen wurde.

Nun ereignete es sich, daß der Präsident des Conservatoriums, Herr Egger, sowie der Vice-Präsident desselben, Herr Mosenthal, welche mir immer helfend und rathend als treue Freunde zur Seite gestanden hatten, innerhalb eines Zeitraumes von nur vierzehn Tagen durch einen jähen Tod dahingerafft wurden. Neue, mir ganz fremde Elemente zogen in die Direction des Conservatoriums ein.

Baron Hoffmann, der neue Präsident, war — weil ich einem händeküssenden und kniebeugenden Systeme nie gehuldigt hatte und ihm daher mit freimüthiger Selbständigkeit begegnete — von vornherein gegen mich eingenommen, der artistische Director, Herr Hellmesberger, obgleich ein Künstler ersten Ranges, zeichnete sich nach wie vor mir gegenüber durch Mangel an Consequenz und Offenheit aus. Ich war daher Unannehmlichkeiten aller Art ausgesetzt.

So wurden mir z. B. bei der geringsten Zeitversäumniß — es klingt unglaublich — Gehalts Abzüge zu theil. Unzählig waren die Kränkungen und Nadelstiche, welche ich seit dem Tode meiner zwei wohlwollenden und mich hoch schätzenden Freunde zu erdulden hatte.

Müde des Kampfes, reichte ich im Monat December meine Demission für das Ende des Schuljahres, Juli 1878, ein, doch gestalteten sich die Verhältnisse von Tag zu Tag so ungünstig, daß meine Künstlerwürde es nicht zuließ, länger in einem Institute zu wirken, welchem ich mit der größten Aufopferung und Opferwilligkeit siebzehn Jahre meines Lebens gewidmet hatte. Ich verließ das Wiener Conservatorium daher mitten im Schuljahr und zwar gegen Ende Februar 1878.

Dieser Entschluß hatte mich einen großen Kampf gekostet. Meine Thätigkeit in dieser Anstalt, zu deren Ruhm und Förderung ich nicht wenig beigetragen hatte, war mir zum Lebensbedürfniß geworden, und es schien mir beinahe Verrath an meinen Schülerinnen, dieselben zu verlassen. Die armen Mädchen, deren Zahl eine sehr bedeutende war, standen anfangs rathlos da. Mehr denn zwanzig

darunter, welche den Gedanken an eine Trennung von mir nicht ertragen konnten, verließen daher das Conservatorium, um ihre Studien bei mir im Privat-Unterrichte zu vollenden.

In wenigen Wochen hatte ich eine vollständige Gesangsschule in meinem Hause gegründet. Es dünkte mir eine heilige Pflicht, in diesem, für meine Schülerinnen so wichtigen und schwierigen Momente, kein materielles Opfer zu scheuen, um ihnen zur Erreichung ihres Zweckes und zur Vollendung ihrer Studien helfend zur Seite zu stehen.

Als die Nachricht meines Rücktrittes sich im Auslande verbreitete, erhielt ich von vielen Conservatorien die ehrenvollsten Anträge. Rußland schien mir aber zu kalt, Amerika zu weit, der Wirkungskreis in deutschen Städten, wie Dresden, Leipzig ꝛc. zu klein, Italien für angestrengte Thätigkeit zu heiß. So entschied ich mich endlich für Brüssel.

Die Unterhandlungen mit Herrn Gevaert, dem artistischen Director des Brüsseler Conservatoriums, fanden einen günstigen Abschluß, und Se. Maj. der König von Belgien übersandte mir das Dekret.

Kaum hatte ich das Dekret unterzeichnet, so empfand ich Reue!

Ich hatte in den letzten Jahren so viel des Bittern erfahren, so viel Unbill ertragen, daß der Gedanke, einem neuen Institute anzugehören, mich neuen Verhältnissen unterordnen zu müssen, mich mit Angst erfüllte.

Ich bat daher Herrn Director Gevaert, mir meine Freiheit wiederzugeben, schrieb dem belgischen »ministre

des beaux arts einen höflichen Entschuldigungsbrief und — blieb in Wien.

Von nun an wandte ich meine volle Thatkraft meiner Privatschule zu, deren Blühen und Gedeihen mir eine große künstlerische Befriedigung bot.

Der Starenberger See und die Pariser Welt-Ausstellung.

Ende Juli desselben Jahres reisten wir über München nach dem Starenberger See, wo wir mit unseren Kindern aus Neapel zusammentrafen und einen Monat verweilten.

Wir bewohnten das dicht an der Eisenbahnstation und dem Landungsplatz der Dampfschiffe gelegene Hotel de Bavière, von wo aus wir einen großen Theil der reizenden Ufer übersehen konnten. Dem Hotel de Bavière gegenüber liegt das Königliche Schloß Berg.

Dort weilte der König Ludwig in vollständiger Zurückgezogenheit. Wir machten alle nur erdenklichen Anstrengungen, um ihn zu sehen, bewaffneten uns mit Fernrohren, fuhren in kleinen Booten unzählige Male vor dem Schloß auf und ab, doch vergeblich! Der König blieb unsichtbar!

Wer hätte damals ahnen können, daß dieser ideale, die Künste fördernde und von seinem Volke angebetete Herrscher sich den Tod geben und in dem stillen, klaren See zur letzten Ruhe betten würde?

Leider war das Wetter während unseres letzten Aufenthaltes sehr ungünstig. Es regnete unaufhörlich, und nur bei seltenen Sonnenblicken konnten wir uns im Freien ergehen, oder mit den zierlichen, die Küste entlang fahrenden Dampfern die an dem Seeufer gelegenen Orte Leoni, Tutzing, Possenhofen ꝛc. besuchen. Im traulichen Familienkreise verflog dennoch die Zeit nur zu rasch, und nur zu bald schlug die Trennungsstunde!

Unsere etwas leidende Tochter Stella begleitete ihre Schwester Therese gesundheitshalber nach Neapel. Wir reisten nach Paris, um Blanche, unsern Benjamin, in eine Erziehungsanstalt zu bringen und um zugleich die so hochgepriesene Weltausstellung zu besichtigen.

Ich nahm die so liebenswürdig gebotene Gastfreundschaft meiner ehemaligen Schülerin Gabriele Kraus an, bei welcher ich drei höchst angenehme Wochen zubrachte. Mein Mann schlug sein Quartier in einem nahegelegenen Hôtel auf.

Die Ausstellung übertraf jede Erwartung! Tagelang wanderten wir in derselben umher und wurden nie müde, die mannigfaltigen und interessanten Ausstellungsgegenstände aller Zonen und Länder anzusehen.

Ein Umstand berührte mich jedoch höchst peinlich! In der Exposition retro-spective sahen wir unter einer Glasglocke die Partitur des »Don Juan«, deren Eigenthümerin Frau Pauline Viardot ist.

Daß Oesterreich ein so werthvolles National-Juwel aus der Hand geben konnte, ist und bleibt unbegreiflich!

Der rühmlichst bekannte Pianist Ernst Pauer in London hatte von seinem Verwandten, Johann André in Offenbach — Besitzer des größten Theils der Mozart'schen Manu

skripte — den Auftrag erhalten, die Partitur des »Don Juan« zu veräußern. Er bot sie der K. K. Hof-Bibliothek in Wien, sowie der K. Hof-Bibliothek in Berlin an, konnte sich aber mit deren Leitern nicht verständigen. Das British Museum feilschte um 25 Guineen. Als Frau Viardot hiervon Kenntniß erhielt, erstand sie dieses unschätzbare Manuskript — wenn ich nicht irre — um den geringen Betrag von 200 Pfd. Sterling.

Wenn die Deutschen ein warmes, nationales Kunstgefühl besäßen, so hätte die Partitur des »Don Juan« nie in fremde Lande wandern dürfen.

In der Großen Oper in Paris sang Gabriele Kraus zur Zeit meines Aufenthaltes nur einmal und zwar in der »Afrikanerin«. Ich freute mich des ihr zu Theil werdenden rauschenden Beifalls und gedachte dabei des Wiener Publikums, welches diese außergewöhnliche Künstlerin nie zu würdigen verstanden hat.

In dieser Periode hörte ich ebenfalls »Le Roi de Lahore« von Massenet, in welchem Mademoiselle de Reszke und der Bariton Lassalle Vorzügliches leisteten. Erstere hat seit einiger Zeit die Bühne verlassen; Lassalle ist aber heute noch ein Liebling des Pariser Publikums.

Das Neue Pariser Opernhaus steht an Einheit des Stiles, Bequemlichkeit, Akustik, Ventilation ꝛc. dem Wiener Opernhaus um Vieles nach; auch die Chöre, das Orchester, die mise en scène, ja selbst das Ballet schienen mir damals in Wien künstlerisch bedeutender, dagegen sind die französischen Sänger und Sängerinnen, was Darstellung, Vortrag, Deutlichkeit der Aussprache und Stil betrifft, den Deutschen weit überlegen. Der Franzose singt den Text, der Deutsche die Musik. Der Franzose nüancirt seinen

Gesang, der Deutsche singt von Anfang bis zu Ende mit voller Stimme. Wer in Deutschland keine große Stimme besitzt, wird nicht berücksichtigt, dasselbe ist in Frankreich für den Künstler der Fall, welcher keinen Vortrag, keine Declamation hat. Beides vereint bildet den »Stern«.

Ich persönlich verzichte gern auf die großen, dicken tönenden Stimmen. Ich halte es mit dem gefühlvollen Vortrag und der dramatischen Declamation.

In der Komischen Oper hörte ich »Mignon« von Ambroise Thomas. Madame Galli-Marié sang die Titelrolle auf echt künstlerische Weise; ihre Leistung war um so bewunderungswürdiger, als sie über wenig Stimme verfügt.

Ambroise Thomas, welcher die Rolle der Mignon für Galli Marie, daher ursprünglich für Mezzo-Sopran schrieb, hat, dem Wunsch der Nilson nachgebend, dieselbe für Sopran umgeschrieben und Läufe, Triller und Verzierungen aller Art hinzugefügt. In letzter Gestaltung geht die Goethe'sche Mignon theilweise verloren, und es tritt an die Stelle des einfachen, poetischen Naturkindes eine Gesangs-Virtuosin, welche mit der leichtfertigen Philine um die Wette singt.

In den »Variétés« bewunderte ich die reizende Judic in »Niniche« und in dem »Théâtre de Renaissance« die talentvolle Granier in »Le petit duc« von Lecoq. Beide Sängerinnen sind groß in ihrem kleinen genre.

Die Operette ist sowohl in Frankreich, wie auch in Italien streng von der Oper geschieden. In Deutschland ist dies — einige Hoftheater ausgenommen — nicht der Fall. Jedes Genre erheischt von dem Künstler, um in

demselben Vorzügliches zu leisten, nicht nur ein tiefes und eingehendes Studium, sondern auch eine entsprechende Individualität. Man geht heute in Deutschland so weit, daß man in den Contracten der Sängerinnen die Bezeichnung des Faches — wie dies früher der Fall war — wegläßt und ganz einfach »Sängerin« hinsetzt. Man verlangt ferner, daß sie heute lyrische, morgen komische und übermorgen hochdramatische Rollen vertreten. Ich hörte in Frankfurt a. M. ein und dieselbe Künstlerin die Elsa in »Lohengrin« und wenige Tage darauf die Hauptrolle in dem »Bettelstudenten« von Millöcker singen.

Die Ansprüche, welche man in Deutschland an eine Opernsängerin macht, sind unglaubliche; ihre physischen und psychischen Kräfte werden durch die Mannigfaltigkeit und stete Abwechslung des Repertoires so sehr in Anspruch genommen, daß sie künstlerischen Anforderungen nur höchst selten gerecht werden kann. Starkes Nervensystem, tüchtige Lungen, feste Stimmbänder und ein Riesen-Gedächtniß, dies sind die Haupterfordernisse, um eine deutsche Opernsängerin zu werden. Musikalisch muß sie auch sein, denn mir sind viele Fälle bekannt, in welchen sie — dem Verlangen der Direction entsprechend — in drei bis vier Tagen eine neue Rolle einstudiren mußte. Eine meiner Schülerinnen hatte 54 Rollen auf ihrem Repertoire. Im Gegensatz zu diesen unerhörten Anforderungen und musikalisch nicht unbedeutenden Leistungen hat das Repertoire einer Patti, Lind und Nilson wohl nicht mehr als zwölf Rollen umfaßt. Sie haben bei geringer Mühe Millionen verdient, während die deutsche Sängerin für geringen Lohn und im Schweiße ihres Angesichtes arbeitet, ohne je ein namhaftes Vermögen zu ersingen.

Kurz vor unserer Abreise von Paris brachten wir, einer Einladung Gounods folgend, einige Stunden auf dessen reizender Villa in St. Cloud zu. Gounod, der nur eine Componisten-Stimme besitzt, sang uns mit herrlichem Vortrag La grande scène du baptême aus seiner Oper »Polyeucte« vor. Diese Scene, welche musikalisch ergreifend und höchst bedeutend ist, bildet den Glanzpunkt des Werkes, welchem man jedoch den Vorwurf macht, zu sehr im Oratorium-Stile gehalten zu sein. Leider konnten wir der bald darauf folgenden Aufführung des Polyeucte, in welchem Gabriele Kraus in der Rolle der »Pauline« Triumphe feierte, nicht mehr beiwohnen.

Wir sahen und hörten gar viel des Interessanten während der Ausstellung und trennten uns schwer von dem an Abwechslungen reichen, schönen, anziehenden Paris.

An einem trüben und regnerischen September-Abend, der gar wenig mit der vergangenen Freude und Herrlichkeit in Einklang stand, fuhren wir nach dem Bahnhofe. Ein unbeschreiblicher Wirrwarr herrschte an demselben, das Gedränge der Abreisenden war höchst unerquicklich. In allen Sprachen wurde geschrieen, gebeten, befohlen, geflucht. Jeder wollte der Erste sein, Jeder den besten Platz haben. Gar manches Silberstück glitt in die Hände des Portiers, welcher schmunzelnd auch unsere Gabe in Empfang nahm.

Die Glocke ertönte, und die Reisenden stürzten nach den Waggons. Wer beschreibt unser Erstaunen! Alle waren bereits besetzt.

Der Portier hatte seine Bevorzugten bereits in Sicherheit gebracht, doch auch die Gaben der Betrogenen nicht verschmäht.

Wir verzweifelten schon, Plätze zu finden, als ich von kräftiger Hand plötzlich in einen Waggon mehr geworfen denn gehoben wurde. Mein Mann folgte mir bald nach, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Heimgekehrt.

Am 14. August 1878 trafen wir in der Kaiserstadt wieder ein. Von dem Pariser fröhlichen Leben und Treiben, sowie von den Herrlichkeiten der Ausstellung noch ganz berauscht, erschien mir Wien öde, traurig, ja langweilig.

Wenn ich Morgens an mein Fenster trat, sah ich statt einer heiteren, lebhaften, ihrer Beschäftigung zueilenden Menge nur müde, verschlafene, schlecht genährte Arbeiter, welche schleppenden Ganges an ihr Tagewerk gingen, oder Mädchen und Frauen, welche, vor Karren gespannt, schwere Lasten ziehen mußten, während die Männer, ihre Pfeife schmauchend, hinterdrein gingen.

Die Presse hat sich oftmals des Hundes angenommen, welcher in Oesterreich wie in Deutschland als Zugthier behandelt wird, aber den Frauen des Volkes zollt man wenig Mitleid, und Niemand hat sich bis heute zu ihrem Vertheidiger aufgeworfen. Diese armen weißen Sklavinnen müssen nach wie vor in Gesellschaft der Männer die schwersten Arbeiten verrichten, und wenn man sie Sommers schweißtriefend und Winters zähneklappernd an öffentlichen Bauten arbeiten sieht, so möchte Einem schier das Herz brechen.

Von Frankreich kommend, berührte mich dieser Umstand wieder höchst peinlich.

Hoffen wir, daß die fortschreitende Civilisation auch diesen socialen Mißstand beseitigen wird.

Meine Schülerinnen ließen mir jedoch nicht lange Zeit zu trübsinnigen, philosophischen Betrachtungen über die Bestimmung der Frau. Sie forderten von mir energisch ihr Recht, und nach wochenlangem Nichtsthun ging es wieder an die Arbeit.

In meiner Familie aber war es sehr still geworden. Unsere etwas leidende Stella befand sich bei ihrer Schwester in Neapel, und die jüngere Blanche saß in schwarzwollener Pensions-Uniform auf harter Schulbank in Paris.

Der Tag verflog zwar rasch, denn meine Singvögel zwitscherten nach Herzenslust, aber die Abende schienen mir unerträglich lang.

Früher hatte allabendlich Familien-Concert bei uns stattgefunden. Stella, eine Schülerin des ausgezeichneten Professors Anton Door, war eine vortreffliche Klavierspielerin. Sie spielte uns Sonaten von Mozart, Beethoven und von ihren Lieblings-Componisten Grieg und Schumann vor. Blanche, welche sich die Violine zum Instrument erwählt hatte, vereinte oftmals den Klang ihrer Geige mit dem Spiele ihrer Schwester, und zum Schluß sangen uns Beide mit jugendfrischen Stimmen Duette von Mendelssohn und Rubinstein vor.

Die Erinnerung an diese traulichen Abende erfüllte mich mit tiefem Weh.

Es mußte ein Mittel zur Zerstreuung gefunden werden.

Ich griff zum Einzigen, zum Besten, zur Arbeit, zum Studium.

Da ich zur Zeit mehrere Russinnen unterrichtete, welche nur ihrer Muttersprache mächtig waren, ich mich beim Unterricht daher eines Dolmetschers bedienen mußte, so verfiel ich auf den Gedanken, russisch zu lernen. Meine Schülerin Nadine Boutitchoff erbot sich, mir diese so schwierige Sprache beizubringen.

Jeden Sonntag Morgen erschien meine gestrenge Meisterin, und allabendlich malte ich wie ein braves Schulkind Buchstaben hin, lernte Worte und Sätze auswendig, declinirte Zeitwörter und lernte meine Aufgaben.

Auf diese Weise verscheuchte ich meine trüben Gedanken und erlernte eine Sprache, deren Kenntniß mir schon oftmals von großem Nutzen war.

Anfang December kehrte unsere Stella, von Verwandten begleitet, nach Wien zurück. Unbezwingbare Sehnsucht nach uns ließ sie des Winters Schneestürme dem immer lachenden Süden vorziehen.

Nun zog wieder neues Leben in unser Haus ein, und wir verlebten einen ebenso gesellschaftlich angenehmen als künstlerisch interessanten Winter.

Am 31. März 1879 gab ich meine erste dramatische Vorstellung in unserm Hause.

Der Hofburgschauspieler, Professor Leo Friedrich, mein ehemaliger College am Conservatorium und nach meinem Austritt aus demselben Lehrer meiner Privatschülerinnen, erwarb sich um diese Vorstellungen große Verdienste.

In wenig Stunden hatten die Arbeiter des Hofburgtheaters eine reizende kleine Bühne in unserm Salon aufgeschlagen, welche Scenenwechsel ermöglichte und den strengsten künstlerischen Anforderungen entsprach.

Der treffliche Klavierspieler Gustav Geiringer hatte die Begleitung übernommen.

Baron Hoffmann, Präsident des Conservatoriums und Intendant des Hof-Operntheaters, derselbe, welcher früher mein größter Gegner gewesen, nachdem er jedoch Gelegenheit gehabt, mich näher kennen zu lernen, einer meiner besten und treuesten Freunde geworden war, stellte mir sämmtliche Costüme der Hof-Oper zur Verfügung.

Das Programm enthielt Nummern aus dem »Freischütz«, aus »Martha«, »Hamlet«, »Mignon«, »Aida«, »Linda«, den »lustigen Weibern von Windsor«, dem »Maurer und Schlosser«, der »Favorite« und dem »Glöcklein des Eremiten«.

Zu der Hauptprobe hatte ich die Eltern, Freunde und Verwandten der Schülerinnen, zu der Aufführung unsere Freunde und Bekannten eingeladen.

Der Erfolg war ein so bedeutender, daß der rühmlichst bekannte Schriftsteller und Musik-Kritiker Dr. Eduard Hanslick sich veranlaßt sah, Anfang April 1879 folgenden Artikel in der »Neuen freien Presse« erscheinen zu lassen.

„In der Wohnung der Frau Marchesi fand kürzlich eine musikalisch-dramatische Soirée statt, welche zwar nur einer geladenen Gesellschaft zugänglich, aber doch von unleugbar größerer künstlerischer Wichtigkeit war. Bekanntlich hat das Wiener Conservatorium vor Jahr und Tag das Mißgeschick gehabt, Frau Marchesi, seine berühmteste und erfolgreichste Lehrkraft, zu verlieren; der Stadt Wien ist sie jedoch glücklicherweise erhalten geblieben.

Mit welchem künstlerischen Eifer und Erfolg Frau Marchesi sich gegenwärtig außerhalb des Conservatoriums der Ausbildung junger Talente widmet, bewies die erwähnte Opern-Schulproduction. Mit wahrhaft ingeniöser Raumbenutzung war im Salon eine kleine Bühne mit Vorhang und Decorationen errichtet. Hier producirten sich vor

einem meist der Aristokratie und der Kunstwelt angehörigen eleganten Publikum die besten, gegenwärtig bei Frau Marchesi studirenden Zöglinge. Es wurden zwölf Opernscenen aufgeführt — deutsch und italienisch —, durchaus theatralisch im Costüm. Die jungen Damen, zum größten Theil sehr stimmbegabt und talentvoll, bewährten bei diesem ersten dramatischen Versuche eine merkwürdige Sicherheit im Gesangsvortrag wie im Spiel. In letzter Hinsicht waren sie der Unterweisung des Hofburg-Schauspielers Herrn Leo Friedrich zu besonderem Danke verpflichtet. Die jungen Damen — mit Einschluß des Chores wohl zwanzig an der Zahl — gaben nicht nur ein beredtes Zeugniß für die treffliche Methode der Frau Marchesi, sondern auch für die Anziehungskraft, welche Letztere auf Kunstjünger aus weiter Ferne ausübt. Wir fanden in dem Personenverzeichniß der kleinen Theater-Vorstellung Gesangsschülerinnen genannt, die aus Moskau, Petersburg, Nischni-Nowgorod, aus Chicago, San Francisco und Texas gereist kamen, von Dresden, Breslau, Karlsruhe und dergleichen nicht zu reden. Wir können unmöglich alle Namen nennen, dürfen jedoch nicht unterlassen, die prachtvollen Stimmen der drei russischen Damen Fräulein Gollikow (Siebel), Boulitchoff (Margarethe) und Porafidin (Nancy), dann die brillante Coloratur von Fräulein Nevada (Ophelia, Linda), sowie das ungewöhnliche Lustspiel-Talent von Fräulein Marie Müller (Rose Friquet) hervorzuheben.

Die ganze Production hinterließ bei allen Zuhörern den Eindruck vollständiger Befriedigung."

Von den damals mitwirkenden Schülerinnen haben sich mehrere verheirathet und entsagten ihren Kunstträumen. Zwei darunter, Nadina Boutchikoff und Emma Nevada, haben sich einen bedeutenden Namen erworben.

Erstere, aus Nischni Nowgorod gebürtig, sang, nachdem sie im Juli 1879 ihre Studien beendet hatte, während mehrerer Jahre an den ersten Bühnen Italiens, sodann in Moskau, Petersburg, Madrid ꝛc., und erregte überall durch ihre schöne Stimme und durch ihre dramatische Auffassung großes Aufsehen. In Madrid wurde sie von der königlichen Familie besonders ausgezeichnet. Im Sommer

des Jahres 1880 sang Nadina Boulitchoff in Rio de Janeiro, wo nicht nur ihre künstlerischen, sondern auch ihre menschlichen Vorzüge ins hellste Licht traten.

Bekanntlich war Brasilien — ich kann sagen, bis noch vor wenigen Tagen — die Heimstätte des schrecklichen und barbarischen Sklavenhandels. Als nun Nadina bei Gelegenheit ihrer Benefiz-Vorstellung erfuhr, daß man sie bei derselben mit glänzenden Geschenken feiern wolle, bat sie, daß die dafür bestimmten Summen lieber für die Befreiung von Sklavinnen verwendet werden möchten. Sie hatte die Genugthuung, *sieben* arme Geschöpfe auf diese Weise ihrem unglücklichen Loose zu entreißen. Eines dieser armen Wesen war erst kurz vorher auf Veranlassung ihrer Herrin auf öffentlichem Platz gepeitscht worden, weil sie sich eine Dienstvernachlässigung hatte zu Schulden kommen lassen. Es soll rührend gewesen sein — so sagen die Journale --, als am Benefiz-Abend, nach dem dritten Act der Oper »Aida«, die sieben Negerinnen auf die Bühne traten, um unter der Führung des um die Anti Sklaverei hochverdienten José Patrocinio ihrer Befreierin zu danken. Viele Minuten lang ertönte Beifall durch das dichtbesetzte Haus, die Nationalhymne fiel ein, der Kaiser und das ganze Publikum erhoben sich, und der wohlthätigen Künstlerin wurde eine glänzende Ovation zu theil. Dies war für Nadine Boutchikoff ein Augenblick des Glückes, wie es deren wohl nur wenige auf Erden giebt.

Emma Nevada, deren Familienname Wixom ist, beendete ihre Studien einige Monate später als Nadine Boutchikoff. Sie wurde in Californien geboren, wo ihr Vater Arzt war. Schon von frühester Jugend zeigte sie große musikalische Anlagen. Im Alter von vier Jahren

sang die kleine Emma in einem öffentlichen Concert das Lied: »The star spangled banner«; sie erregte unbeschreiblichen Enthusiasmus und galt als Wunderkind. Einige Zeit darauf zog sie mit ihren Eltern nach Austin in Nevada. In ihrem zwölften Jahre verlor sie ihre Mutter. Nach diesem herben Verluste brachte Dr. Wixom seine Tochter nach San Francisco, wo sie in Mill's Seminarium eintrat. Ihr Studium wurde durch ein Diplom gekrönt. Nach Beendigung desselben kehrte sie zu ihrem Vater zurück, welcher den lang gehegten Wunsch Emmas, Gesang zu studiren, nun erfüllte. Sie wurde Herrn Dr. Ebel, Director der Schule Ebel in Berlin, anvertraut, welcher alljährlich Amerika bereiste, um junge, sich verschiedenen Studien widmende Damen in seine Anstalt nach Berlin zu bringen.

Im März 1877 verließ das Schiff »Frisia« New York. Auf demselben befand sich Dr. Ebel mit zwölf Schülerinnen, worunter Emma. Kurze Zeit nach der Abreise fühlte sich derselbe unwohl und zog sich in seine Kabine zurück, welche er nicht wieder verließ.

Die Aufregung der ihm anvertrauten jungen Mädchen war keine geringe, als Dr. Ebel wenige Minuten vor der Ankunft in Hamburg verschied. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Seine ahnungslose junge Frau stand am Ufer, den Gatten zu empfangen. Kurz nach diesem traurigen Ereignisse reisten sämmtliche Amerikanerinnen unter Obhut der von Schmerz tiefgebeugten Wittwe nach Berlin. Dort angekommen, besuchte Emma den rühmlichst bekannten Musikkritiker Dr. Ehrlich, für welchen sie warme Empfehlungsschreiben hatte. Er rieth ihr, unverzüglich nach Wien zu reisen, um sich meiner künstlerischen Leitung anzuvertrauen.

Eines Morgens trat ein junges Mädchen bei mir ein, welches sich mit den Worten: „Seien Sie der Waise eine zweite Mutter!" in meine Arme warf.

Der Ruf der kleinen amerikanischen Nachtigall — wie man sie in Wien zu nennen pflegte — wurde schon nach zweijährigem Studium so groß, daß man sie zur Mitwirkung in den »concerts du conservatoire« einlud. Gewiß eine seltene Auszeichnung für eine Anfängerin.

Baron von Hülsen, damals Intendant der Königlichen Hof-Oper in Berlin, hörte die junge Sängerin in unserm Hause; er engagirte sie unter sehr vortheilhaften Bedingungen auf drei Jahre nach Berlin. Sie löste jedoch bald darauf diesen Contract, fürchtend, daß sie für eine deutsche Sängerin nicht genug physische Kraft besäße.

Im Herbst 1880 debutirte die junge Kunstnovize als Somnambula in Triest und sang in den drei darauf folgenden Jahren mit dem größten Erfolg an den ersten Bühnen Italiens.

Im September 1883 kam Emma Nevada nach Paris. Herr Carvalho, Director der Komischen Oper in Paris, engagirte sie kurz darauf auf drei Jahre.

Nach einigen Monaten, welche sie ausschließlich dem Studium der französischen Sprache gewidmet hatte, debutirte Emma in der Oper »La Perle du Brésil« von Félicien David.

Ihre umfangreiche, sympathische Sopranstimme, sowie ihre seltene Virtuosität erregten großes Aufsehen. Die Arie des »Mysoli«, für welchen ich eine point d'orgue mit Flötenbegleitung geschrieben hatte, wurde stets zur Wiederholung begehrt.

Mißverständnisse mit der Direction bestimmten die in Paris bereits so beliebte Sängerin, ihren Contract zu lösen.

Wir finden sie im Frühjahr 1884 an der von Victor Maurel geleiteten italienischen Oper in Paris, wo sie als Somnambula und Lucia glänzte.

Seitdem sang Emma Nevada in England, Italien, Amerika ꝛc. und fand überall die wärmste Aufnahme. Am 1. October 1885 vermählte sie sich in Paris mit einem englischen Arzte, Dr. Palmer, kehrte aber nach ihrer Hochzeit sogleich nach Amerika zurück. Nach einer sehr erfolgreichen Tournée in ihrem Vaterlande wählte sie abermals Paris zu ihrem Aufenthalt. Die Geburt eines Töchterchens, welches in der Taufe die Namen Mignon, Mathilde erhielt (Ambroise Thomas und ich waren zu Pathen erwählt worden), unterbrach auf einige Zeit Emmas Carrière, doch hat sie seitdem mit größtem Erfolge in Florenz, Nizza, London gastirt. Die kleine Mignon begleitet ihr singendes Mütterlein auf allen ihren Kunstreisen.

Das erste Schuljahr in meinem Privat-Conservatorium nahte seinem Ende. Es war in rastloser Thätigkeit dahingeflogen.

Im Juni kam unsere Tochter Blanche aus der Pariser Pension zurück. Unser Familienleben hätte nun ein fröhliches, ein ungetrübtes sein können, wenn die schwankende Gesundheit unserer Tochter Stella uns nicht mit Besorgniß erfüllt hätte. Wie peinlich, wie traurig ist es doch, geliebten Wesen nicht immer hülfebringend zur Seite stehen zu können, und wie machtlos fühlen wir uns den unerbittlichen Gesetzen der Natur gegenüber. Verschiedene Badeorte, welche wir mit Stella besuchten, brachten wohl Linderung ihrer Leiden, doch ihr Gesundheitszustand erheischte die größte Sorgfalt und Ruhe.

Die zwei letzten Jahre in Wien.

Den darauffolgenden Winter verlebten wir still und zurückgezogen. Theater und gesellschaftliche Vergnügungen hatten ihren Reiz für mich verloren. In meiner Schule hingegen herrschte reges Leben; der Eifer meiner Schülerinnen spornte mich zu erhöhter Thätigkeit an, und die Arbeit stählte meinen oft sinkenden Muth. Den 14. März 1880, an meinem Namenstage, gab ich die zweite dramatische Aufführung in unserm Hause. Die kleine Bühne war von Schülerinnen mit den schönsten Blumen und den seltensten Pflanzen geschmückt worden. Es war ein bezaubernder Anblick.

Das Programm enthielt Nummern aus »Carmen«, dem »Fliegenden Holländer«, der »Jüdin«, »Aïda«, »Trovatore«, »Johann von Paris«, den »Hugenotten«, dem »Schwarzen Domino«, »Cosi fan tutte«, »Don Carlos«, »Linda« und »Der König hat's gesagt«.

Die Direction des Hof-Operntheaters hatte mir abermals mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit sowohl für die Chöre wie für die Solistinnen die reichsten Costüme zur Verfügung gestellt, und Professor Friederich hatte sich auch dieses Mal um die Inscenirung große Verdienste erworben. Die jungen Damen, welche sich bei dieser Aufführung am meisten auszeichneten, waren: Elsa Hülters, Betty Frank, Minna Walter, Adele Gloser, Marie Müller, Eulalie Risten und Rosa Papier. Letztere betrat an jenem Abend zum ersten Male die Bühne. Obgleich ihr nur kleine Rollen — die Ehrendame in den »Hugenotten« und Mary in dem »Fliegenden Holländer« — zugetheilt waren, so

machte sie sich doch schon damals durch ihre musikalische Sicherheit und den schönen Klang ihres Mezzo-Sopran bemerkbar. Dieser Opern-Vorstellung reihten sich noch mehrere öffentliche Prüfungen im Saale Börsendorfer an.

Prüfungen haben den großen Vortheil, die Schüler nicht nur an die Oeffentlichkeit zu gewöhnen, sondern ihren Fleiß und ihren Ehrgeiz anzuspornen. Ich möchte überhaupt für jedes Studium den Klassen- anstatt des Privat-Unterrichts anrathen, ganz besonders aber bei dem Gesange. Schon durch das Zuhören lernt der Schüler unendlich viel, schwache Stimmen kann der Lehrer, um jede Anstrengung zu vermeiden, öfters ausruhen lassen, Schülerinnen, welche sich dem Unterricht widmen, erlernen die Behandlung verschiedener Singstimmengattungen; der Klassen-Unterricht ermöglicht das Studium von Ensemble Stücken und, was nicht zu unterschätzen, er vermindert die lästige Selbst überhebung. Dafür, daß in den Klassen Einigkeit herrscht und die Schüler in gutem Einverständniß leben, ist Pflicht des Lehrers zu sorgen.

Das Frühjahr nahte seinem Ende. Stella's Zustand ward besorgnißerregend. Die Aerzte riethen zu einer Kur in Gleichenberg. Wie beneidete ich doch damals die Mütter, welche, fesselfrei, sich einzig und allein der Pflege ihrer Kinder widmen dürfen. Mehr denn je grollte ich mit meinem Geschick und verwünschte nicht nur meine Verpflichtungen gegen die mir anvertrauten Kunstjünger, sondern auch die Kunst selbst, welche mir so schwere Opfer auferlegte. Ich mußte in Wien zurückbleiben, während meine Stella, von ihrem Vater und Blanche begleitet, nach Gleichenberg reiste, wo sie zwei Monate verweilte.

Als wir an dem Tage der Abreise am Südbahnhof

ankamen, fanden wir bereits alle Schülerinnen zum Abschied versammelt; sie hatten das Innere des Reise-Coupés mit Blumen ausgeschmückt und überreichten der von Allen geliebten Kranken sinnige und für sie nützliche Geschenke.

Kein Auge blieb thränenleer, als der Zug sich in Bewegung setzte. Wer beschreibt meinen Kummer, als ich in die vereinsamte Wohnung zurückkehrte? —

Ein — obgleich schwacher — Trost sollte mir jedoch werden.

Frau Johnson, eine meiner russischen Schülerinnen, bat, mir Gesellschaft leisten zu dürfen. Ich nahm es dankbar an.

Sie war mir in jener trüben, schweren Zeit eine liebevolle Trösterin; ewig werde ich ihr dafür dankbar sein.

Frau Johnson, welche sich bei mir zum Lehrfach ausbildete, ist seit einigen Jahren eine der beliebtesten Gesanglehrerinnen in Petersburg.

Nach Schluß des Schuljahres reiste ich nach Triest, wo ich, nach mir endlos scheinender Trennung, mit den Meinen wieder zusammentraf. Ich fand meine Tochter durch die Gleichenberger Kur so wohl aussehend und so gekräftigt, daß ich es für unbedenklich hielt, wenn sie einen Ausflug nach Miramare mit uns machte.

Das durch seinen ehemaligen unglücklichen Besitzer, den in Mexiko hingemordeten Kaiser Maximilian, so berühmt gewordene Miramare liegt nahe bei Triest und hart an dem Meere, welches den schönen und großen Park umspült. Ueberall herrschte unheimliche Stille. Wir durcheilten rasch die vereinsamten Räume des Schlosses, in welchem einst helle Lust und Freude waltete; unwillkürlich flogen meine Gedanken weit weg von hier über die Alpen zu der armen Frau im ebenso einsamen Schlosse zu

Lacken, der der gewaltsame Tod des Gatten den schrecklichen Trauerschleier geistiger Umnachtung übergeworfen, Beide, Mann wie Frau, Opfer des unersättlichen Moloch Politik.

Von Triest reisten wir in kleinen Tagereisen nach Bologna, wo wir einige Tage in dem nicht weit von der Stadt entfernten Schlosse meiner ehemaligen Schülerin Etelka Gerster verweilten.

Dieses Schloß, Villa Mezzana genannt, liegt inmitten eines schönen Parkes auf einem von Weinbergen und Kornfeldern bedeckten Berge, an dessen Fuß, in der von dem Silberbande des Flusses Reno durchzogenen Ebene, sich die kleine Stadt Sasso ausbreitet.

Wenn man bedenkt, daß Etelka Gerster nach kurzer Laufbahn sich dieses glänzende Heim durch ihre Kunst erwarb, so beschleicht einen ein trauriges Gefühl, wenn man sich das Loos der deutschen Sängerinnen vergegenwärtigt, welche nach einem Leben voll Arbeit oft einem Alter von Entbehrungen entgegensehen. Wir trennten uns schwer von unserer liebenswürdigen Gastgeberin und von der wohlthuenden Wald- und Bergeinsamkeit, aber wir mußten weiter, das Ziel unserer Reise war Resina bei Neapel, wo wir eine Villa gemiethet hatten.

Resina liegt äußerst malerisch am Fuße des von Weinbergen bedeckten Vesuvs und ist auf Herculanum erbaut. Unser Garten, in welchem uns goldene Trauben und süße Feigen zum Genusse einluden, grenzte hart an die ausgegrabenen Stadttheile Herculanums. Im Garten wandelnd, vermochten wir den Blick in die einsamen Straßen der verschütteten Stadt zu tauchen, und oft saßen wir wie festgebannt vor den stummen Zeugen alter Herrlichkeit. Von dem Balkon der Villa aus sahen wir die Hänge des viel

gepriesenen und vielbesungenen Golfs von Neapel sich in dem dunkelblauen Meere spiegeln. Die Inseln Ischia, Procida, sowie das liebliche Sorrent, Tasso's Geburtsort und Lieblingsaufenthalt, und der ewig grollende, feuerspeiende Vesuv bildeten ein nie ermüdendes, dauernd fesselndes Panorama. Ueber mächtige Lavafelsen führte uns der Weg zur See, wo wir in den kühlen Fluthen Erfrischung suchten. Die Bade-Anstalt, obgleich höchst primitiv, war genügend, um uns das Baden und Schwimmen zu ermöglichen.

Abends lenkten wir meistens unsere Schritte der »Favorita«, einem ehemaligen königlichen Schlosse zu, welches nahe am Meere liegt. Der Ex-Khedive von Egypten hatte zu jener Zeit seinen Harem dort untergebracht. Neger hielten vor demselben Wache, und neugierige Frauenaugen lugten hier und da hinter den herabwallenden Vorhängen der Haremsfenster hervor. Während unseres Aufenthaltes in Resina hatte eine der Frauen Gelegenheit gefunden, zu entspringen, um einem von ihr heißgeliebten Italiener in die Ehe zu folgen. Daß die Aufregung bei diesem Ereignisse eine allgemeine war, ist begreiflich.

Das Volksleben in Neapel bietet des Interessanten unendlich viel. Die Männer sind trotz der glühenden Sonnenhitze rastlos thätig und reinlich gekleidet, Frauen und Kinder aber schmutzig und verwahrlost. Gesang ertönt unablässig von allen Seiten, die Stimmen der niederen Volksklasse sind jedoch scharf und gellend. An Sonn- und Feiertagen erscheinen Alt und Jung, Groß und Klein im Festgewande, um Morgens der Messe beizuwohnen und Abends die nie endenwollenden Illuminationen mit Jubel zu begrüßen, welche immer einem oder dem andern Heiligen zu Ehren veranstaltet werden.

Die Religion im Süden ist nicht etwa eine auf die innere Besserung und Erhebung des Menschen gerichtete, sondern eine äußerliche, im Formenwesen sich genügende.

Wir lebten still und zufrieden, als ich plötzlich von heftigem Fieber befallen wurde. Die Aerzte drangen auf schnelle Abreise. Ich fühlte mich so krank, daß ich nicht zu widersprechen wagte. Stella, welche auf Anordnung derselben den Winter im Süden zubringen sollte, ließen wir unter der liebevollen Obhut ihrer Schwester Therese zurück. Beide gaben uns das Geleite zur Eisenbahnstation, in Neapel und in der letzten Umarmung riefen wir Stella »Auf Wiedersehen!« zu.

Ich habe sie nie wiedergesehen! . . . .

In Rom, Florenz und Bologna hielten wir kurze Rast und gingen dann auf den Lido nach Venedig. Erst nach mehrwöchentlicher Ruhe und guter Pflege konnte ich die Reise nach Wien fortsetzen. Ich kam verspätet dort an und eröffnete die Schule in trübster Stimmung. Das lebensfrische Thun und Treiben meiner Schülerinnen, welches mich früher beglückte, schlug mir tiefe Wunden in mein Herz, ihr Gesang verletzte mein Ohr. Meine Gedanken weilten unabläßig bei meinem kranken Kinde in der Ferne.

Die Berichte aus Neapel lauteten anfangs günstig, in Stellas Briefen drückte sich jedoch eine solche Sehnsucht nach den Eltern aus, daß mein Mann sich entschloß, nach Neapel zu reisen. Zu Weihnachten sollte ich mit Blanche nachfolgen. Anfang November, wenige Wochen nach der Abreise meines Mannes, saß ich, Unterricht ertheilend, an meinem Flügel, als zu ungewohnter Stunde Freunde mich zu sprechen wünschten. Voll banger Ahnung eilte ich ihnen entgegen.

In ihren stummen Zügen las ich das Schreckliche! Alles war vorbei! . . . . . .

. . . . . .

Es giebt Momente in unserm irdischen Dasein, in welchen das Leben zur Bürde wird, und der Tod uns eine Erlösung dünkt. Wenn der wilde Sturm sich jedoch gelegt hat, und der Schmerz sich in milde Thränen auflöst, dann gedenkt man der Wesen, welche uns in Liebe und Treue anhangen und unserer Fürsorge und Gegenliebe bedürfen. Man beugt in Demuth das Haupt vor dem Willen des Allmächtigen und kehrt, wenn auch mit gebrochenem Herzen, zum Leben und zu seinen Pflichten den Lebenden gegenüber zurück.

Die Kunst, die treue Begleiterin meines Lebens, sollte auch diesmal die kranke Seele wieder aufrichten und mir als Trösterin zur Seite stehen. Mit übermenschlicher Kraft raffte ich mich auf und waltete meines Lehramtes.

Nur Eins stand fest! Ich mußte den Ort verlassen, wo Alles mich an meinen herben Verlust erinnerte. Es zog mich mit großer Allgewalt nach der Stadt hin, in welcher ich meine Studien vollendet hatte, nach Paris.

Ehe ich jedoch meinen Plan zur Ausführung brachte, wollte ich mich durch Veranstaltung eines Wohlthätigkeits-Concertes von dem Wiener Publikum und von der Stadt verabschieden, die Zeuge meiner zwanzigjährigen Wirksamkeit gewesen.

Am 14. März 1881 gab ich in dem Theater an der Wien, unter dem Protectorate der Gräfinnen Robilant und Bellegarde, zum Besten des italienischen Unterstützungs-Vereins und der armen Unheilbaren in Währing eine

musikalisch-dramatische Nachmittags-Vorstellung, welcher ein Dilettanten-Concert voranging. In der Vorstellung wirkten die Fräulein: Rosa Papier, Minna Walter, Betty Frank, Gisela Koppmayer, Paula Novack, Eulalie Risley ꝛc. mit, in dem Concert die Gräfinnen Irma Andrassy, Misa Esterházy, Baronin Baum, Pauline von Goldschmidt und meine Tochter Blanche.

Das Theater war überfüllt und der Erfolg nach jeder Richtung hin ein glänzender.

Das Programm enthielt Nummern aus dem »Freischütz«, »Martha«, »Aida«, dem »Fliegenden Holländer«, »Romeo und Giulietta« von Vaccai und »Der König hat's gesagt«. Die Direction der Hofoper hatte mir auch diesmal bereitwilligst alle Costüme zur Verfügung gestellt. Rosa Papier, die heute so beliebte Sängerin der Wiener Oper, erregte bei dieser Vorstellung in der Rolle der Amneris so großes Aufsehen, daß sie den darauffolgenden Tag von Baron Hoffmann an das Hof-Opern-Theater, welches sie seitdem nicht verlassen hat, engagirt wurde. Rosa Papier ist in Baden bei Wien geboren. Sie begann ihre Studien in dem Wiener Conservatorium und beendete dieselben, nach meinem Austritt aus demselben, in meiner Privatschule.

Obgleich musikalisch sehr begabt, hatte die heute so hochbeliebte und allgemein geschätzte Sängerin doch stimmlich große Schwierigkeiten zu überwinden. Ihre klangvolle Mezzo-Sopranstimme war beschränkten Umfanges und bedurfte vorsichtiger Ausbildung. Erst nach vierjährigem Studium konnte Rosa ihre Künstlerlaufbahn beginnen.

Ihre Glanzrollen sind Orpheus, Amneris, Fides, Azucena, Siglinde in der »Walküre«, Elisabeth im »Tannhäuser« und Adriano in »Rienzi«. Auch als Liedersängerin

leistet dieselbe Vorzügliches. Möge sie nie die Schwierigkeiten vergessen, welche sie zum Anfang ihrer Studien zu überwinden hatte, ihrer Stimme keine zu großen Aufgaben stellen und durch maßvollen künstlerischen Vortrag den deutschen Sängerinnen ein Beispiel »del bel canto« geben.

Auch von den anderen mitwirkenden Schülerinnen haben Einige Tüchtiges geleistet. Minna Walter wurde nach ihrem Austritt aus meiner Schule auf drei Jahre als lyrische Sängerin an das Stadttheater in Frankfurt a M. engagirt, wo sie als Elsa in »Lohengrin«, Pamina, Agathe ꝛc. sehr schöne Erfolge erzielte. Seit Kurzem ist Minna Walter Mitglied der Wiener Hof-Oper. Betty Frank wirkte während dreier Jahre an der Hofbühne in Wiesbaden, folgte dann einem Engagement in Riga und ist heute erste Coloratur Sängerin in Prag. Ihre Hauptrollen sind: Rosine, Lucia, Despina, in »Cosi fan tutte« ꝛc. Betty Frank verfügt über eine sehr hübsche Sopranstimme, ist eine gewandte Schauspielerin und der Liebling des Prager Publikums.

Eulalie Risley — Amerikanerin — besitzt nicht nur eine schöne und umfangreiche Mezzo Sopranstimme, sondern auch einen außerordentlichen Mechanismus. Man nannte sie überall die zweite Alboni. Sie debutirte im November 1881 als Rosine im Teatro Nicolini in Florenz, sang darauf in Pisa und nahm schließlich ein siebenjähriges Engagement an der ungarischen National-Oper in Pest an. Da dieses Institut keine große Bedeutung in der Musikwelt hat, so blieb auch der Name dieser für eine größere Carrière bestimmten Sängerin bis heute unbekannt.

Das ist aber noch nicht das schlimmste Loos einer Künstlerin. Wie viele meiner wirklich ausgezeichneten

Schülerinnen haben aus Familienrücksichten oder für das liebe Brot, oder gar aus eigenem Unverstand ihre Laufbahn verfehlt.

Gisela Koppmayer, welche in der obengenannten Abschieds-Vorstellung in der Schlußscene aus »Romeo und Giulietta« von Vaccai durch Stimme, Vortrag und Spiel einen großen Erfolg erzielte, verheirathete sich kurz nach meiner Abreise von Wien mit Herrn Staudigl, dem Sohne des einst so gefeierten Baritonisten Staudigl. Sie war während mehrerer Jahre Mitglied der großherzoglichen Bühne in Karlsruhe und ist seit Kurzem an der königlichen Hof-Oper in Berlin engagirt.

Im Monat Juni fanden meine Schluß-Prüfungen in Wien statt. Kaum waren die letzten Töne in denselben verklungen, als die Vorbereitungen zur Uebersiedlung nach Paris begannen. Um diese Zeit erhielt ich folgenden liebenswürdigen Brief von Elise Polko:

Soeben, theure Frau, las ich Ihren Brief in den Signalen, den ich, was seinen künstlerischen Theil betrifft, wie Alles, was in dieser Beziehung von Ihnen kommt, aus vollem Herzen Wort für Wort unterschreibe; aber es erschreckte mich, Sie von einem schweren Verlust reden zu hören. Da muß ich denn zur Stelle die Hände ausstrecken, um Ihnen zuzurufen: Was Ihnen auch geschehen sein möge, liebe, theure Frau, ich bringe Ihnen die innigste Theilnahme entgegen. Sie wissen, mein Herz hat eine große Sympathie für Sie, und wenn ich nach der persönlichen Bekanntschaft irgend eines Menschenkindes Verlangen trage, so ist es nach der Ihrigen. Könnten wir uns denn nicht auf dem langen Wege von Wien nach Paris (und Wien läßt Sie ziehen?!!) irgendwo treffen, um uns einmal in die Augen zu sehen? Am liebsten hier in meinem hübschen, behaglichen home in Deutz, an den Ufern des Rheins, wo wir seit anderthalb Jahren, infolge der Versetzung meines Mannes, leben. Freund Hiller ist in nächster Nähe, gegenüber im alten heiligen

Köln. Bitte, bitte, theure Frau, geben Sie mir diese Hoffnung. Ich kann Sie und Ihre Blanche mit Leichtigkeit quartieren. Ich habe nie — Ihnen sei dies schreckliche Geständniß ins Ohr geflüstert — ein besonderes Verlangen nach Frauenbekanntschaften verspürt, aber nach Ihnen sehne ich mich seit Jahren! —

Es regt mich auf, zu denken, daß ich in Kurzem vielleicht hören werde: »Wir kommen«.

Lassen Sie mich nicht zu lange auf diese Freudenbotschaft warten.

So recht von Herzen allezeit, theure Frau,

Ihre

Deutz a. Rh., 25. Juni 1881. Elise Polko.

Leider habe ich dieser freundlichen Einladung nicht entsprechen und somit nie die persönliche Bekanntschaft dieser liebenswürdigen Frau und begabten Schriftstellerin machen können.

Unsere Abreise von Wien fand Mitte August 1881 statt. Der Abschied aus der schönen Kaiserstadt wurde mir schwerer, als ich es geglaubt hätte. Das Losreißen von lieben, treuen Freunden und von der Stadt, in welcher ich während so vieler Jahre mit unverdrossenem Eifer gewirkt hatte, berührte mich höchst schmerzlich. Von den Fenstern unserer Wohnung konnte man das Conservatorium sehen. Ihm sandte ich meinen letzten Gruß zu.

Paris 1887.

Sechs Jahre sind seit unserer Uebersiedlung nach Paris verflossen, sechs Jahre angestrengter Thätigkeit, aber auch die angenehmsten meines Lebens.

Hier sind alle Nationalitäten vertreten, alle politischen Meinungen frei, alle religiösen Vorurtheile, wenn auch nicht vollkommen beseitigt, doch in den Hintergrund gedrängt, und der lästige Kastengeist, welcher in anderen Ländern und Städten den gesellschaftlichen Verkehr so sehr erschwert, in die Acht erklärt. Um Frankreich und die Franzosen beurtheilen zu lernen, um ihre socialen Verhältnisse, ihre Lebensanschauung, ihre Lebensweise, ihr Familienleben zu verstehen, muß man nicht allein im Lande selbst, sondern *mit* den Franzosen gelebt haben und ihnen so nahe getreten sein, daß sich vor dem Hauche der Freundschaft ihr ganzes inneres Wesen, wie der Blüthenkelch vor der warmen Luft des Südens, aufthut. Aber auch der, welcher sich nicht anschließt, findet nirgends so freundliche Aufnahme wie in Paris. Den besten Beweis hierfür liefert die Thatsache, daß zahllose Familien aller Weltgegenden, welche einmal hier ihren Wohnsitz genommen haben, denselben mit keinem andern vertauschen möchten.

Jeder fühlt sich in der schönsten aller Weltstädte bald heimisch und findet den seinen geistigen Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreis.

Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten, und ein ganz bedenklicher Schatten sind die Pariser Hauswirthe. Wir haben denselben gemessen an den tausend unverschämten Prätentionen, die sie erheben. Aerzte, Professoren, Advokaten, die mit mehreren Kindern gesegneten Familien, Besitzer von Hunden, Papageien ꝛc. haben die größten Schwierigkeiten, eine ihren Verhältnissen entsprechende Wohnung zu finden. Da ich nun in die Kategorie lehrender Menschen falle, so waren allerhand Kämpfe zu überstehen. Aber mit Geduld gelangt man doch schließlich zum Ziel, und von

fanden eine Wohnung. Einmal diese dreizehnte Herkules-arbeit vollendet, reisten wir schleunigst nach dem nahe-gelegenen Seebad »Le Tréport«, um vor den Anstrengungen der bevorstehenden Wintersaison einige Wochen der Ruhe zu pflegen.

Le Tréport ist reizend in einer, einen Halbkreis bil-denden Bucht gelegen, welche auf beiden Seiten von senkrecht in das Meer gehenden steilen Kreidefelsen begrenzt ist. Der von schmucken Landhäusern eingerahmte Strand, die mitten in üppigem Grün liegende und die Stadt über-ragende Kirche, der Kursalon, der Hafen, sowie das nahe-liegende Seebad Mers, dessen Landhäuser wie Schwalben-nester an den grünen Hügeln hängen, Alles dies bietet einen gar lieblichen Anblick.

Den hier weilenden Badegästen wurden musikalische Genüsse, sowie Vergnügungen jeder Art in reichem Maße geboten.

Täglich um vier Uhr spielte ein vorzügliches Orchester im Kursalon, und Abends wechselten Concerte oder Bälle für Erwachsene mit Kinderbällen ab.

Auf den großen Bällen, oder vielmehr auf den Bällen der Großen fielen mir die vielen rothhaarigen Damen auf. Ich gedachte des heimischen Sprichworts: »Rothe Haar', Gott bewahr'«, und bedauerte die vielen lebenden Sonnen-blumen von ganzem Herzen.

Wie erstaunte ich zu erfahren, daß es die neueste Mode sei, sich die Haare roth zu färben.

Ich muß gestehen, Alles empörte sich in mir gegen diesen letzten »Chic«. Ich fand diese Toilettenkünste unwürdig und bedauerte von ganzem Herzen die Frauen, welche von denselben Gebrauch machten. Ich sagte mir

unwillkürlich, daß, so lange unser Geschlecht sich solch eitlem Treiben hingiebt, die Forderung der Frau nach Emancipation einfach lächerlich ist, und daß die Wenigen, welche, unbekümmert um solchen Tand, in einer Erkenntniß des Ernstes des Lebens nach einer festen Lebensstellung ringen, Universitäten besuchen, sich den strengsten Prüfungen unterziehen, eben doch nichts als jene Inseln im Meere des Frauenlebens sind, die eine Zeitlang sichtbar bleiben, von denen es scheint, daß sie immer mehr Land ansetzen werden, die dann aber plötzlich wieder verschwinden.

Anfang October 1881 saß ich, von alten und neuen Schülerinnen umringt — 28 waren mir von Wien nachgefolgt —, an meinem Flügel in Paris. Die Klassen-Eintheilung, das Unterrichtssystem waren dasselbe wie in Wien, und reges Leben herrschte in der Schule.

Die Uebersiedlung schien mir wie ein Traum! Seit meiner letzten Anwesenheit in Paris hatten abermals in der Musik große fortschrittliche Veränderungen statt gefunden.

Außer den mit Recht so berühmten »concerts du conservatoire« und den »concerts populaires« von Pasdeloup hatten sich auch die »concerts Colonne« und »Lamoureux« einen großen Namen erworben. Die Gründer dieser Concerte hatten es sich nicht nur zur Aufgabe gestellt, die Meisterwerke der Alt- und Neuzeit, sondern auch die früher verpönten Werke Wagners und Berlioz' dem großen Publikum zugänglich zu machen.

Das Studium der Musik im allgemeinen hatte ebenfalls in allen Zweigen der Gesellschaft eine größere Verbreitung gefunden.

Man findet heute in Paris Dilettanten, welche sich getrost mit Künstlern messen dürfen.

Wenige Monate nach meiner Installation wirkten meine Schülerinnen zum ersten Male in einem öffentlichen Concert mit.

Graf Beust, der damalige österreichische Botschafter, veranstaltete am 20. December 1881 in dem Botschaftshôtel eine »matinée musicale« zum Besten der Opfer des Wiener Ringtheater-Brandes, welcher kurz vorher stattgefunden hatte.

Die Pariser Gesellschaft nahm warmes Interesse an dem Unglück, welches Wien betroffen hatte, und ein zahlreiches, elegantes Publikum, unter welchem die Königin Isabella von Spanien, fand sich in den Salons der Botschaft zusammen. Zwei Lieblinge der Pariser, Gabriele Kraus und Faure, hatten die Solo-Vorträge übernommen. Auch meine Tochter Blanche hatte, den Bitten des Grafen Beust nachgebend, ihre Mitwirkung nicht versagen können. Sie sang — zum ersten Male öffentlich und mit vielem Erfolge — französische Romanzen und ein vom Grafen Beust componirtes Lied. Meine Schülerinnen trugen Chöre von Gounod und Rossini vor.

Von nun an wurde ich in den Taumel des Pariser gesellschaftlichen und musikalischen Lebens und Treibens hineingezogen. Ich sah viele alte Bekannte wieder, unter Anderm auch die geniale Künstlerin Madame Pauline Viardot, welche durch den vortrefflichen Rath mich bei ihrem Bruder Manuel Garcia auszubilden, den sie mir bei unserer ersten Begegnung in Wien gegeben hatte, einen so großen, wenn auch indirecten Einfluß auf meine künstlerische Entwicklung ausgeübt hat. Wir besuchten mehrere

sehr interessante »soirées musicales« bei Madame Viardot. In einer derselben sang meine Tochter Blanche mehrere sehr schöne Compositionen der nach jeder Richtung so bedeutenden Frau. Wenige Tage darauf erhielt ich folgenden Brief von Madame Viardot:

8. Juin 1881.

Ma chère amie!

Votre Blanche est un amour. Elle m'a chanté deux de mes mélodies avec un goût et une intelligence rare. J'ai écrit à Gérard, mon ancien éditeur, pour le prier d'envoyer de suite à votre chère enfant plusieurs autres compositions, que je lui ai montrées hier et qui ont paru lui plaire. Elle les dira très-bien.

Je vous charge de l'embrasser pour moi et je la charge de vous le rendre de suite.

Tout affectueusement à vous

Pauline Viardot.

(8. Juni 1881.

Liebe Freundin!

Ihre Blanche ist ein Schatz. Sie hat zwei meiner Lieder mit seltenem Geschmack und großem Verständniß gesungen. Ich habe an meinen alten Verleger Gerard geschrieben, um ihn zu bitten, Ihrem lieben Kinde sogleich mehrere andere meiner Compositionen zu senden, welche ich ihr gestern gezeigt und die ihr zu gefallen schienen. Sie wird sie sehr gut singen. Ich trage Ihnen auf, sie für mich zu küssen, und trage ihr auf, Ihnen den Kuß zurückzugeben.

Herzlichst Ihre

Pauline Viardot.)

Das gesangliche Talent von Blanche beglückte mich unendlich, doch auch ihre literarische Begabung erregte mein ganzes Interesse. Sie schrieb ein Heft mir gewidmeter Gedichte, von denen ich einige hier wiedergebe.

Sonnen.

Kleine Blume liebt die Sonne,
Sonne hat sie oft geneckt,
Hat mit ihren warmen Strahlen
Sie zum Leben auferweckt.

Blume lebt nur für die Sonne,
Sonne lebt der ganzen Welt,
Thöricht, thöricht ist die Sonne,
Die den Strahl für Liebe hält.

Sonne muß stets weiter wandern
Und verläßt das Blümelein,
Küßt und neckt noch viele andern,
Läßt auch diese dann allein.

Sonnen lassen sich nicht fesseln,
Und sie glühn der ganzen Welt.
Thöricht, thöricht ist die Blume,
Die den Strahl für Liebe hält.

* * *

Des Greises Stammbuch.

Mein Büchlein ist ein Leichenfeld,
Drin liegen meine Lieben,
Und Alle, Alle haben mir
Ein Wörtlein drein geschrieben.

Ich blätt're hin, ich blätt're her
Und weine viele Thränen,
Denn Alle gingen ein zur Ruh,
Nach der mich faßt ein Sehnen.

Und manches Grab ist noch gar neu,
Das Schicksal hat gegraben,
Und manches Herze war noch jung,
Das sie bestattet haben.

Mein Büchlein ist ein Leichenfeld,
Drin liegen meine Lieben,
Und vom vergang'nen Glücke ist
Mir nur das Buch geblieben.

* * *

Sehnsucht.

Fliegen möcht' ich durch die Pußta
Auf dem Rücken wilder Pferde,
Jagen möcht' ich wie im Wahnsinn
Auf der glühendheißen Erde.

Und mein Roß soll rascher fliegen
Als des schnellsten Vogels Schwingen,
Und das tolle Reiten wird mir
Ruhe in das Herze bringen.

Und so rasch als der Gedanke
Will ich allen Menschen scheinen,
Und im blitzesschnellen Rasen
Will ich Freudenthränen weinen.

Will stets rascher, wilder fliehen
Auf dem Renner, meinem flinken,
Bis vor Staub und Schaum unkenntlich
Roß und Reiter sterbend sinken.

* * *

Außer den berühmten französischen Alt Meistern Ambroise Thomas und Charles Gounod, mit welchen ich schon früher bekannt und befreundet gewesen war, lernte ich bald nach meiner Ankunft noch die jüngeren Componisten Léo Délibes, Victor Joncières, Camille Saint Saëns, Jules Massenet, Benjamin Godard und Andere mehr kennen. Thomas und Gounod stifteten folgende Weisen in mein Album:

„Le songe d'une nuit d'été."

Hommage à Mme Marchesi.

Paris, 12 Mars 1865. Ambroise Thomas.

Sonate.

A Madame Marchesi Souvenir affectueux

Paris, 20 Juin 1855. Ch. Gounod.

Von neuen Opern hörte ich »Françoise de Rimini« von Ambroise Thomas, »Lakmé« von Delibes, den »Chevalier Jean« von Joncières, »Henri VIII.« von Saint Saëns, »L'Hérodiade« und den »Cid« von Massenet, und überzeugte mich, daß Frankreich augenblicklich reicher als jedes andere Land an fruchtbaren, talentvollen und genialen Componisten ist. Wagners Musik hat auch hier wie überall einen großen Einfluß ausgeübt, doch haben die Franzosen — mit wenig Ausnahmen — weder an Originalität noch an der ihnen eigenthümlichen Grazie und Melodiefrische verloren.

Gabriele Kraus fand ich bei meiner Ankunft noch an der Großen Oper. Sie war nach wie vor der erklärte Liebling des Pariser Publikums. Es wurde mir ebenfalls die Freude zu theil, daß meine Schülerinnen Caroline Salla an die Große Oper und Emma Nevada sowie später Anna Calvé an die Komische Oper engagirt wurden.

Es währte nicht lange, so wurde ich zum »Sociétaire perpetuelle de l'association des artistes musiciens« ernannt.

Alljährlich im Frühjahr veranstalte ich zum Besten dieser Gesellschaft ein Concert im »Salon Erard«, in welchem außer den hervorragendsten Pariser Künstlern auch meine besten Schülerinnen mitwirken. Das erste dieser Concerte fand den 4. April 1883 statt. Der vorzügliche Pianist Herr de Bériot, Sohn der berühmten Malibran, und der treffliche Bariton Herr Bouhy — heute Director der Musikschule in New York — waren so freundlich, mich in demselben zu unterstützen. Von meinen Schülerinnen fanden die Damen Stone Barton und Kate Rolla (beide Amerikanerinnen) den meisten Beifall. In den Concerten der darauffolgenden Jahrgänge sind die berühmten Namen der Herren Diémer, Taffanel, Breitner, Hasselmanns, Brandoukoff, Saint Saëns ꝛc. auf dem Programm zu lesen. Die in diesen Concerten von dem Publikum am meisten bevorzugten Schülerinnen, von welchen mehrere heute bereits mit Erfolg an verschiedenen europäischen Theatern singen, waren die Fräulein Nina Friede, Adele Almati, Gina Oselio, Alice Neyma, Constanze Donita, Mary Johnston, Jane Horwitz, Rose Stewart, Emma Eames, Nellie Melba ꝛc.

Außer diesen Concerten gebe ich regelmäßig solche zum Besten der grauen Schwestern von Montmartre. Meinen Schülerinnen war und ist demnach reichlich Gelegenheit geboten, sich an die Oeffentlichkeit zu gewöhnen, was für junge Sängerinnen von größter Wichtigkeit ist.

Wohl mit Rücksicht auf meine Bemühungen um gewisse öffentliche Anstalten und in Anerkennung meiner Bestre-

bungen für die Hebung der Gesangskunst wünschten Herr Colmet-Daâge, der Präsident de l'association des artistes musiciens, sowie mehrere der berühmtesten Pariser Componisten, mir die Auszeichnung der palmes de l'Académie« zukommen zu lassen. In dem »Figaro« vom 20. October 1885 findet sich in einem die Decorationen im allgemeinen und meine Angelegenheit insbesondere betreffenden Artikel folgender Passus:

Gounod sagte eines Tages zu seinen Collegen der »Akademie der schönen Künste«: „Man hat soeben die Palmen Madame Kraus von der Großen Oper gegeben. Mehrere ihrer Kameradinnen haben sie schon früher erhalten. Es wäre gerecht, den Lehrer gleich dem Schüler zu ehren. Ich schlage daher vor, an den Minister eine Petition zu richten, welche wir Alle unterzeichnen werden, damit Frau Marchesi die Palmen erhalte."

Man unterzeichnete.

Die so glänzend ausgestattete Petition wurde in die Rue de Grenelle gesandt. Aber der Büreaukrat, welchem der Antrag zur Erledigung oblag, berücksichtigte nicht die Randglossen. Vielleicht waren ihm die Namen Gounod, Ambroise Thomas, Reyer, Massenet, Delibes, Saint-Saëns sogar unbekannt! . . . Der Name der Frau Marchesi war diesem Manne auch viel gleichgültiger als jener des berühmten Paul Bert! . . . Bref, er legte die Petition zu dem Pack, welcher nach der Sorbonne wanderte.

Einige Tage darauf erhielt Frau Marchesi folgendes Billet: Madame, vous êtes priée de vous rendre, tel jour, à telle heure, au cabinet de M. X . . ., inspecteur d'Académie, pour affaire qui vous concerne. (Madame, Sie werden gebeten, sich an jenem Tage und zu jener Stunde in das Cabinet des Herrn X . . ., Inspector der Academie, zu begeben, in einer Angelegenheit, welche Sie betrifft.) Sehr neugierig, ging Frau Marchesi — welche Gounod, um ihr eine Ueberraschung zu bereiten, von nichts benachrichtigt hatte, zur anberaumten Stunde zum Rendezvous.

Nach langem Warten wurde sie durch einen, einem Kirchendiener gleichenden Diener zu einem in hoher Cravatte steckenden Herrn geführt.

welcher sie ohne Vorrede, und ohne sie zum Sitzen einzuladen, mit folgenden ironischen Worten ansprach:

„Ha, ha! Sie verlangen die Offiziers-Palmen der Academie?“ (Er sagte dies, wie Bilboquet zu dem jungen Ducantal sagte: »Du willst Gaukler werden, junger, eingebildeter Mensch?!«)

„Mein Herr,“ sagte die durch den Empfang außer Fassung gebrachte Frau, „ich verstehe Sie nicht! . . .“

„Spielen Sie nicht die Unwissende! . . . Wir kennen das Liedchen des Candidaten wider Willen!“

Das Blut rollte in den Adern der Frau Marchesi.

„Mein Herr,“ erwiderte sie mit Stolz, „ich bin gewohnt, daß da, wo ich hingehe, man mich wenigstens bittet, Platz zu nehmen.“

„O, nur keine Sentimentalität,“ hohnlächelte der Mann. . . . „Ich habe keine Zeit mit diesen Possen zu verlieren . . . So setzen Sie sich denn, wenn es Ihnen beliebt, und antworten Sie mir!“

Und ohne Weiteres begann er die gebräuchliche Litanei: „Ihr Stand? . . . Ihre socialen Beziehungen? . . . Sind Sie verheirathet? Haben Sie Kinder? . . .“ Bald hätte er gar gefragt, ob sie legitim seien!

Frau Marchesi, welche beinah erstickte, war schon der Thür nahe.

„Ich wiederhole Ihnen,“ sagte sie, „daß ich nichts verlangt habe! . . . Sollte ich es jedoch gethan haben, so würde Ihre Unerzogenheit mich dazu bewegen, mein Gesuch zurückzunehmen! . . . Ich grüße Sie, mein Herr!“ . . .

Die Angelegenheit verursachte viel Lärm. Das Institut protestirte wie ein Mann, und der Minister, um die Lüge seines Untergebenen wieder gut zu machen, sandte unmittelbar Frau Marchesi die Palmen in einem mit Entschuldigungen ausgepolsterten Schmuckkästchen. Sie war taktvoll genug, dieselben nicht auszuschlagen.

Soweit die Erzählung im »Figaro«.

Ich aber habe bis heute weder die Entschuldigungen des Ministers noch die Palmen erhalten.

* * *

Im Frühjahr 1886 war Paris das Rendezvous dreier musikalischer »Stars«.

Verdi, Rubinstein und Liszt weilten zu gleicher Zeit hier.

Während Verdi still und zurückgezogen lebte und alle öffentlichen Kundgebungen floh, wie dies seine Gewohnheit ist, wurden die beiden anderen Musik-Heroen, Liszt und Rubinstein, vom Publikum hoch gefeiert.

Um sie concentrirte sich alles gesellige, alles musikalische Leben. Die Salons rissen sich um sie, und die Concertgeber waren überglücklich, wenn einer von ihnen als »attraction« ihren Kunstleistungen auch nur in der Eigenschaft eines Zuhörers beiwohnte. Auf gewissen Concertanzeigen war in mächtigen Lettern zu lesen: »Mr. Liszt assistera au concert«. Das gab dem Concert ein Relief und machte Kasse. Oftmals sah man freilich das weiße Haupt des Künstlers sich zum Schlummer neigen, aber bald ermannte er sich wieder und rettete wenigstens den Schein, den Vorträgen aufmerksam zu lauschen.

Liszt ließ sich nicht öffentlich hören. Rubinstein gab aber eine Reihe von sehr besuchten Concerten, in welchen ihm ein fanatischer Beifall gezollt wurde. Abgesehen von seinem unvergleichlichen Spiel, mußte man über sein Riesen-Gedächtniß und seine physische Ausdauer staunen. Man konnte sich glücklich schätzen, wenn man zu Rubinsteins Concerten selbst ein bescheidenes Plätzchen finden konnte.

Liszt stand mit Rubinstein in freundlicher Beziehung. Er besuchte mehrere seiner Concerte und spendete seinem jüngeren Collegen das wärmste Lob.

Obgleich leidend und gebrochen, war Liszts Thätigkeit doch eine rastlose.

Im Monat März wurde unter großer Betheiligung der Pariser seine Graner Messe in der Kirche St. Eustache gegeben.

Die Kirche war überfüllt.

Dem »Comité des écoles libres«, für welche die Einnahme bestimmt war, konnte eine beträchtliche Summe übermittelt werden. Die Aufführung der Messe ließ jedoch Vieles zu wünschen übrig. Eine Wiederholung derselben, welche nach Liszts Rückkehr aus London stattfand, hatte einen weniger günstigen Erfolg.

Nichtsdestoweniger blieb Liszt der Held des Tages. Der Beifall, welchen man ihm überall zollte, der Enthusiasmus, welchen man ihm unter dem doppelten Gesichtspunkt des Künstlers und des Ungarn entgegenbrachte, riefen seine Jugendtriumphe in das Gedächtniß zurück.

Ich hörte Liszt in mehreren Soiréen spielen; sein Vortrag war unvergleichlich schön, seine Kraft aber gebrochen, der Eindruck ein peinlicher, schmerzlicher.

Im gesellschaftlichen Umgange war Liszt derselbe geblieben, zuvorkommend, geistreich und liebenswürdig.

Von Paris ging der berühmte Alt Meister nach London, wo er einige Wochen verweilte und ebenso wie in Paris gefeiert wurde.

Den 3. Mai 1886 gab ich unter seinem Protectorat ein Wohlthätigkeits-Concert für die Waisenkinder von Montmartre. Saint-Saëns und der ausgezeichnete Harfenspieler Hasselmanns unterstützten mich in demselben. Saint-Saëns spielte mit gewohnter Meisterschaft Liszt's Phantasie über den »Faust-Walzer«. Meine Schülerinnen trugen beinahe ausschließlich Liszt'sche Compositionen vor, unter Anderm die Arie »Jeanne d'Arc au bücher«, ferner deutsche Lieder

und die Hymne »L'enfant à son réveil«. Dieser schöne Frauenchor wurde von Liszt persönlich einstudirt; die Proben dazu fanden in dem glänzend ausgestatteten Atelier des berühmten Malers Munkaczy statt, bei welchem Liszt während seiner Anwesenheit in Paris wohnte.

In einer musikalischen Soirée, welche wir im Frühjahr gaben, waren Liszt und Rubinstein, die beiden Klavier-Titanen, anwesend.

Als Liszt mir einige Tage später zum Abschied die Hand reichte, ahnte ich, daß es das letzte Mal sein würde. Er starb in der That kurze Zeit darauf in Baireuth.

Ich habe an Liszt einen treuen Freund, die Welt einen genialen Künstler verloren.

Anfang April besuchte Verdi meine Schule. „Es freut mich, Ihre Schülerinnen zu hören," sagte er zu mir, „doch bitte, keine Musik von Verdi."

Trotz dieses Verbots standen, mit Ausnahme Mozartscher Musik, nur Verdische Compositionen auf dem Programm. Der Meister war genöthigt, das Frauen-Duett aus »Aida«, die Arie aus »Rigoletto«, den Bolero aus der »sicilianischen Vesper« und noch andere seiner Compositionen geduldig anzuhören. Als die jungen Amerikanerinnen Rose Stewert und Eleonore Everest das Duett aus »Così fan tutte« und Mary Decoa mit schöner Stimme und großer Fertigkeit die Arie der Nacht aus der »Zauberflöte« gesungen hatte, rief der Meister aus: „Ja, es giebt nur einen Mozart."

Verdi war voll des Lobes über die Vorträge der Schülerinnen und hatte für Jede und Jeden ein freundliches Wort. Er schien an dem Leben und Treiben der Jugend großen Gefallen zu finden, war heiter und guter Dinge

und ermahnte die ihn enthusiastisch begrüßenden jungen Mädchen, nie in ihrem Kunsteifer zu erlahmen.

Nach Beendigung der zu Ehren Verdi's veranstalteten Matinée überreichten ihm die nach ihren Nationalitäten gruppirten Schülerinnen schöne, mit Bändern in den jedesmaligen Landesfarben geschmückte Bouquets und Kränze. Verdi, gerührt von dieser Aufmerksamkeit, beglückte jede der jungen Sängerinnen mit seinem Autographen. Bis zum Tage seiner Abreise war sein Salon noch mit den ihm gespendeten Blumen geschmückt.

Wenige Tage nach Verdi's Besuch kam Rubinstein zu uns, um die Vorträge der bei mir studirenden Russinnen anzuhören.

Schon beim Eintreten des großen Künstlers wurden die jungen Mädchen von panischem Schrecken ergriffen. Sie zitterten wie Espenlaub und verloren jede Geistesgegenwart. Ich mußte sie zum Singen beinahe zwingen.

Rubinstein saß streng und kalt da, kein aufmunterndes Wort kam über seine Lippen.

Nach Beendigung der Vorträge überreichten ihm seine jungen Landsmänninnen prachtvolle Blumen. Er schob sie mit den Worten zur Seite: „Blumen passen für Sängerinnen, nicht aber für Männer. Ich liebe solche Huldigungen nicht.“ Sodann forderte er sie auf, als gute Patriotinnen ihre Studien in Rußland und nicht im Auslande zu vollenden. Eine der jungen Mädchen wagte schüchtern die Bemerkung, daß, wenn Rußland gute Lehrkräfte in gesanglicher Beziehung hätte, sie gewiß vorziehen würden, in der Heimath bei den Ihrigen zu verweilen.

Als Rubinstein sich entfernt hatte, brachen die jungen Russinnen in Thränen aus. Die ihm gespendeten Blumen verwelkten einsam und vergessen in seinem Vorzimmer!

Folgender an mich gerichteter Brief Rubinstein's mag beweisen, wie derselbe ein Fanatiker des Nationalitäts-Prinzips auch in der Kunst ist.

Paris, 16. Avril 1886.

Chère Madame Marchesi.

Comprenant tout le bien que vous faites aux dames russes qui viennent prendre des leçons chez vous, je ne puis cependant ne pas vous exprimer un vif désir, celui de me permettre de vous désigner un »maëstro au piano russe«, connaissant le répertoire russe, et faisant étudier en langue russe vos élèves qui se destinent pour la carrière théatrale russe — en acceptant cette manière de voir, vous comblerez les seules lacunes, qui à mon avis, subsistent dans votre célèbre école. J'espère que vous ne prendrez pas en mauvaise part la franchise avec laquelle j'ose vous exprimer ce voeu.

Tout à vous

Ant. Rubinstein.

(Liebe Frau Marchesi!

Ich begreife vollständig, wie gut es für die russischen Damen ist, bei Ihnen Stunde zu nehmen, ich muß Ihnen jedoch einen lebhaften Wunsch ausdrücken, den, mir erlauben zu wollen, Ihnen einen russischen »maëstro au piano« zu bezeichnen, welcher das russische Repertoire kennt und in russischer Sprache die Schülerinnen, welche sich der russischen Theater-Carrière widmen, studiren läßt. Wenn Sie diese meine Anschauungsweise sich aneignen wollten, würden Sie die einzige Lücke ausfüllen, welche sich meiner Meinung nach in Ihrer berühmten Schule befindet. Ich hoffe, daß Sie die Offenheit, mit welcher ich Ihnen diesen Wunsch ausdrücke, nicht übel nehmen werden.

Ganz der Ihrige

Ant. Rubinstein.)

Ich hätte gern den Wunsch meines Freundes erfüllt, doch fand ich erstens in Paris keinen Musiker, welcher

das ihm von Rubinstein zugedachte Amt hätte übernehmen können, und zweitens theilte ich nicht seine Ansicht.

Es giebt nur *eine* gute Gesangsschule, es ist *diejenige*, in welcher das Sanges-Instrument vollkommen ausgebildet und dem Schüler die richtige Declamation, der gute Stil, die Aussprache und der Gefühls-Ausdruck beigebracht werden. Um den Bel canto und das »Recitativ« zu lernen, möchte ich vor Allem das Studium der Alt-Italiener anrathen, gleichviel welcher Oper sich der Schüler zuwendet.

Wenn er zu singen, *schön* zu singen versteht, so kann er sich leicht in die specielle Vortragsweise der verschiedenen National Compositionen finden, vorausgesetzt, daß er der Landessprache vollkommen mächtig ist. Haben nicht an der Großen Oper und an der Komischen Oper in Paris, sowie an den verschiedenen Bühnen Deutschlands und Italiens seit Jahren Sängerinnen aller Nationen gewirkt? Daß dies kein Leichtes ist, wird Niemand bestreiten, doch ist das Ziel kein unerreichbares; und um auf »die russische Frage« zurückzukommen, möchte ich erwähnen, daß zwei aus meiner Schule hervorgegangene russische Sängerinnen, Fräulein Marie Sionitzka (Sopran und Nina von Friede Mezzo Sopran) an der Kaiserlichen Oper in St. Petersburg engagirt sind. *Gut singen* ist die Hauptsache, was aber freilich nicht immer erreichbar, alles Andere vermag man sich für die musikalisch-dramatische Kunst anzueignen. Um jedoch eine nach jeder Richtung hin gebildete Sängerin zu werden, dazu gehört *Zeit*. Diese *Zeit* ist es, welche man heutzutage den studirenden Sängerinnen vorenthält. Wenn mir von ungeduldigen und der Erziehung zur Kunst des Gesanges fremd gegenüber-

stehenden Eltern und Verwandten eine neue Schülerin zugeführt wird (und dies ist hauptsächlich bei Amerikanern der Fall), so heißt es oft: Wie lange wird das Studium dauern? Bitte es zu beschleunigen! Wieviel ist die Stimme meiner Tochter werth? Sollte man nicht vier bis fünf Stunden pro Tag singen? Wird sie so viel wie die Patti verdienen? ꝛc. ꝛc.

Die Kunst wird als Geschäft betrieben, und dieses Geschäft soll schnell abgewickelt werden. Das Studium des Gesanges bedarf der Zeit, und der Studirende muß sonst auch nach jeder Richtung hin eine tüchtige Ausbildung genossen haben. Der heutige Mangel an bedeutenden Sängerinnen ist zum Theil wohl der Lauheit und Unkenntniß der Lehrer, aber vor Allem der fieberhaften Ungeduld der Studirenden zuzuschreiben. —

Im Herbst 1886 veröffentlichte ich bei dem Pariser Verleger Grus meine große Gesangsschule. Ich widmete dieselbe meinem Freunde Gevaert in Brüssel.

Diese Arbeit betrachte ich als den Schlußstein meiner bisher veröffentlichten praktischen Werke für Gesang.

Ende November desselben Jahres gaben wir eine Soiree, in welcher außer Gabriele Kraus, Emma Nevada und Herrn Diemer auch die berühmte Tragödin Adelaide Ristori mitwirkte. Die große Künstlerin trug mit ihrer bekannten und bewährten Meisterschaft die berühmte Nachtwandel-Scene aus »Lady Macbeth« vor und riß durch ihren herrlichen Vortrag zu enthusiastischem Beifall hin!

Madame Ristori hat seitdem ihre Memoiren veröffentlicht. Sie bespricht in denselben die Auffassung ihrer sechs besten Rollen: »Maria Stuart«, »Myrrha«, »Medea«, »Phädra«, »Lady Macbeth« und »Elisabeth«. Jungen

Schauspielerinnen dürfte das Studium dieses Buches, das ich mit besonderem Interesse gelesen, von großem Nutzen sein.

Während der letzten Jahre habe ich regelmäßig und mit größter Aufmerksamkeit in dem Pariser Conservatorium dem »Concours de chant«, der »Opéra comique« und der großen »Opéra« beigewohnt.

Man kann, ohne befürchten zu müssen, eines Irrthums geziehen zu werden, das Pariser Conservatorium als die erste Musik-Anstalt der Welt bezeichnen.

Was die Ausbildung der Frauenstimme in demselben betrifft, so ist dieselbe allerdings nicht immer eine glückliche. Das modern gewordene Schreien und Forciren hat die Rheingrenzen bereits überschritten und ist bis in die Räume des Pariser Conservatoriums gedrungen. Der elegante Gesang, die feine, geistreiche Declamation, welche den Franzosen allein eigen war, fängt oft an, durch grobe Effecte ersetzt zu werden. Der getragene Gesang wird außerdem auf Kosten der Coloratur, welcher man in Frankreich zu sehr huldigt, in den Hintergrund gedrängt. Dies ist auch die Ursache des großen Mangels an dramatischen Sängerinnen in Frankreich. Aber vortreffliche »Sujets d'opéra comique« sind all die kleinen, zierlichen Französinnen, und ihr Spieltalent verdeckt so manche Mängel im Gesang, so manche unschöne Tonbildung.

Ein Umstand fiel mir in den dramatischen Prüfungen auf.

Die Kunstnovizen spielten ohne Costüme, ohne jede theatralische Beihülfe. Daß dies jede Illusion benimmt und den Erfolg schmälert, ist begreiflich. Ein Page in Weiberkleidern, ein Figaro, Prophet, Robert der Teufel ꝛc. im schwarzen Schwalbenschwanz, mit zierlichen Lackstiefeln

wirkt komisch und reizt oft das Publikum zu lauter, unliebsamer Heiterkeit. Auch die nüchterne Klavierbegleitung wirkt störend.

Das Pariser Conservatorium sollte auch in betreff der öffentlichen Prüfungen tonangebend sein und anderen Conservatorien nach dieser Richtung hin nicht nachstehen.

Nachdem ich so seit Jahren in den Hochgenüssen raffinirtester Musik geschwelgt und solche gelehrt, verlangte es mich, einmal zu wissen, wie Denen zu Muthe, die sich zur Aufgabe gestellt, die edle Kunst in ihren Rudimenten den Barbaren im engsten Sinne des Wortes, ja den menschenfressenden Barbaren beizubringen.

Seit meiner Ankunft in Paris hatte ich so viel von der rothen Republikanerin Louise Michel gehört, daß der Wunsch in mir rege wurde, die ehemalige Musik-Professorin der Kanaken kennen zu lernen.

Die Gelegenheit bot sich mir letztes Jahr dar. Eine amerikanische Journalistin, welche im Auftrage ihres Journals schon öfters Unterredungen mit Louise Michel gepflogen, erbot sich freundlichst, mich bei ihr einzuführen.

Die »rothe Louise« wohnt in einer der armseligsten Pariser Vorstädte, »Levallois-Perret« genannt.

Als wir bei ihr eintraten, saß sie schreibend an einem mit Büchern bedeckten Tische. „Ich bin im Begriff, meine Gedichte zu corrigiren," sagte sie, uns freundlich entgegenkommend und uns zum Sitzen einladend. Ihr kleines Wohnzimmer enthielt nur wenige armselige Möbel, ihr Anzug war im höchsten Grade verwahrlost. Auffallend contrastirten damit ihre schönen, weißen, wohlgepflegten Hände. Während wir mit Louise Michel sprachen, lugte öfters durch die halbgeöffnete Küchenthür ein neugieriges

Frauenauge. „Meine Cousine," erklärte Fräulein Michel, „sie beschäftigt sich mit meinem kleinen Haushalt." Im Laufe der Unterhaltung erzählte uns die Anarchistin von ihrem Aufenthalt in den verschiedenen Gefängnissen, wie glücklich sie in denselben gewesen, und wie unglücklich sie außerhalb derselben sei. „Wenn ich hinter Schloß und Riegel sitze," fuhr sie fort, „so kann ich den ganzen Tag schreiben und thun, was mir beliebt; bin ich aber frei, so bettelt man mich unaufhörlich an und belästigt mich auf alle erdenkliche Weise. Dabei besitze ich doch selbst nur, was ich durch die Großmuth meiner politischen Glaubensgenossen erhalte, und kann Niemandem helfen.

Aus ihrem Aufenthalte in Caledonien, wo sie mehrere Jahre verweilte, erzählte sie uns, daß sie sich dort frei ergehen und mit der musikalischen Erziehung — Louise Michel ist sehr musikalisch — der dort mit ihren Eltern internirten Kinder beschäftigen durfte. Sie fand auf der Insel ein altes Klavier, welches ihr zum Einstudiren der Chöre und für den Gesangsunterricht gute Dienste leistete. Die darin fehlenden Tasten mußten beim Scala Singen rasch durch die Stimme ersetzt werden, durch welche Treffübungen — wie sie uns triumphirend versicherte — die Kinder sehr musikalisch wurden. „Diese meine Erfindung", sagte sie, „sollten alle Meister bei dem »solfeggiren« anwenden."

Louise Michel, welche früher Lehrerin war, hat in Numea, der Hauptstadt Caledoniens, mehrere Schulen unter den Eingeborenen gegründet und auch unter diesen durch die Studien mit dem zahnlückigen Klavier veredelnd gewirkt.

Sie führte uns sodann in ihr Schlafzimmer, welches

einfache, aber hübsche Möbel enthielt. Ein großes Bett fiel mir besonders auf. „Die Möbel und das Bett", so sagte sie, „sind ein Vermächtniß meiner guten, unvergeßlichen Mutter. Diese Katzen — sie deutete auf drei große schwarze Exemplare dieser Rasse, wovon zwei uns mit funkelnden Augen anstierten — habe ich aus Caledonien mitgebracht, sie waren mir treue Freunde in der Gefangenschaft. Eine davon ist blind. Eine giftige Spinne hat ihr in ihrer Heimath die Augen ausgestochen."

Wir plauderten wohl eine Stunde mit der armen Person. Ihre wohltlingende Stimme wurde nur dann rauh und gell, wenn man ihre politischen Meinungen angriff, was ich zu thun nicht unterlassen konnte.

Beim Abschiednehmen bat ich sie um einen Autographen. Sie schrieb folgende Worte auf einen Streifen Papier:

A quelqu'un qui m'est sympathique, je ne sais pourquoi.

Louise Michel.

Juillet 1886.

* * *

So wie Liszt vergangenes Jahr das Protectorat für mein den grauen Schwestern in Montmartre gewidmetes Wohlthätigkeits-Concert übernommen hatte, so war Gounod so liebenswürdig, dasselbe dieses Jahr (1887) unter seinen einflußreichen Schutz zu nehmen. Es wurden beinahe ausschließlich seine Compositionen vorgetragen. Gounod scheute keine Mühe, um meinen Schülerinnen die Chöre aus »Mireille«, »Sapho« und der »Reine de Saba«, sowie die Arien aus »Faust«, »Mireille«, »Romeo und Julie«, »Sapho«, »Philémon et Baucis« persönlich einzustudiren. Die jungen Mädchen waren nicht wenig stolz auf diese Auszeichnung, und ihre enthusiastischen Kund

gebungen für den Meister wollten bei den Proben kein Ende nehmen.

Das Concert fiel — nach jeder Richtung hin — vortrefflich aus.

In der Nacht vom 25. bis zum 26. Mai 1887 ging die Komische Oper in Flammen auf, unter ihren Trümmern Hunderte blühender Menschenleben begrabend. Ein Schrei des Entsetzens durchlief die ganze civilisirte Welt. Das sonst so fröhliche Paris stand wehklagend vor den rauchenden Trümmern des Hauses Aubers und Boieldieus, war es doch gerade dieses Institut, welches vorzugsweise die nationale Musik pflegte, das den Parisern theuer, so zu sagen mit ihnen verwachsen war. Der starre Schmerz löste sich aber in Thränen und das Wehklagen verwandelte sich in werkthätige Hülfe. Die schreckliche Katastrophe hatte unzählige Opfer gefordert, viele Familien waren schwer betroffen, Vielen der Ernährer geraubt. Das Personal der Oper, welches sich hatte retten können, war hülf- und mittellos.

Die unendliche Mildthätigkeit der Pariser bewährte sich wieder bei diesem traurigen Ereignisse. Die Spenden flossen von allen Seiten reichlich zu, und die Kranken, Verwundeten, Verwaisten hatten in ihrem großen Unglück neben dem Trost einer allgemeinen herzlichen Theilnahme die Beruhigung, nicht materiell leiden zu müssen.

Auch ich wollte mein Scherflein zur Linderung der Noth der Familien und der armen Leidenden beitragen und verwandelte daher meinen jährlichen »concours de chant« in ein Concert zum Besten der Opfer des Brandes.

Dasselbe fand den 11. Juni im »Salon Erard« statt. Die bewährten Meister Brun, Hasselmanns und Taffanel

hatten mich auch in diesem Concert bereitwilligst unterstützt. Enthusiastischer Beifall des zahlreich versammelten Publikums wurde ihnen zu theil.

Die Schülerinnen, welche sich bei dieser Gelegenheit am meisten auszeichneten, waren Fräulein Emma Eames, Anna Kribel, Jeanne Horwitz und die Damen Eoline Stoddard, Julie Wymann und Nellie Melba. Letztere, eine mit herrlicher Sopranstimme ausgestattete junge Australierin, ist bereits für die Königliche Oper in Brüssel engagirt, wo sie diesen Herbst als Gilda in der Oper »Rigoletto« auftreten wird. —

Ich stehe am Ende meiner Erinnerungen. Lasse ich noch einmal mein Leben im Geiste an mir vorüberfliegen, so ist neben der Thatsache, daß sich um zwei Pole, um Wien und Paris, meine künstlerische Thätigkeit von den ersten Anfängen an bewegt hat, ein anderer bestimmter Zug des Schicksals darin zu erkennen: Trotz des glühenden von frühester Jugend auf mich beseelenden Wunsches, mich der Bühne zu widmen, bin ich immer wieder dem Gesanges-Lehrfache zugeführt worden. Und wie sehr ich mich vor diesem Berufe anfänglich gefürchtet, wie oft ich auch später in demselben mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, wie viel ich in ihm auch geduldet und gelitten, wie großen Undank ich in ihm zuweilen geerntet, er ist mir doch lieb und werth geworden, dieser Beruf, in welchem ich anderer seits so viele glückliche Resultate mit meiner Methode erzielt, in welchem ich — das darf ich mit gutem Gewissen behaupten — die Gesangeskunst gefördert, viele tüchtige Sängerinnen herangebildet und ganze Familien beglückt habe durch die Hebung, Läuterung, Prägung eines in ihrer Mitte schlummernden Schatzes.

Auf eine stattliche Anzahl Schülerinnen mit Namen, die in der ganzen Welt bis zu den äußersten Grenzen der Civilisation begeisterungsvoll genannt werden, darf ich zurückblicken. Herrliche Blüthen sind es, freundlich auf dem zurückgelegten Berufspfade mich grüßend, und schon sehe ich es vor mir wieder sprießen und blühen. Treu will ich euch pflegen, ihr jungen keimenden und knospenden Talente, wenn auch ihr nur die Treue halten wollt in Fleiß und Begeisterung für die herrliche Kunst des Gesanges.

Treue um Treue um des »bel canto« willen.

Gedruckt bei August Bagel in Düsseldorf.

黎廉圖書社
LIM M. LAI
PRIVATE LIBRARY